J. F. Cooper's
sämmtliche Werke.

115tes — 117tes Bändchen.

Italien.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1838.

Druck und Verlag von Joh. David Sauerländer.

Italien.

Von

James Fenimore Cooper.

Aus dem Englischen übersetzt

von

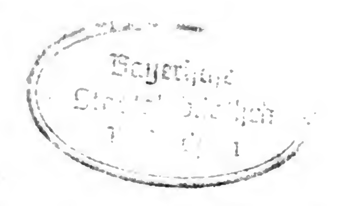
Dr. C. F. Nietsch.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1838.

Druck und Verlag von Joh. David Sauerländer.


Staatsbibliothek
München



Achtzehnter Brief.

Bergpfade in der Nähe von Sorrento. — Der „Scaricatojo." — Malerische Wohnungen. — Amalfi. — Salerno. — Eboli. — Das Schloß. — Aussicht von demselben. — Ungesundheit auf dem Lande. — Büffel. — Vortheilhafte Ochsenzucht. — Mordscene. — Pästum. — Der Tempel Neptuns. — Scenerie von Pästum. — Schöne Landstraße nach Pompeji. — Castel a mare. — Wegnahme amerikanischer Schiffe durch Mürat. — Einfluß der handeltreibenden Bevölkerung in Amerika. — Nichtachtung der Rechte einzelner Bürger.

Sobald die Jahrszeit hinreichend vorgerückt war, um wegen der Malaria keine Besorgnisse mehr zu erregen, schrieb ich an unsern Freund Hammett in Neapel, und traf zu einem Besuch des alten Pästums die nöthigen Anstalten. — Der Consul stellte sich am bestimmten Tage ein, und am folgenden Morgen verließen wir nach zeitig eingenommenem Frühstück unsere Casa detta del Tasso, wie gewöhnlich, auf Eseln und schlugen einen der Bergpfade ein, die nach dem Golf von Salerno führen.

Schon öfter hatten wir dieselben Anhöhen durchstreift und uns der Lieblichkeit und Anmuth dieser Ansichten erfreut; denn von diesen Höhen hatten wir den Ueberblick beider Buchten und ihrer farbenprächtigen Scenerie. Doch nie empfanden wir das Schöne dieser Landschaften so innig wie an diesem Tage. Die Küsten dieses gebirgigen Vorlandes sind längs der Bucht von Salerno in

der Regel höher ansteigend, als längs der Bai von Neapel, wiewohl sie kaum irgendwo schroffere Abhänge darstellen. Auf dem höchsten Punkt des Bergpfades angelangt, entließen wir die Esel und bereiteten uns vor, den nächsten Pfad bergab zu Fuße zu gehen, indem wir Jemand mitnahmen, um Nachtsack und Mäntel uns nachzutragen.

Der Ort, wohin wir uns wandten, und vorzüglich der Pfad, der uns hinführen sollte, hat eine große Localberühmtheit, und das mit vollem Rechte, bei den Freunden malerischer Ansichten erlangt. Er führte den Namen „Scaricatojo," welches, so viel ich weiß, einen Stapel- oder Landungsplatz bezeichnet. Unser W — —, der seine pennsylvanische Abkunft häufig durch seine Vorliebe für Wortspiele verräth, nannte ihn: „Scare you, the toes, oh!" *) — und wirklich ist dieß die unbequemste Stelle an der Küste, an welchem ich jemals einen Landungsplatz zu finden erwartet hätte. Der Abhang ist außerordentlich hoch, mehrmals höher als bei Sorrento und beinah eben so steil. Wir gelangten auf einen Zickzackwege, theils Fußweg, theils Treppenstufen, hinunter; es war mehr ein Weg für kriechende als für aufrecht gehende Geschöpfe; aber wir waren neugierig auf das,

*) Diese mit „Scaricatojo" ähnlich lautenden Worte „Scr' ju the tubs oh" können durch „Vorgesehn! Zehen gewahrt! au!" übersetzt werden. Ein Felsenhang, hoch genug, um daran die Fußzehen zu zerschellen! —

was wir drunten außer den Wellen des Meers irgend sonst noch antreffen könnten. Wir fanden wirklich einen Landungsplatz, grade groß genug, daß einige Kähne anlegen konnten, und hinreichenden Raum für ein kleines Gebäude, in welchem zwei oder drei Zollbeamten hausten; denn so groß ist die Wachsamkeit der Regierung auf Alles, was auf die Staatseinkünfte Bezug hat, daß kein Fleckchen, an welchem ein Boot irgend landen könnte, der Aufmerksamkeit der Steuerbeamten entgehen kann.

An diesem Scaricatojo mietheten wir einen Kahn mit zwei Ruderern und ließen uns langsam über's Wasser hingleiten, bis nach Amalfi, welches ungefähr sechs bis acht englische Meilen weiter aufwärts an der Bucht in der Richtung nach Salerno liegt. Wir waren unserer fünf, und die zwei Ruderer mit einbegriffen, war diese Fracht fast zu groß, als daß wir bei einem unerwarteten Windstoß in unserm Kahn uns hätten behaglich fühlen können; doch glücklicherweise regte sich kein Lüftchen; aber die Wiege des alten Neptun schaukelte auf und ab, und längs den Küstenwänden prallten und brandeten die Wellen, wie dieß immer geschieht, sei es Windstille oder Sturm. Gelegentlich wurden wir bei'm Umfahren einzelner hervorspringender Felsen von der Dienung landwärts getrieben, so daß wir fast den treibenden Wasserblasen ähnelten; doch im Ganzen war keine Gefahr zu besorgen.

Oefters war ich in der Schweiz unter Abhängen

hingerudert, doch selten befand ich mich dort unmittelbar unter Felsenwänden von solcher beträchtlichen Höhe; denn manche Gipfel an dieser Küste zwischen Amalfi und dem Scaricatojo erhoben sich, wie ich hörte, bis zu sechstausend Fuß. Dieß ist ungefähr die Höhe von Mount Washington, und solche Anhöhen stellt die ganze Küste in Abständen von einer englischen Meile oder weniger an der Grundlage mehre dar. In der Schweiz hat man die Ansicht von Meierhöfen, Hütten, Klöstern, Weilern, Kirchen, Schlössern längs den Abhängen; doch erinnere ich mich kaum ähnlicher Ansichten von so dicht auf einander folgenden Wohnungen längs Felsenwänden von gleicher, fast senkrechter Abdachung, wie an diesem Tage die Küstenfelsen wenige Meilen vor Amalfi darboten. Manche Landhäuser erschienen uns, während wir tief unter ihnen vorüberschifften, gleichsam an den Steinmassen angeheftet, obschon hinlänglicher Raum zum sichern Anbau vorhanden sein mußte. Als wir eben im Begriff waren, uns Amalfi zu nähern, gewahrten wir ein Klostergebäude, das in die Felsenmassen auf eine höchst malerische Weise hinein gebaut zu sein schien, indem die Felsenwand über dem Klostergemäuer noch fast gleich hoch zu den Wolken emporstieg.

Amalfi liegt in einer kluftähnlichen Vertiefung, und ist mit nicht größern Bequemlichkeiten als Handelsstadt und Havenplatz versehen, außer denen, welche ein kaum eine Viertelstunde Weges weit sich erstreckendes

Gestade am Meere darzubieten vermag. Wirklich besitzt Amalfi ein Gestade, und ein solcher unbedeutender Strand ist in einer Gegend, wie diese, hinreichender Beweggrund zur Anlage einer Stadt; denn die leichten Fahrzeuge der Alten konnten mit Leichtigkeit auf den Strand gezogen werden, wo sie alsdann völlig sicher lagen.

Nie war mir eine ähnliche Scene von Gezänk, Bettelei, Schimpfreden und Raubsucht vorgekommen, als uns hier beim Anlegen an das Gestade von Amalfi umgab. Männer, Weiber und Kinder umringten uns schaarenweise, vorzüglich letztere, so daß wir endlich mit Gewalt uns von ihnen befreien mußten.

Man könnte leicht zu dem Glauben verleitet werden, daß Amalfi bloß zum Vergnügungsort erbaut worden sei, wenn man einzig die schöne, malerische Lage der Stadt beachtet; denn das Gestade am Meer und die Thalschlucht in den Bergen, welche einen bessern und bequemern Weg landeinwärts möglich macht, sind die beiden einzigen praktischen Vorzüge, welche die Erreichung anderer Zwecke ausnahmsweise möglich machen. Machen Sie sich einmal eine Vorstellung von dem Eindruck, welchen der Anblick einer ziemlich großen Stadt hervorbringen muß, die zwischen den Felsenwänden einer gebirgigen Küste hinanklimmt, und deren Kirchen, Klöster und Landhäuser ringsumher ganz nach Zufall und Laune über schmalen Klippenrändern emporragen. Diese Leute sind ein strengdurchgeführter Gegensatz von uns Ameri-

kanern, was die Anlage von Städten betrifft; denn während wir mit der klugen Berechnung und dem unermüdlichen Eifer weitaussehender Gewinnsucht Maulwurfshügel abtragen, suchen diese Menschen unzugängliche Klippen und schauerliche Klüfte auf, gleich poetischen Schwärmern. Wir thun freilich wohl daran, daß wir unsere Wohnungen als einen Geschäftsartikel betrachten und dafür sorgen, daß kein Zimmer mehr als zwei Fenster enthalte, weil ein drittes das Vermiethen derselben leicht erschweren könnte; doch thun diese Leute vielleicht noch besser, indem sie ihre Häuser als Aufenthaltsorte betrachten, in welchen Jeder nach seinem eignen Geschmack sich einrichten und seinen eignen angenehmen Betrachtungen nachhängen möchte. Ich bin überzeugt, daß wir in weit kürzerer Zeit ansehnliche Summen zu erwerben, aber das Erworbene weit weniger wirklich zu genießen verstehen. Eine Handschrift der Pandectensammlung wurde im Jahr 1137 in Amalfi aufgefunden. Aber ich möchte wohl wissen, wo das Regulativ des Krämergeistes entdeckt wurde?

Da wir nur wenige Zeit vor uns hatten, so mietheten wir ein größeres Boot mit sechs Ruderern, und, nachdem wir bloß einige Erfrischungen zu uns genommen hatten, verließen wir Amalfi nach einer Stunde. Die Gegend gewann allmählig ein verändertes Ansehen, je mehr wir uns dem Innern der Bucht näherten; die Höhe der Bergkuppen nahm fortwährend ab, ihre Abda-

chung gegen das Meer ward zusehends weniger senkrecht, und die Küsten wurden immer mehr zugänglich. In der Richtung nach Calabrien erschien die Küste niedrig, die Apenninen zogen sich immer weiter landeinwärts zurück, wiewohl wir ihre bläulichen und zackigen Formen noch immer in neblicher Ferne unterscheiden konnten. Ein rüstiger junger Bursche, welcher das Streichruder führte und der auf unsre meisten Fragen antworten konnte, gab uns durch seine Mundart manchen Stoff zur Unterhaltung. Das Wort: signore sprach er immerfort „Snore" aus. „S'nore, si." — „S'nore, no." — So lauteten seine Antworten, was, wie Sie leicht denken können, unsern W— — äußerst belustigte. *)

Wir fanden die Stadt Salerno am Strande erbaut; hinter ihr erhoben sich mehre Hügel, und in noch weiterm Abstande wölbte sich ein Amphitheater von allmählig ansteigenden Berghöhen empor. Salerno hat an der nach ihr benannten Bucht eine ungefähr gleiche Lage, wie Neapel an der ihrigen; doch sind die Umgebungen ersterer Stadt in manchen Beziehungen weit weniger malerisch, als die von Neapel, während sie letztere wieder in anderer Hinsicht übertreffen. Die südliche, oder richtiger, die östliche Küste des Golfs ist nämlich vergleichungsweise wenig anziehend, weil hier das Wasser meistens nur ganze

*) Snore heißt nämlich im Englischen: Schnarchen, Schnauben, Näseln.

flache Gegenden berührt. Das Ziel unserer Lustreise war von hieraus noch etwa fünfundzwanzig bis dreißig englische Meilen entlegen. Salerno hat wenig mehr zu bedeuten, als daß sie eine gute Rhede für Schiffe von allen Größen besitzt; außerdem hat die Stadt noch einen ziemlich ausgedehnten Molo, hinter welchem aber nur kleinere Fahrzeuge vor Anker gehen können. Die Siroccowinde haben in dieser Bucht ungehinderten Zugang; aber gegen alle Winde von Westen an nordwärts, bis von Südosten her liegt die Rhede hinlänglich geschützt.

Da die große Poststraße von Neapel nach Calabrien, ein Theil der alten Appischen Straße, durch Salerno führt, so nahmen wir uns hier einen Wagen und miethеten drei Pferde dazu und fuhren, sobald es gehn wollte, rasch nach Eboli zu. Die Landstraße war vortrefflich, und die Scenerie dünkte uns bezaubernd. Kaum entsinne ich mich einer raschern Folge von herrlichen idyllischen Ansichten, von anmuthigen Gehölzen und Auen, von freundlichern Triften, sämmtlich von weitschattenden Eichen überwölbt, als wir an diesem Abend im Fluge an uns vorüber gleiten sahen. Die Bevölkerung hatte ebenfalls ein geeignetes Ansehen, um den lieblichen Eindruck noch mehr zu heben. Ihre Trachten waren im höchsten Grade malerisch, wenn auch bisweilen etwas ärmlich, und wir begegneten nur wenigen Männern ohne Flinten. Manche trugen sogar kurze Schwerter. Ich vermuthe, daß diese Sitte durch die Gewaltthätigkeiten

veranlaßt worden sein mag, welche in früherer Zeit hier von den Banditten verübt wurden, die häufig in den Bergen umher ihr Unwesen trieben. Auch mögen die Ueberfälle von Seeräubern aus der Berberei an einer so leicht zugänglichen Küste sie zu dieser Gewohnheit veranlaßt haben. Ein oben zugespitzter, hochgeformter Hut, öfter mit Bändern geschmückt; lederne, bis an die Kniee reichende Kamaschen, ein fast wie eine Husarenjacke zugeschnittenes Wamms, und eine nachlässig unter dem Arm getragene Flinte; dieß Alles vereinigt, eignet diese Männer hinreichend zu einem malerischen Gegenstand. Obschon wir uns noch nicht im eigentlichen Calabrien befanden, so glichen diese Leute doch schon weit eher Calabresen als Neapolitanern.

Wir kamen nicht eher in Eboli an, als bis es bereits dunkel war, und stiegen in einem Wirthshause außerhalb der Stadtmauern aus, das früher ein Kloster gewesen sein mochte. Bei näherer Ansicht war es nicht besser, als eine ganz gemeine Schenke, wo ein Tisch und zwei Stühle in jeder Zelle standen, die größtentheils von früher verschüttetem Wein noch nicht gesäubert waren, und die Schlafzimmer hatten ebenfalls kein vielversprechendes Ansehen. So viel schien uns klar, daß dieß kein Ort war, worin Frauenzimmer übernachten konnten, und doch war es das beste öffentliche Wirthshaus, das in Eboli zu finden war. Aus dieser unangenehmen und widerwärtigen Lage befreite uns endlich die Artigkeit und

Vorsorge des Consuls. Dieser gefällige Mann hatte mit Vorbedacht, ehe er Neapel verließ, deßhalb an den Fürsten von Angra geschrieben, der nicht bloß Grundherr von Eboli, sondern auch Eigenthümer des größten Theils der benachbarten Ländereien ist, und hatte ihm als Antwort ein an sämmtliche Untergebene oder Vögte seines Gebiets gerichtetes Schreiben überreichen lassen, worin solchen befohlen wurde, eins seiner zahlreichen Häuser ganz zu unserer Verfügung zu stellen. Der oberste Verwalter der Besitzungen des Fürsten wohnte in Eboli, und Mr. Hammet und ich begaben uns daher unverzüglich in seine Wohnung. Sobald er das Schreiben gelesen hatte, sagte er zu uns, das Schloß Eboli solle auf der Stelle für uns in Bereitschaft gesetzt werden, und wir möchten daher nur sogleich hingehen und unsere Damen dorthin begleiten. Dieses thaten wir natürlich sogleich, ohne uns zweimal darum bitten zu lassen.

Eboli ist eine kleine, enggebaute Stadt, die an einem Abhang liegt, der von einem Höhenzug der Apenninen seitwärts ausläuft, und auf dessen Gipfel das Schloß befindlich ist, wie gewöhnlich in ältern Zeiten die Schlösser und Burgen immer auf den höchsten Gipfeln, welche die Umgegend beherrschen, angelegt wurden. Die Stadt ist von Mauern umgeben, und die Straßen sind ziemlich abschüssig und unregelmäßig. Die alte Burg ist größtentheils verschwunden; nur noch wenige Thürme sind übrig; aber an der Stelle der alten Burg ist ein

geräumiges und bequemes Jagdschloß errichtet worden. Wir traten in einen großen Hof ein, und wurden durch einen besondern Weg in eine große Sala geführt, in welcher ein Feuer auf einem messingenen Rost brannte, der unter dem Kamin sich befand. Wir setzten uns behaglich um die einladende Glut; denn es war schon an der Zeit, wo kalte Winde von den Apenninen herab uns frösteln machten. Unterdessen wurde unser Nachtessen zubereitet, und man wies uns vortreffliche Schlafgemächer an und gute Betten. In Allem zeigte sich eine große Geschäftigkeit und der aufrichtige Wunsch, der Gastlichkeit des Fürsten Ehre zu machen; denn es befinden sich immer einige von der Dienerschaft des Grundherrn von Eboli auf dem Schlosse, wiewohl er selbst nur änßerst selten herkommt, und dann nur einige wenige Tage hier zuzubringen pflegt.

Am andern Morgen stand ich früh auf und ging auf eine Terrasse hinaus, um die Aussicht zu genießen; denn am Abend vorher hatte die Dunkelheit alle Gegenstände umher unserm Anblick entzogen. Die hohe Lage des Schlosses machte es möglich, alle Gegenstände weit umher zu überblicken, und so lag die ganze Strecke, durch welche wir heute bis Pästum weiterreisen wollten, welches noch etwa zwölf englische Meilen entfernt war, deutlich vor uns.

Eboli liegt am Rande einer großen, weiten Ebene, die sich von hier aus mehre Stunden weit längs dem

Meer erstreckt. Dieses Land war vermuthlich ebenfalls fruchtbar in früherer Zeit, und daher eine gesunde Gegend, wie die Campagna di Roma; sonst hätte sie nie zur Anlage einer Stadt, wie Pästum ehmals war, gewählt werden können. Jetzt ist diese ganze Ebene völlig verödet, wenn auch einige wenige Jagdschlösser hin und wieder auf derselben zerstreut liegen, in welchen man sich während der kühlen Jahrszeit aufhalten kann. Zu die en gehört auch Persano, ein dem Könige gehöriges Lustschloß, welches von dem frühern jagdliebenden Monarchen, Don Francesco, häufig besucht wurde. In der Ferne erblickte ich das Meer, und die Lage von Pästum konnte ich ebenfalls jenseits der weitausgebreiteten Ebene erkennen. Ganz in der Nähe war diese Ebene mit vielem niedrigen Gehölz bedeckt; doch gegen das Meer hin hatte sie ein durchaus nacktes Ansehen.

Nach dem Frühstück verließen wir das Schloß von Eboli, dankbar für genossene Gastfreundschaft und erfreut über die Bereitwilligkeit, mit der wir aufgenommen wurden. Wir hatten eine ziemliche Strecke weit vortrefflichen Weg. Er führte uns jedoch bald durch eine ganz flache Gegend, wo nichts als höchstens Gebüsche zu sehen waren. Persano blieb uns links zur Seite liegen, und weiterhin war die Gegend nicht gradezu überall angenehm, aber auch nicht unangenehm; sie ließ uns gleichgültig, weil sie nichts vorzüglich Anziehendes darbot.

Allmählig aber begegneten wir Landleuten, die nicht

bloß aus einem fremden Lande, sondern auch aus einer fremden Himmelsgegend herzukommen schienen. Ihre physischen Eigenthümlichkeiten waren zwar ganz europäisch; aber in Tracht, Größe und Farbe hätte man sie für Esquimaux halten können. Schaaffelle mit der Wolle daran schienen ihr Lieblingsschmuck zu sein, und manche unter ihnen hatten sich sogar in wollene Decken gehüllt, wie bei uns die Indianer. Ihr erdfahles Ansehn machte uns schaudern; denn man konnte deutlich sehen, daß weder Einfluß des Klima's noch der Lebensweise im Verlauf von Jahrhunderten, sondern gradezu Krankheit die Ursache dieses entstellenden Aeußern war. Wenn dieselben Menschen glücklich genug gewesen wären, ihre Tage auf den nahe gelegenen Anhöhen zuzubringen, so würden ihre Lebenssäfte keine solche Verderbniß erfahren haben; ihre Gesichtsfarbe würde unter dieser Sonnengluth eine bräunliche Färbung, aber nicht dieses krankhafte Ansehen bekommen, und die Dauer ihres Lebens würde zwar kein ungewöhnliches Ziel erreichen, aber doch nicht hinter der den Menschen überhaupt zugemessenen Zeit zurückbleiben. Wie aber die Sachen stehen, verwirklichen sich die fabelhaften Berichte abenteuernder Reisender über den Upasbaum hier in einer andern Hinsicht durch die unabwendbaren Folgen dieser siechen Leibesbeschaffenheit der Einwohner. Die Reißfelder in Carolina sind gesund im Vergleich mit diesen Einöden; denn dort wirkt zwar die Ausdünstung der Sümpfe tödtlich, und damit ist die Sache

abgethan; und auf diejenigen, deren Verhältnisse sie dort zu wohnen nöthigen, hat die ungesunde Luft fast gar keinen Einfluß, sondern bloß auf solche, welche verwegene Habsucht, nicht vorsichtige Gewöhnung an die örtlichen Verhältnisse, den schädlichen Einwirkungen bloßstellt. Als wir an den Silaro kamen, fanden wir die Brücke abgebrochen, und wir mußten in einem Kahne übersetzen. Die Kutsche wurde durch's Wasser hinüber gefahren, und Büffel mußten herbeigeschafft werden, um sie von einem Ufer an's andere zu schleppen. In der ganzen Umgegend scheint man sich der Büffel statt der Ochsen zu bedienen. Die ganze Fläche zeigte einen Ueberfluß an diesen Thieren und in jeder Richtung sahen wir solche zur Feldarbeit benutzt. Beiläufig gesagt, sind Sie ja in der Naturgeschichte hinreichend bewandert, um zu wissen, daß die Thiere, welche man in Amerika gewöhnlich Büffel zu nennen pflegt und welche uns die Lederüberzüge für unsere Sleighs *) liefern, keine eigentliche Büffel sind, sondern Bisonochsen. Der wahre Büffel ist nur wenig vom gewöhnlichen Rindvieh verschieden. In Florenz bedient man sich ebenfalls der Ochsen zum Feldbau, und zwar Ochsen von einer vorzüglichen Zucht, welche ich gern in Amerika einführen möchte, wenn ich dazu Gelegenheit fände. Diese Art Ochsen ist meistens gelblichweiß von Farbe, wie Rahm, etwas in's Bräunliche übergehend, und außer

*) Kutschen auf Schlitten statt auf Rädern.

ihrem kräftigen Gliederbau empfiehlt sie ihre ausdauernde Leibesbeschaffenheit selbst in wärmern Gegenden; die im Joche ziehen mit solchem stetigem und schnellem Schritt, wie ich dieß noch nirgends von Ochsen gesehen habe. Oefter bin ich im Geschwindschritt neben ihnen hergegangen und habe sie ebenso flink fortschreiten sehen, als ich selbst zu gehen gewohnt bin; nie habe ich diese Thiere sich im Gehen nachlässig strecken und ausruhen sehen. Wie man mir sagte, sind diese Ochsen auch gut zu mästen, und ihr Umfang ist beträchtlich, wie wohl sie hochbeiniger sind, als die unsrigen. Ihre Schwere möchte vielleicht bei Ausrodungen hinderlich sein, doch gibt es bei uns eine große Menge leichterer Arbeit, wo ihre Eigenschaften recht vortheilhaft benutzt werden könnten. Wie man mir sagt, stammen diese Ochsen aus Ungarn her. Ob die Kühe dieser Race vorzüglich gute Melkkühe sind, habe ich nicht erfahren und möchte solches fast bezweifeln; doch dieß kann auch die Folge des Klimas und nachlässiger Wirthschaft sein; denn wirklich ist Milch in Italien weit schwieriger zu haben als Wein, wie ich Ihnen schon gesagt habe, und gute Weide ist selten, — ja, fast möchte ich sagen, man weiß hier kaum, was gute Weide ist.

Wir kamen an einem oder zwei Landhäusern des Fürsten von Angra vorüber und fuhren einige Stunden auf ebnem geraden Wege weiter. Die Gegend wurde immer wilder und zeigte immer weniger Anbau, obschon sie deßhalb doch nicht völlig eine Wüste war. Sie schien

mehr verwahrlos't als wirklich unergiebig, und wie die Campagna di Roma schien sie bloß deßhalb über menschliche Anstrengung gesiegt zu haben, weil man so lange Zeit sie fast gar nicht benutzte.

An einem kleinen Wäldchen hielt unser Kutscher an und erzählte, dieses Buschwerk sei der Schauplatz kürzlich vorgefallener Beraubungen und Ermordungen gewesen. Ein eben erst vermähltes Ehepaar, aus England kommend, habe eine Lustfahrt nach Pästum machen wollen und sei an dieser Stelle von Räubern überfallen worden. Ein junger Bursche hatte sich an dem Wäldchen mit einer Muskete aufgestellt, während zwei oder drei Andere sich der Pferde vorne bemächtigten. Dieser junge Räuber schien kein ausgelernter Straßenräuber zu sein; denn als der Engländer nicht gutwillig sich zur Auslieferung seiner Börse verstehen wollte, feuerte er, und da er wahrscheinlich sein Gewehr in genau zielender Richtung gehalten hatte, so traf sein Schuß beide, Mann und Frau, so wie sie neber einander im Wagen saßen. Beide wurden getödtet oder vielmehr sie starben an den Wunden, und die Raubmörder wurden späterhin eingefangen und gerichtet. Man zeigte uns ein Dörfchen am Abhang der Apenninen, wo diese Missethäter früher gewohnt hatten, und versicherte mich, diese Leute hätten durchaus nicht die Absicht gehabt, jene Reisenden wirklich ums Leben zu bringen. Seit jenem Vorfall war die Policei in dieser Gegend ungewöhnlich thätig gewesen

und keine Mordthat oder Räuberei war nach jener Zeit in dieser Gegend verübt worden. Was uns selbst betrifft, so hatten wir seit der Ihnen bereits mitgetheilten Begebenheit mit dem „fortrennenden" Bauern zwischen Bologna und Florenz durchaus alle Empfänglichkeit für Besorgnisse vor ähnlichen Fährlichkeiten verloren.

Nachdem das Dickicht, wo dieser traurige Vorfall sich ereignet hatte, kaum etliche Ruthen weit hinter uns lag, so befanden wir uns vor den zertrümmerten Ueberresten eines Thorwegs und alterthümlicher Befestigungen und fuhren durch diese in die Umwallungen des alten Pästum ein. Innerhalb der Mauern stehen hier drei oder vier Häuser von neuerer Bauart, von denen zwei von beträchtlichem Umfang sind, da sie dem Grundherrn dieses Landstrichs zugehören. Ihr neues Ansehen macht unter den alten Gebäuden einen störenden Eindruck; da man aber in ihnen ohne Besorgniß vor Raubgesindel übernachten kann, so sind sie den Reisenden desto willkommener. Der Gesammtwirkung wegen wäre es indessen zweckdienlicher gewesen, wenn man die alte Stadt sich ganz uud gar überlassen hätte; denn die Gasthäuser hätten eben so gut außerhalb den Stadtmauern stehen können, als in der Stadt selbst.

Die Geschichte von Pästum liegt noch ziemlich in Zweifeln. Die gewöhnliche Meinung ist, daß diese Stadt von einer Schaar über's Meer her gekommener Aben-

teurer erbaut worden sei, welche sich hier ansiedelten und nach ihrem Schutzgott Neptun oder griechisch Poseidon ihre Stadt Poseidonia nannten, ein Name der später in Pästum verdreht worden sei. Die Tempel, deren bedeutende Ueberreste noch vorhanden sind, können unstreitig auf ein außerordentlich hohes Alter Anspruch machen, vielleicht auf kein geringeres als die ägyptischen Pyramiden, wenn letztere wirklich älter sind. Die Römer eroberten diese Stadt vor etwa dritthalb Jahrtausenden, und Augustus besuchte, sagte man, diese jetzt noch vorhandenen Tempel als sehenswürdige Denkmäler uralter Zeit! Vor ungefähr tausend Jahren ist die Stadt von den Saracenen zerstört worden und seit diesem langen Zeitraum ist sie ein Trümmerhaufen geblieben. So ganz und gar war dieser Ort dem Andenken der Menschen entrückt und fast jede Spur von ihr verloren, daß von der Küste aus, nicht weit von der Stelle, wo ehemals die große Landstraße durch Calabrien seit den Zeiten von Appius Claudius allem Anschein nach ihren Weg nahm, selbst ihre Lage dem lesenden und reisenden Theil des menschlichen Geschlechts unbekannt war, bis endlich im Jahr 1755 ein Maler aus Neapel auf einer Spazierreise, die er landschaftlicher Skizzen wegen nach jener Gegend machte, die Ruinen durchsuchte und die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher und Freunde alter Kunst auf diese vergessene und verschollene Gegend lenkte. Den Ohren eines Amerikaners muß so Etwas wunderbar klingen;

doch einige Erläuterungen werden Ihnen die Sache weniger wunderbar erscheinen lassen.

Erstlich nämlich liegt Pästum zwar nur etwa eine englische Meilen vom Meere; aber doch auf der östlichen Seite des Golfs von Salerno und ganz außerhalb der Richtung der Schifffahrt, außer etwa der kleinen Küstenfahrzeuge der nächsten Umgegend. Sodann sind diese Tempel nicht hoch, und als sie der Maler zuerst wieder auffand, waren sie, sagt man, fast ganz mit Weinranken und Gebüschen überlaubt. Die gemeinen Italiener aber sind des Anblicks von Ruinen so gewohnt, daß die Landleute ihr Dasein wohl kennen mochten, aber weiter nicht beachteten. Denn Dinge, welche man täglich vor Augen hat, an welche man sich gewöhnt hat, ohne etwas Außerordentliches darin zu finden, werden auch keiner Erwähnung gegen Andere werth gehalten. Ferner hatte Pästum niemals eine hinreichende geschichtliche Berühmtheit, als daß man darauf hätte verfallen können, die ehemalige Lage dieser Stadt auszuforschen. Noch jetzt ist wenig mehr von ihr bekannt, als daß in ihr die Denkmäler einer uralten Bauart in roheren Formen sich finden, welche durch ihre merkwürdige Festigkeit sich vor allen andern auszeichnen. Ueberdieß mögen diese Ruinen wirklich im wildverwachsenen Gestrüppe so versteckt gelegen haben, daß es den scharf prüfenden Blicken eines Künstlers und seiner nicht gewöhnlichen Bildung allein möglich war, hier etwas Außerordentliches zu entdecken

und in diesen Ruinen gerade das zu erkennen, was sie der allgemeinen Aufmerksamkeit würdig machen und der unverdienten Vergessenheit entreißen konnte. Wie viele Jäger, Aeckerabschätzer und selbst Aeckerspekulanten sahen in unserm Lande die Fälle von Trenton und gingen achtungsvoll an ihnen vorüber, ehe man selbst in ihrer nächsten Nachbarschaft von ihnen sprach! Ich entsinne mich genau der Zeit, wo man dieses schönen Wasserfalls nicht anders erwähnte als wie eines Gegenstandes, der allenfalls werth sei, daß man einen Umweg von ein paar englischen Meilen mache, um ihn zu sehen; und demungeachtet bleibt es noch zweifelhaft, ob in ganz Europa ein Wassersturz aufzufinden ist, der sehenswürdiger wäre; — gewiß besitzt Europa deren nur einen oder zwei, die sich jenem vergleichen lassen, wenn man letzteres überhaupt zugeben wollte.

Aus den Ueberresten der Mauern kann man die ehemalige Größe von Pästum noch jetzt erkennen. In den Büchern für Reisende wird behauptet, daß diese Mauern ehemals fünfzig Fuß hoch gewesen sind; ich habe Nichts an ihnen bemerkt, woraus ich auf eine so beträchtliche Höhe derselben hätte schließen können, obschon einzelne Bruchstücke von ihnen noch in ziemlich gutem Zustande vorhanden sind. Ihr Umfang wird auf zwei englische Meilen angegeben, und der Raum, den sie einschließen, ist von elliptischer Form, zufolge welcher der kleinste Durchmesser eine halbe Meile betragen müßte,

und dieses trifft auch ziemlich zu. In Amerika sind wenige Dörfer von fünfzehnhundert Seelen, die nicht einen eben so großen Raum einnehmen; gleichwohl haben wir kein einziges Gebäude, das sich mit den Tempeln in dieser Stadt, selbst nicht in ihrem trümmerhaften Zustande vergleichen ließe, die nun schon seit ein paar Jahrtausenden in diesem Zustande fortdauern; in allen unsern großen Städten haben wir kein einziges solches Gebäude aufzuweisen.

Eines der Thore steht ebenfalls noch; aber ich zweifle, ob es so alt ist, wie die Tempel. Auch sieht man noch die Ueberreste eines Amphitheaters oder Theaters nebst den Ueberresten anderer öffentlicher Bauten, welcher der Civilisation jener alten Zeiten angehörten. Das Theater ist jedoch wahrscheinlich spätern, nämlich römischen Ursprungs. Wo Etwas römischen Ursprungs ist, wäre es lächerlich, solches alterthümlich zu nennen, was im Vergleich mit jenen uralten Bauten, weit eher modern genannt werden könnte. Es wäre durchaus ungereimt, diesen Tempel des Neptun mit irgend etwas Aehnlichem in Italien vergleichen zu wollen. Das Wenige, was uns die Geschichte von demselben aufbehalten hat, reicht hin, zu beweisen, daß er eines der achtungswürdigsten Denkmäler menschlicher Kunst sei, welches jemals bekannt geworden ist. Kaum möchten die ägyptischen Pyramiden älter sein als dieser Tempel. Demungeachtetet wird man in einer Entfernung von einigen hundert Fuß an seiner

Fronte kaum die geringste Beschädigung bei der Betrachtung seines Aeußern entdecken können. Der Blitz hat dieß Gebäude zerklüftet; doch die Zeit hat vergeblich ihre zerstörende Gewalt an diesen Säulenmassen versucht. Von den innern Säulen sind freilich manche zerstört und der Fußboden ist an manchen Stellen beschädigt, doch kaum mehr als nöthig, um überhaupt dieß Gebäude eine Ruine nennen zu können.

Der Tempel des Neptun wird allgemein für das älteste der noch in Pästum vorhandenen Gebäude gehalten; auch ist er wirklich der schönste, wenn gleich ein andrer muthmaßlich der Ceres gewidmeter Tempel einem höher ausgebildeten Kunstgeschmack angehört. Die rohe Einfachheit des erstern paßt übrigens so ganz vorzüglich zu seinen ungeheuern massiven Verhältnissen, wie zu den Ideen einer grauen Vorzeit, daß ich es kaum für möglich halte, daß irgend Jemand ihm nicht den Vorzug einräumen sollte. Auf mich hat noch kein Gebäude einen so mächtigen, ich möchte fast sagen, überwältigenden Eindruck hervor gebracht. Unwillkürlich fühlte sich mein Geist in die ältesten Zeiten entführt, als ich diese ungeheure Massen, diese Zeugen von Jahrtausenden anstaunte, die gleich den noch völlig frisch anzusehenden Lavablöcken von Ischia aller menschlichen Annalen zu spotten scheinen. Vor drei Jahrhunderten, sagte ich mir innerlich, hat Columbus die eine Erdhälfte entdeckt und hat die Bewohner beider Hälften in Erstaunen gesetzt, indem er zuerst

in beiden die Vorstellung von dem Dasein der andern erweckte. Während dieser langen Zeit, in welcher die Zeit, der mein Vaterland angehört, fast verschwindet, lag dieser Tempel in Weinranken und Brombeerbüschen begraben. Sieben Jahrhunderte führen uns weiter zurück in die Zeit der Eroberung Englands, als England selbst eine noch kaum der Rohheit und Wildheit entwachsene Bevölkerung besaß. Vier oder fünf Jahrhunderte früher sehen wir uns in die verwildernden Zeiten zurück versetzt, wo plündernde Haufen von Osten her einfielen und die verkümmerte Stadt verödeten, welche an die Stelle der kraftvollen, uralten Ansiedlung getreten war, deren glorreiche Vergangenheit jenen bereits wie eine märchenhafte Ueberlieferung erscheinen mußte. Vier oder fünf Jahrhunderte versetzten uns weiter zurück in die Zeit der Römer, die hierher kamen, um diesen Tempel als ein Gegenstand der Bewunderung, als ein merkwürdiges Denkmal vorgeschichtlicher alter Zeit zu betrachten. Weitere tausend Jahre würden uns vielleicht jener Zeit näher bringen, wo die Priester noch an diesem Altar opferten und irgend einer Eigenschaft des höchsten Wesens im versinnlichenden Geheimdienste heidnischer Bildersprache ihre Verehrung darbrachten. Welch einen unscheinbaren Punkt nimmt die Geschichte Amerika's in diesem langen Zeitraume voll welthistorischer Begebenheiten ein, — wie ganz verschwinden in ihm das Leben und die Erlebnisse einzelner Menschen! Und doch reicht dieser Tempel noch

lange nicht an die Zeit der letzten großen Umgestaltung der Oberfläche unserer Erde, wo diese Oberfläche eine gänzliche Umkehrung erfuhr, und das animalische Leben, wie wir mit Recht voraussetzen können, einen völlig neuen Charakter annahm; wenn einst wieder eine ähnliche Erdumwälzung eintritt, dann wird auch dieser Neptunustempel verschwinden.

Manche Sternkundigen, welche die Umläufe und die Wiederkehr eines besonders ausgezeichneten Kometen, welcher zuletzt um das Jahr 1681 gesehen worden ist, berechnet haben, halten es für sehr wahrscheinlich, daß er unsrer Erde zur Zeit der Sündfluth begegnet sei und diese selbst bewirkt habe, welche zugleich die Ursache der meisten Veränderungen physischer Art hervorbrachte, die Gestalt der Oberfläche umwandelte, den Untergang mehrer Thiergattungen bewirkte und mancherlei andere Umwälzungen zur Folge hatte. Wenn wir zugeben wollen, daß diese Theorie im Wesentlichen richtig sei, — und sie hat wenigstens so viele Wahrscheinlichkeit für sich, als jede andere, die bisher über jene große Erdbegebenheit aufgestellt worden ist, — so können wir diesen Tempel des Neptun als eines der herrlichsten Denkmale des nach jenem Ereigniß heranreifenden menschlichen Fortschreitens betrachten. Jedenfalls liegt etwas Erhebendes in der Vorstellung, ein Werk menschlicher Kunst zu sehen, das als ein Musterbild menschlichen Vollbringens schon vor drei Jahrtausenden vorhanden war.

Man hat viel von der schönen Scenerie der Stadt Pästum geschrieben, welche gewiß der Merkwürdigkeit ihrer Ruinen nicht unwürdig ist. Viel schöner würden ihre Umgebungen sein, wenn die neuern Gebäude, etwa ein halbes Dutzend an der Zahl, gar nicht vorhanden wären; doch diese Eindränglinge werden ganz übersehen, wenn das Gemüth erst Einmal von dem Eindruck, den der Anblick dieser Tempel hervorbringt, ganz erfüllt worden ist. Die genauere Betrachtung dieser Gebäude beschäftigt alsdann den Geist viel zu sehr, als daß irgend ein anderer Eindruck störend einwirken konnte. Die Ebene um die Stadt ist übrigens keine Einöde, sondern mit einer solchen üppigen Vegetation von Gräsern, Kräutern, Stauden und Buschwerk überzogen, daß diese Gegend weit eher eine Wildniß als eine Wüste genannt werden kann. Insofern müssen freilich die Pyramiden eine weit erhabene Erscheinung sein, weil dort jeder Reiz der belebten Natur, jede Vegetation erloschen ist, während die Werke der Menschen noch fortbestehen. Aber die verwilderte Ebene um Pästum hat dagegen ein heimathliches und trauliches Ansehen, welches den Ruinen selbst einen verschönernden Reiz gibt, mehr als dieses eine Sandwüste vermag. Die Lage jeder besondern Art von Ruinen scheint ihrem eigenthümlichen Charakter durchaus angemessen. Dieses ist eine Stadt, und deßhalb wünscht die Einbildungskraft ihre Straßen zu bevölkern, die Volksmenge um den Altar sich drängen und die tau-

senderlei häuslichen Scenen und öffentlichen Auftritte erneuert zu sehen, welche ehemals ihre Umgebungen und ihre Gassen belebten. Diese verwachsenen Sträucher, diese wilden Blumen, diese nachlässig wuchernden Weinranken, sämmtlich beredte Zeugen achtloser, gleichgültiger Verödung, vertragen sich gar wohl mit den Erinnerungen an alte Zeiten. In Aegypten mag der erhabene Anblick der ungeheuren Wüsten, der unabsehbaren öden Sandflächen eine mit der Staunen erregenden Größe jener Bauten inniger übereinstimmende Wirkung hervorbringen, in welcher das Geheimnißvolle ihres Ursprungs und ihrer Geschichte mächtig auf uns eindringt. Dagegen ist der Eindruck, den die Umgebung von Pästum auf das Gemüth herorbringt, ein ganz anderer, als ihn die Wüsten Aegyptens erregen können; denn hier steigen die Apenninen zu einem herrlichen Amphitheater in der einen Richtung empor, während in der andern die blaue Fluth des Mittelmeers den Gesichtskreis schließt; diese „ewigenwährenden Anhöh'n", diese „göttliche Meeresfluth" der Alten, beide prangen sie in der Pracht und Herrlichkeit ihrer eigenthümlichen Schönheiten, indem sie auf diese Ueberreste menschlicher Größe theilnehmend niederblicken, welche sie werden, wachsen und hinschwinden sehen.

In Pästum setzten wir uns zu der widerwärtigsten und abscheulichsten Mahlzeit nieder, die jemals Fremden vorgesetzt worden sein mag; es war fast Nichts an die-

sem Ort zu genießen als der Wein. Unser Wirth sprach letzterm häufig zu, und er erklärte mir ungescheut, daß ohne einen tüchtigen Nothbehelf ächten stärkendes Weines man in dieser Gegend nur ein höchst erbärmliches Leben führe; eine gute Entschuldigung für Leute, die nichts lieber als solche Arzneien einnehmen. Mehre kränklich aussehende, wankende Gestalten, in welchen das Leben stündlich mehr zu entschwinden schien, sammelten sich um die Schenke, und diese zeigte uns der Wirth als sprechende Beweise für seine Theorie, weil sie bloß deßhalb so elend aussähen, weil ihnen die Geldmittel fehlten, sich mit der nöthigen Menge des kräftigsten aller Heilmittel zu versehen.

Wir kehrten nicht nach Eboli zurück, sondern setzten gradesweges unsere Reise nach Salerno fort, da wir über letztere Stadt nach Hause wollten, und kamen mit Sonnenuntergang daselbst an. Das Wirthshaus an diesem Ort war mir auffallend wegen seiner sonderbaren und fremdartigen Einrichtung, wie mir solche noch nicht vorgekommen war. Die große „Sala“ war im Innern des Hauses, und es fiel von Außen fast gar kein Licht herein. Diese Sala diente zugleich als Küche, und die Reisenden saßen in diesem geräumigen Saal zerstreut umher an mehren Tischen, verzehrten ihr Mahl bei düsterem Lampenschein und hatten den Vortheil, ihre Eßlust durch den Duft der mannigfaltigen Speisen zu schärfen. Es gelang uns endlich, drei Gemächer für uns

allein zu bekommen, und in dem einen, welches mir nachher zum Schlafgemach diente, gaben wir uns alle Mühe, mit einer äußerst unbefriedigenden Mahlzeit fertig zu werden.

Das Frühstück am nächsten Morgen war erträglicher, und hiernach setzten wir sogleich unsere Reise weiter fort nach Pompeji. Wir hatten einen schönen Weg, der uns über Berge und durch Schluchten führte und uns häufig schöne Aussichten nach dem Meer eröffnete; wir mußten nämlich die vielfach unterbrochne Bergkette der Apenninen hinüber, welche die beiden Buchten trennt und das Vorland von Sorrento bildet. Die Anhöhen in der Nähe von Salerno waren vorzüglich schön und prachtvoll, und einige einsame Landhäuser auf ihren schwindelerregenden Kuppen ließen Alles, was wir von ähnlichen Gegenständen in der Schweiz uns erinnern konnten, weit hinter sich zurück.

Einen ausgezeichnet reizenden Anblick gewährt in Italien die anmuthige Benutzung vorzüglich malerischer Punkte zu Wohngebäuden. Felsenränder, Bergkuppen schroffe Abhänge, terrassenförmige Vorsprünge, welche in andern Ländern der Reisende gern mit irgend einem passenden Gebäude geschmückt sähe, wo er in der Einbildung hinzudenken muß, was er in der Wirklichkeit vermißt, alle solche Stellen sind hier wirklich bebaut; poetische Formen und poetische Zwecke erhöhen die natürlichen Schönheiten dieser Gegenden, und dir anmuthigen Eindrücke

des Wirklichen übertreffen weit die Träume der Einbildung. Von solcher Wirkung war die Ihnen früher mitgetheilte Scenerie der Insel Ischia. Ueberdieß ruhte über allen diesen anmuthigen Landschaftsgemälden der unaussprechliche Zauber der Beleuchtung eines italienischen Himmels; um dieses ganz zu verstehen, muß man den Reiz des Wechsels von Schatten und Licht in südlicheren Breiten kennen lernen.

Längs den Rändern und Abhängen dieser Berge standen viele einzelne kleine Thürme, welche, wie ich hörte, bei den königlichen Jagdbelustigungen benutzt werden; doch kann ich Ihnen darüber nichts Näheres mittheilen. Auf den Anhöhen zwischen Castel a mare und Sorrento befinden sich ebenfalls viele solche Thürme. Wenn ich die Sache recht verstanden habe, so sind diese Thürmchen nicht etwa Jagdverbleibe oder Jagdlusthäuser, wozu sie zu klein und in zu großer Anzahl vorhanden sind; es sind vielmehr bloß Standplätze, um daraus zu schießen! Eine wahrhaft königliche Jägerei!

Unser Besuch in Pompeji war kurz; doch dießmal gingen wir fast ganz um die Stadt herum. Das Amphitheater ist an die Stadtmauern angebaut und steht in einer Ecke derselben; als ich an der höchsten Stelle des Amphitheaters stand, konnte ich von dort aus die Stadt ganz und gar übersehen. Das früher erwähnte Haus mit dem muschelverzierten Springbrunnen war jetzt vollständig ausgegraben, und man zeigte uns einige

wenige Stücke Hausrath, welche man in der ausgeräumten Asche gefunden hatte. Ich fand jetzt noch weit mehr Veranlassung, mich davon zu überzeugen, wie vortheilhaft es sein würde, wenn man eines der besten Häuser ganz im vormaligen wohnlichen Zustande einrichten und mit alterthümlichem Hausrath vollständig versehen lassen wollte, welches durch das königliche Museum sehr leicht ausgeführt werden könnte. Selbst wenn das Bild einer alterthümlichen Einrichtung nur zum Theil sich auf solche Weise versinnlichen ließe, so würde dieß von unberechenbarem Interesse sein.

Ich bin noch immer der Meinung, daß ein großer Theil der Stadt, welcher die interessantesten Wohnungen enthalten möchte, noch durchaus mit Schutt bedeckt ist. Ich hoffe, daß die mit der Via Appia gleichlaufende Straße, wenn sie erst völlig aufgegraben und gereinigt sein wird, eine große Anzahl von sehenswürdigen Wohngebäuden aufweisen dürfte, wenn dem Plan der vorsichtigen Wiederherstellung gemäß sowohl Gemäuer als Malerei gehörig geschont wird. Auch möchte es zweckmäßiger sein, gleich bei'm Aufgraben die Wiederherstellung eines Hauses vollständig zu bewirken, als solche erst dann zu versuchen, wenn ein solches Haus schon länger der Luft ausgesetzt gewesen war.

Von Pompeji wandten wir uns nach Castelamare. Diese Stadt befindet sich in der Nähe des ehemaligen Stabiä, welches ebenfalls durch den Ausbruch im Jahr 79

zerstört worden ist. Auf den Anhöhen hinter der Stadt besitzt der König einen Lieblingslandsitz, dessen Name Qui si sane *) ist, welchem eine ähnliche Benennung des bekannten Lustschlosses: Sans souci des großen preußischen Friedrich entspricht, obgleich in verschiedner Bedeutung.

Vor Kurzem sahen wir das königliche Geschwader auf einer Fahrt von Neapel nach Castelamare begriffen; der König besitzt mehre Schiffe, deren er sich zu Lustfahrten bedient. Eine Yacht war darunter von ansehnlicher Größe, auch eine Brig und ein Schooner. In der Nähe von Neapel sah ich einen Schooner, der einst auf Befehl Mürat's in Beschlag genommen worden war und früher ebenfalls zu Lustfahrten verwendet wurde. Seit ich mich hier aufhielt, habe ich einen interessanten Zug in Beziehung auf diese Beschlagnahme fremder Fahrzeuge vernommen, welchen ich aus vorzüglich glaubwürdiger Quelle mittheilen kann.

Als man Mürat die Maßregel vorschlug, diese Schiffe in Beschlag zu nehmen, so widersetzte er sich derselben, weil dieses Verfahren seiner Ansicht nach eine Art von Seeräuberei, ein Treubruch sei, den keine unabhängige Nation auch nur einen Augenblick dulden könne, und der unverweilte Ausbruch eines Kriegs eine unabwendbare Folge davon sein müsse. Sein Minister kannte aber Amerika besser als sein Gebieter. „Ame-

*) Hier wird man gesund.

rika wird," erwiederte er, „uns keinen Krieg erklären, Sire; denn es ist eine Nation von Krämern; es sind Leute, die auf keine Weise sich dazu verstehen, einen augenblicklichen Vortheil aus den Händen zu lassen, wenn es sich um nichts Mehr handelt, als um die Aufrechthaltung eines Grundsatzes. Es ist richtig, irgend Etwas werden die Amerikaner thun; denn keine Nation kann sich eine solche Kränkung gefallen lassen. Aber für's Erste wird, davon bin ich überzeugt, durchaus Nichts geschehen; sie werden weitläufige Gegenvorstellungen machen, und mit Worten wird es vorerst abgethan sein. Alsdann wird es für Neapel noch immer Zeit sein, entschädigende Genugthuung zu geben. Doch in diesem Augenblick haben Ew. Majestät Geld nöthig, und wir dürfen daher diese Maßregel etwa als ein gezwungenes Anlehen betrachten." Mürat befolgte den ihm gegebenen Rath, und wir alle wissen, wie genau die Vorhersagung dieses Ministers eingetroffen ist. Freilich hatte dieser Mann in seinem Urtheil dem allgemeinen Charakter der amerikanischen Bevölkerung Unrecht gethan, aber ganz richtig hatte er den handeltreibenden Theil beurtheilt, welcher wie alle Kaufleute den von ihm bezeichneten Weg des Unterhandelns allen energischeren Maßregeln vorziehen. Der Krämergeist beherzigt bloß den augenblicklichen Vortheil; was ferner liegt, hält er der Beachtung nicht werth. Es ist ein Unglück für uns, daß wir

keine anderen großen Städte als bloß Handelsstädte haben, und daher keine Vereinigungspunkte höhern Gemeingeistes, in welchen dem Einfluß jener in allen Zeitungen verbreiteten eigensüchtigen Meinungen und bloß eigne Absichten fördernden Declamationen hinreichender Widerstand geboten werden könnte, — das einzige Mittel, um den öfters falsch begriffenen Charakter der amerikanischen Nation im Auslande zu heben und uns selbst mit unsern wahren Interessen vertrauter zu machen. Wie aber die Sachen stehen, sehen wir die Interessen des Handels, welche doch nur eine besondere und untergeordnete Wichtigkeit haben können, als die einzig wesentlichen Zwecke verfolgen; wir sehen den Krämergeist eifrig bemüht, selbst alle moralischen und gesetzlichen Einrichtungen seinen habsüchtigen Zwecken unterzuordnen, und dieses thut er ohne irgend in der Wahl der Mittel die Forderungen des Gewissens und der Ehre zu berücksichtigen. Diese Klasse von Bürgern weiß sich des Einflusses der gelesensten Zeitschriften durch alle in Bewegung gesetzte Hebel zu ihrem ausschließlichen Vortheil zu versichern; und indem sie einander überall hülfreiche Hand bieten und ihre Zwecke mit anhaltendem Nachdruck unterstützen, so bilden sie eine durch imponirende, wenn gleich in sich selbst unhaltbare Declamationen täuschende Macht, welche Alles vernichten will, das ihre besonderen Interessen zu gefährden oder auch nur zu erschweren scheint. Die bloß für den Handel interessirte Klasse von Einwohnern kennt

kein anderes Ziel als die eigne Bereicherung; überall finden wir sie in Opposition mit jeder Administration, die auf gesetzlich-ehrenvolle Weise die Absichten einer geachteten Regierung verfolgen will; denn eine solche kann nur die großartigen Zwecke des Staatswohls vor Augen haben, während der Krämergeist immer nur zu solchen halben Maßregeln sich hinneigt, die für den augenblicklichen Nothbehelf berechnet, mit keiner durchgreifenden Ansicht verträglich, bloß den vorübergehenden eigenen Vortheil zu Rathe zieht, ohne sich um das Wohl des Ganzen im Geringsten zu bekümmern. In der That ist es auch nicht möglich, daß die Interessen des Handels, welche so mannigfachen Veränderungen, so vielen unerwarteten Zufälligkeiten unterworfen sind, jemals einer bestimmten, unveränderlichen Ansicht sich fügen werden.

Ich kann Ihnen kaum beschreiben, welche Empfindungen mein Gemüth überwältigten, als ich, auf dem Molo von Neapel sitzend, den erwähnten amerikanischen Schooner betrachtete. Dieses Schiff hatte man ohne die geringsten scheinbar gerechten Ansprüche geltend machen zu können, einem amerikanischen Bürger gradezu entrissen, um dem Könige dieses Landes die Mittel zu verschaffen, sich nach seiner Laune zu vergnügen. Was hatte es auch zu sagen, wenn ein solches kränkendes Unrecht gegen einen Amerikaner ausgeübt wurde? Seines Eigenthums gewaltsam beraubt, in seinen persönlichen Rechten gekränkt, konnte er freilich mit solchem Nachdruck

die ihm nach solcher Kränkung gebührende Genugthuung fordern, daß die friedlichen Verhältnisse beider Staaten gefährdet werden mußten; aber der wahrscheinlichere Erfolg war eine neue Kränkung, der er von seiner eignen Regierung entgegensah, wenn sich kein anderes Mittel ausfindig machen ließ, ihn in seinem Rechte zu schützen, ohne dem beliebten Ausdruck gemäß die Handelsinteressen zu gefährden. Was dieses Unrecht noch fühlbarer macht, ist der faktische Umstand, daß der größere Theil der bloß ihren ausschließlichen Vortheil beachtenden handeltreibenden Klasse in unsern größern Städten, welche der Politik unserer Regierung eine solche falsche Richtung aufzunöthigen bemüht ist, unserm Vaterlande eigentlich gar nicht angehört; es sind keine Amerikaner, die solchen verderblichen und entwürdigenden Einfluß auf unsere Angelegenheiten erschleichen, es sind fremde Handelsleute, die sich bloß vortheilhafter Geschäfte wegen eine Zeitlang in unsern Seestädten aufhalten, und denen daher die wahren Interessen unsers Landes völlig gleichgültig sind; sie verstellen sich als Amerikaner, so lange ihnen diese Maske sichern Gewinn verspricht, sind aber gleich bereit, die Maske abzuwerfen, wo es sich um ihnen ganz gleichgültige Dinge, um die Ehre oder Schande unsers Vaterlandes handelt.

Was mich selbst betrifft, so hat eine nähere Erwägung dieses durch Nichts zu entschuldigenden Unrechts, eine genauere Einsicht in die bei uns befolgte Politik

und in die daraus für das Gemeinwohl hervorgehenden unangenehmen Folgen, mir alles Vertrauen auf den Schutz meines Vaterlandes benommen. Ich empfinde es, daß die Achtung des Auslandes vor meinem Vaterlande nicht einmal so viel vermag, mich außer dem Bereich der Gesetze meines Geburtslandes vor Verletzungen meiner Person und meines Eigenthums zu bewahren; kaum ist ein Esquimaux-Indianer in schlimmerem Falle. Ich weiß es, daß andere Männer von mehr Erfahrungen als ich, — von bittern Erfahrungen, darf ich wohl sagen, — zu derselben Ueberzeugung gekommen sind, wie ich. Ich fühle mich daher veranlaßt, hier öffentlich zu erklären, daß, wäre ich selbst Kaufmann und würde mein Schiff von einer auswärtigen Macht mit Beschlag belegt, mit welcher eine Zwistigkeit zu beginnen für das gepriesene Handelsinteresse meiner Landsleute irgend einen vorübergehenden Nachtheil bereiten könnte, so würde ich, weit entfernt, mich durch die Achtung vor der Flagge meines Vaterlandes beschützt zu wähnen, — den einzigen Fall ausgenommen, wo ich den unmittelbaren Beistand eines der tapfern und besonnenen Männer, die unsere Kriegsschiffe befehligen, ansprechen könnte, Männer, die stets bereit sind, die Ehre und die Rechte unsrer Flagge aufrecht zu halten und zu vertheidigen, wiewohl sie über ihr rühmliches Benehmen weit öfter Tadel als Lob einärndten, wo sie irgend eine bessere als bloß feig unterhandelnde Thätigkeit an den Tag legen,

— so würde ich weit lieber, sage ich, mich auf die für mich vortheilhafteste Weise mit der Macht, die mich angriffe, abzufinden suchen, als mich an meine Regierung wenden, um von ihr rechtlichen Schutz zu verlangen.

Es wird in unsern öffentlichen Blättern viel in den Tag hinein über die Beschützung unsrer Schifffahrt, über die Aufrechthaltung der Ehre unsrer Flagge gefaselt; doch bin ich vollkommen überzeugt, daß meine Ansichten mit denen der meisten Amerikaner übereinstimmen, welche in fremden Ländern die wahre Lage der Dinge erkannt haben. Ich glaube nicht, daß es unter zehn meiner Landsleute, die in Europa waren, einen Einzigen gibt, welcher sich im Geringsten aufgefordert fühlt, sich auf die Einsicht, die Thatkraft, die Vaterlandsliebe, die Gerechtigkeitsliebe unsrer Regierung zu verlassen. Unter unserer Regierung verstehe ich namentlich hier diejenige Körperschaft, welche allein in solchen Fällen hinreichende Macht besitzt, den Congreß. Würde ich mich in dem unangenehmen Fall befinden, daß mir von irgend einer europäischen Macht eine Kränkung widerführe, so würde ich weit lieber den Schutz eines russischen oder selbst eines französischen Ministers ansprechen, als eines amerikanischen, wenn nicht meine persönlichen Verhältnisse zu letzterem solcher Art wären, daß ich sicher auf seine Fürsprache vertrauen könnte. Auf solche Staatsmänner unsers Landes, welchen um Beförderung im Staatsdienst zu Hause vorzüglich zu thun ist, würde ich mich

übrigens niemals verlassen, und ich habe mir dieses zur Regel gemacht, weil die Ansichten eines solchen Mannes nothwendig auf sein Benehmen Einfluß haben müßten; denn Leute, welche von dem Beifall derer, die ihre Beförderung bewirken oder hintertreiben können, sich abhängig machen, sind genöthigt, mehr auf das Schreien der ärgsten Schreier zu achten, als auf die Eingebungen ihrer eignen Vernunft oder auf die Verpflichtungen, die ihnen ihre Stellung auflegt.

Dieses ist der faule Fleck, wie man sich ausdrückt, in der öffentlichen Stellung unserer Nation, dieses die Schmach des amerikanischen Namens. Früher dachte ich darüber ganz anders, weil ich mehr dem Wahn meines eignen Gefühls, als der mir noch nicht bekannten Wirklichkeit nachgab. Seit ich aber durch Erfahrung und Nachdenken anders belehrt worden bin, sehe ich mich genöthigt, so zu denken, wie ich jetzt denke. Was aber die Ueberzeugung von dieser fehlerhaften Politik, von den Mißgriffen unsrer Staatsmänner, von der daraus hervorgehenden Nichtachtung unsrer Nation bei andern Völkern, mich noch bitterer empfinden läßt, ist die Gewißheit, daß das Herz unsers Volks gesund ist, daß seine Knochen und Sehnen jederzeit bereit sind, wie es irgend ein Volk der Erde vermag, die richtigen und erfolgreichen Grundsätze einer gediegenen Politik zu befolgen. Aber diese ehrenvolleren Gesinnungen werden bei uns nur zu oft durch die Vereintwirkung und Anmaßung der sich

überall vordrängenden Handelsinteressen überschrieen und übertäubt. Wenn irgend solche Beeinträchtigungen des Eigenthums, der Ehre, des Rechts amerikanischer Bürger offen der Nation dargelegt würden, so bin ich überzeugt, daß neun unter zehn sogleich bereit sein würden, die Rechte unsers Staats nachdrücklich zu vertheidigen; aber unsere staatsklugen Männlein sehen diese Wahrheit nicht ein, oder wollen sie nicht einsehen, sondern sie blicken in Einem fort ängstlich nur nach den Handelsplätzen und ihren befangenen Zeitungsartikeln. Ich habe mit vielen unserer Staatsmänner in Europa über diesen Gegenstand gesprochen, und keinen einzigen gefunden, der nicht mehr oder weniger dieser verderblichen und unmännlichen Furcht sich hingegeben hätte und folglich des in ihn gesetzten öffentlichen Vertrauens durchaus unwerth gewesen wäre. *)

*) Der Versuch eines würdigern Benehmens ist seither wirklich gemacht geworden. Ein mit kräftigem Willen begabter Präsident hat, wenn auch spät, da es längst vor ihm hätte geschehen sollen, endlich gewagt, die Ehre und das Ansehen der Nation mit Würde zu behaupten, und, durch äußere Umstände begünstigt, ist es ihm zum Theil wirklich gelungen. Die mit Frankreich getroffene Uebereinkunft ist weder dem Sinn, noch dem Buchstaben gemäß vollständig erfüllt worden; doch ist wenigstens Etwas geschehen, womit sich diejenigen begnügten, die bereits alle Hoffnung aufgegeben hatten. Der Vertrag ist nicht erfüllt worden, denn die Summe Geldes, welche nebst den Zinsen entrichtet werden sollte, ist nicht den Bedingungen gemäß ausgezahlt worden, welches zum Nach-

Ich weiß recht gut, daß diese Art, die Dinge aufzufassen, nicht die bei uns gewöhnlichste und beliebteste ist; aber ich schreibe diese meine Ansicht in der bestimmten Absicht nieder, um Ihnen zu zeigen, was ich in der innigsten Ueberzeugung meiner Verantwortlichkeit als Mann für die lautere Wahrheit halte. Der Tag ist nicht mehr fern, wo man diese meine Meinung als richtig einsehen und erkennen wird, wo alle jene staatsklügelnde Blendwerke, die gleich Eintagsfliegen uns umschwärmen, wie diese, verschwinden, sterben und vergessen sein werden, wie groß und breit auch die Prahlsucht und die Verschmitztheit dieser vermeintlichen Tacitusjünger unserer Tage sich dünken mag!

---

theil der Reclamanten einen Unterschied von einer Million ausmacht. Aber wie hat sich der Congreß dabei benommen, da unter diesen Umständen eine offenbare Verletzung des Vertrags vorlag, und überdieß die erschwerende Veranlassung, nämlich die ursprünglich verletzende Behandlung, noch im frischen Andenken war!

Neunzehnter Brief.

Ueberfahrt nach Neapel in einem heftigen Unwetter. — Straßenbelustigungen in Neapel. — Der Molo. — Seewesen und Kriegsschiffe. — Farbe des neapolitanischen Himmels. — Wirkung des Sonnenuntergangs. — Das Museum. — Verfahren beim Entrollen und Entziffern von alten Handschriften in Neapel. — Liberalität der Regierung in der Förderung alterthumskundiger Nachforschungen. — In den Ruinen aufgefundene alterthümliche Geräthe. — Andeutung zur Verbesserung des amerikanischen Münzwesens. — Glaubhafte Aechtheit der im Museum zu Neapel befindlichen Sammlungen.

Der November gab sich in Sorrento als einen ziemlich ungestümen Gast zu erkennen, und wir sahen uns gezwungen, an dem einsam wärmenden Kamin in unserer Casa detta del Tasso enger zusammenzurücken. Noch immer widerstanden wir jeder Verlockung, uns anderswohin zu begeben, bis der tramontano uns endlich so markdurchschauernd überfiel, daß uns keine Wahl zwischen völligem Unterliegen und zeitiger Flucht mehr übrig blieb. Wir wählten endlich das Letztere, indem wir es vorzogen, diesen liebgewonnenen Aufenthalt aufzugeben, ehe wir Gefahr liefen, gleich Mumien zu erstarren. Allenfalls hätten wir der Kälte noch trotzen können, wäre nur unser Haus wirklich in besserem Zustande gewesen, und hätte es sich mehr zu einem Winteraufenthalt geeig-

net; doch da das Kochgeschäft das eine unserer zwei einzigen Kamine in Anspruch nahm, so war das andere für das Bedürfniß so vieler Personen, die sich wärmen wollten, nicht ausreichend. Daher finden Sie diesen Brief aus Neapel datirt. Doch dürfen Sie nicht etwa an eigentliche Kälte bei meiner vorigen Schilderung denken, sondern höchstens an einen durchschauernden Frost; und letzteres mußte für uns desto beschwerlicher sein, da unsere lüftige Wohnung vorzugsweise den nördlichen Winden ausgesetzt war; denn sie befindet sich, wie ich Ihnen früher beschrieb, an der nördlichen Ecke des Bergthals, und zwischen uns und den Apenninen lag die Bai in ihrer ganzen Ausdehnung.

Am Tage, wo wir Sorrento verließen, blies der Wind so heftig aus Osten, daß die Mannschaft der Divina providenza äußerst betroffen schien, als wir uns auf der Marinella befanden, um nach Neapel hinüber zu schiffen. Sie kannten die Bai besser als ich; denn indem ich aus der Stärke des Windes und der Aufregung der Wogen innerhalb der Krümmung an unsrer Küste auf die Fahrt in der Bai selbst schließen zu können vermeinte, hielt ich dafür, daß wir bei der Ueberfahrt durchaus Nichts zu fürchten hätten. Da diese tüchtigen Leute uns aber sämmtlich bereit fanden, die Fahrt zu unternehmen, so machten sie keine Gegenvorstellungen, sondern lenkten muthig ihr Fahrzeug in die Bucht. In einem Abstande von einer Meile und drüber von den Uferfelsen traf

uns die volle Gewalt des Windes, und wirklich war ich einige Minuten lang in Zweifel, ob wir wieder umkehren sollten oder nicht. Was wir früher von ungestümer Witterung auf dieser Bucht erfahren hatten, war, mit diesem Winde verglichen, nur ein erfrischender Lufthauch bei schönem Wetter.

Der Wind durchbrauste die Durchfahrt zwischen der Gegend unterhalb des Vesuvs und der Küste bei Castelamare in ununterbrochener Heftigkeit wie das Gebläse eines Eisenhammers, und die Wellen legten unser kleines Fahrzeug fast beständig auf eine Seite. Doch wurde unser Schiff trefflich gehandhabt und durch beständige Wachsamkeit auf unser Segel, welches bei jeder vermehrten Gewalt des Windes beigebraßt wurde, kreuzten wir sicher durch die offene Bucht, immer auf's Neue in unsern Cours einlenkend, bis wir die Leeseite der Anhöhen erreichten. Hier befanden wir uns buchstäblich in ruhigem Fahrwasser und mußten, weil gar kein Wind war, uns der Ruder bedienen! Kaum waren wir aber längs dem schützenden Abhang vorüber, so erfaßte uns der heftige Wind nochmals mit gleicher Stärke; doch gingen hier die Wellen nicht so hoch, wie vorher in der offenen Bucht. Ungeachtet der durch die vorhergegangene Windstille bewirkten Verzögerung währte unsere Ueberfahrt doch nur wenig länger als zwei Stunden.

Wir haben jetzt eine Privatwohnung bezogen. Diese Privatwohnung ist aber in Nichts sonst von Wohnung

und Verköstigung in einem Gasthause verschieden, als im Namen; es ist nämlich eine auf bestimmte Zeit in einem Gasthause gemiethete Wohnung, wo Alles von der Küche an bis zum Gesellschaftszimmer zu unserm gemeinschaftlichen Gebrauch bestimmt ist. In Europa besteht zwar etwas einem amerikanischen „Boarding House" ziemlich Aehnliches; doch pflegt man seltner davon Gebrauch zu machen. Wir befinden nns in der Nähe der Toledostraße und des Molo, und haben diesen Monat hindurch Neapel selbst weit mehr Aufmerksamkeit widmen können, als uns dieses bei unserm frühern Aufenthalte möglich war.

Die Gegend, wo wir wohnen, ist an belustigenden und unterhaltenden Auftritten auf der Straße unerschöpflich. Man wird nicht leicht müde, hier durch die Straßen zu streifen; wohin man sich wendet, findet man immer neue Unterhaltung. In dem einen Stadtviertel scheint die Bevölkerung buchstäblich ihr ganzes Leben unter freiem Himmel zuzubringen, und wir sind hier durch viele Gassen gekommen, wo Kochen, Essen, Zanken, Tanzen, Singen, Beten und alle sonstigen täglich wiederkehrenden Beschäftignngen gleichzeitig vorkamen. Davon erzählte ich schon früher, wie ich mich erinnere, aber damals war ich noch wenig in den wahren Geist des außer den Häusern waltenden scherzhaften und belustigenden Volksmuthwillens eingeweiht. Unsere Pferde vermochten kaum im Schritt zu gehen, als wir durch

eine dieser Straßen fuhren, und ihre Köpfe befanden sich plötzlich in der Mitte eines neapolitanischen unter freiem Himmel geschäftigen Haushalts, ohne daß ihr unerwartetes Eindringen die Behaglichkeit dieser Leute irgend mehr gestört hätte, als ein Stoß von einer rauchigen Schornsteinecke in einer unserer Küchen.

Der Molo ist aber der Ort, der mich am öftersten anzieht. Außer dem schönen Anblick des Havens, der für mich unerschöpflichen Reiz hat, bietet diese Stelle, wiewohl von nur geringem Umfang, doch alle Arten von Kurzweil. Es wimmelt hier von Leuten, welche die Aufmerksamkeit der Umstehenden zu fesseln gewohnt sind. Der Eine sagt Verse her, ein Anderer unterhält die aufmerksame Menge durch Mährchen, ein Dritter führt, wie wir sagen würden, „Punch und Judy" auf; statt dessen aber hört man hier die wohlklingenderen Namen „Polichinello und Giulietta" oder irgend einen andern weiblichen Namen, dessen Aussprache noch lieblicher ins Ohr tönt. Unterdessen treiben die Knaben allerlei tolle Streiche und belustigen sich, während die Aufmerksamkeit der ältern Leute auf andere Kurzweil gerichtet ist, auf ihre eigene Weise.

Die Schifffahrt ist nicht beträchtlich; nur wenige Schiffe laufen aus und ein. Die Schiffe, welche im Haven liegen, haben meistens das Bunte und Zierliche der längs den Küsten des Mittelmeeres üblichen Bauart. Die Kriegsschiffe liegen ebenfalls innerhalb des Molo,

und an ihnen sieht man deutlich genug, wie wenig die neapolitanische Seemacht zu bedeuten hat. Diese Linienschiffe sind kaum im Stande den neuern Fregatten anderer Nationen kräftigen Widerstand zu leisten; und einige Fregatten, die hier liegen, sind zwar hübsch genug gebaut, sind aber kaum geeignet, mehr auszurichten, als die größern Kriegs-Sloops, wie sie heutiges Tags gebaut werden.

Eine Tochter des Königs, die Prinzessin Christina, war eben ihrem Oheim, dem Könige von Spanien, vermählt worden, und eine dieser Fregatten wird eben in Bereitschaft gesetzt, mit einem Theil der königlichen Ausstattung unter Segel zu gehen. Ich bin auf diesem Schiffe gewesen; es ist ein treffliches Fahrzeug, und ich bin überzeugt, daß diese Nation wohl im Stande ist, auf dem mittelländischen Meere eine achtunggebietende Seemacht aufzustellen, wenn zu der Gewandtheit ihrer Matrosen auch noch die nöthigen Geldmittel hinzukommen. Denn das ganze Land ist Küstenland, und die Bevölkerung ist ein wenigstens physisch wohlbegabter Menschenschlag, und es fehlt, vom Gelde abgesehen, nur an den gehörig wirksamen moralischen Anregungsmitteln, um einen solchen Plan auszuführen.

Das Wetter veränderte sich zusehens, seit wir hierhergekommen waren, und bei dieser Gelegenheit habe ich erst recht erfahren, was ein neapolitanischer Himmel heißt. Bis zur Mitte des Oktobers kannte ich die Schönheiten desselben noch nicht in ihrem ganzen Umfange.

Obgleich wir ebenfalls die Schönheit des Himmels in unserm Vaterlande kennen und zu schätzen wissen, so ist doch die Anmuth des italienischen und vorzugsweise des neapolitanischen Himmels ganz eigenthümlicher Art, die uns durchaus unbekannt ist. Ein anmuthiger Schimmer ist durch die Bläue des Himmels ergossen, den Sie zum Theil kennen, da wir dieses lieblichen Anblicks während der herbstlichen Jahrszeit uns ebenfalls erfreuen. Aber dieß ist es nicht, was ich meine, nicht die schönen und milden September- und Oktobertage, welche gewöhnlich als die Kennzeichen einer vorzüglichen Herbstwitterung gepriesen werden, sondern der eigne durchsichtige und widerstrahlende Zustand der Atmosphäre, welcher alle Gegenstände in einen Glanz einhüllt, so wie Abends und Morgens dem Horizont prismatische Farben verleiht. Diese mildvermischten Farben sind durchaus von dem prächtig erhabenen Anblick des Sonnenuntergangs in Amerika verschieden. Es sind zartere Farbennüancen in mannigfaltigem Wechsel, die in rascher Folge ineinander verschwimmen. Diese zarten Farbenwechsel habe ich öfter an der amerikanischen Küste beobachtet, wenn ich mich auf meinen frühern Seefahrten unter etwa 40° Breite befand; an der Küste selbst ist dieser liebliche Anblick weit seltner, und wir genießen ihn in unsern südlichen Gegenden kaum jemals, wenigstens nie in solchem vollkommenen Grade wie hier.

Lächeln Sie immerhin über meine Leidenschaft für

schöne Himmelsbläue und anmuthige Landschaftsgemälde; ich aber bin während des letzten Monats wohl über ein Dutzend mal die Burg von San Elmo hinangeklettert, um die Sonne untergehen zu sehen, und die ganz eigenthümliche Wirkung dieser herrlichen Erscheinung zu beobachten. In dem Augenblick, wo das Sonnenlicht verschwunden scheint, beleuchtet ein milder rosiger Schimmer die Anhöhen am Fuße des Vesuvs, so wie alle die dichtgedrängten Gegenstände längs der Küste. und wirft einen Gluthschein über die weitausgebreitete Campagna, der ihr das Ansehen eines andern Eden verleiht. Während diese schönen Farbenübergänge die Erde schmücken, scheinen sie am Himmel widerzuglänzen, wie das Wangenroth eines schönen Mädchens die Regungen ihres Innern widerstrahlt. In welchem Farbenglanz in solchem Augenblick die Wolken prangen, vermag ich nicht zu schildern, sie schimmern in fast überirdischer Pracht. Zu Zeiten erglänzt die ganze Himmelswölbung in ununterbrochener Perlenbläue; dann überweht sie vielleicht ein rascher Anflug von sanftem Roth, wie das zarte Colorit der Jugendfrische, und dann wieder entquillt der milden Bläue eine solche Mannigfaltigkeit von Farben, die so rasch und unmerklich wechseln und verschmelzen, daß es unmöglich wird, sie sämmtlich aufzuzählen oder einzeln zu beschreiben. Dieser Anblick hat nichts Großartiges, nichts Erschütterndes; es ist ein wundervoll lieblicher Anblick, der zugleich das Innere mit sanftern Regungen erfüllt,

während er das Auge des Beschauers erfreut. So viel ist gewiß, daß ich auf dem Lande noch niemals solche Sonnenuntergänge gesehen habe, die sich an Schönheit mit denen in Neapel vergleichen lassen; auf der See will ich wohl zugeben, sieht man in südlicheren Breiten öfters ähnliche schöne Sonnenuntergänge.

Ich glaube, eben hierin liegt der unnennbare eigenthümliche Zauber des italienischen Himmels, von welchem Dichter und Maler aller Zeiten so ergriffen worden sind. Wir Amerikaner mögen neun Monate des Jahrs hindurch Neapel und seine Gegenden in jeder Richtung durchschweifen und manche schöne Lichtwechsel der Himmelsbläue betrachten, ohne von dieser eigenthümlichen Anmuth eine richtige Vorstellung zu haben, wenn wir nicht grade die drei ausgezeichnetesten Monate hier zubringen können.

Von dem Museum habe ich Ihnen noch gar Nichts mitgetheilt, welches die in Pompeji und Herculanum aufgefundenen alterthümlichen Merkwürdigkeiten enthält. Denn dieses ist so häufig und so genau von andern Reisenden beschrieben, daß mir kaum etwas zu sagen übrig bleibt. So habe ich unter andern die langsame, äußerst mühsame, und wie ich meine, völlig nutzlose Arbeit mit angesehn, wie die Manuscriptrollen, die man in Herculanum gefunden hat, aufgewickelt werden. Es ist dieß allerdings ein merkwürdiger Beweis menschlicher Geduld und Ausdauer, so wie ein rühmliches Zeugniß von dem ernsten Bestreben der neapolitanischen Regierung, die

Bemühungen der Gelehrten zu unterstützen. Ich habe vorhin gesagt, daß man diese Rollen in Herculanum gefunden habe. Denn ich glaube, daß in Pompeji bis jetzt kein einziges Manuscript gefunden worden ist; auch würden sie kein solches verkohltes und eingeschrumpftes Ansehen haben, wenn sie in letzterer Stadt gefunden worden wären.

Es scheint, daß alle Handschriften der Alten auf geglätteten hölzernen Stäben aufgerollt wurden; wenigstens habe ich noch nie eins gesehen, das wie die neuern Bücher gefaltet gewesen wäre. Die Gluth der Lava hat diese Pergament- oder Papyrusrollen, welche in Herculanum gefunden worden sind, in einen solchen verkohlten und eingeäscherten Zustand versetzt, daß es fast nur eines Lufthauchs bedürfte, um die unversehrt gebliebenen Fasern zu zerreißen. Doch sind sie nur noch im zusammengerollten Zustande vorhanden, und die schwierige Aufgabe war demnach, sie zu entrollen und die Schriftzüge zu lesen. Glücklicherweise hängt nun die Lesbarkeit eines alterthümlichen Manuscripts durchaus nicht von der Deutlichkeit der Schriftzüge des Verfassers ab. Denn eben weil man damals noch keine Bücher zu drucken verstand, so wurden alle Werke, welche der Veröffentlichung werth gehalten wurden, und selbst dieses nur in dem beschränkterem Sinne, wie eine Veröffentlichung unter solchen Umständen möglich war, durch geübte Abschreiber ganz sauber abgeschrieben, und zwar in großen. schönen,

deutlichen Schriftzügen, die eben so gut zu lesen waren, wenn auch nicht ganz so deutlich, wie unsre größern Druckschriften. Wenn also die verkohlten und verschrumpften Pergamentrollen von Herculanum irgend etwas Merkwürdiges enthalten, so werden wir ihren Besitz einzig dieser mühsamen Arbeit des Entrollens verdanken. Bis jetzt hat man, so viel ich weiß, Nichts von besonderm Werth oder von besonderer Wichtigkeit, weder in Beziehung auf alte Kunst noch auf alte Geschichte, in den bisher entrollten Handschriften gefunden.

Doch ich kehre wieder zu dem Verfahren selbst zurück, welches einfach genug ist, wiewohl es schwer sein dürfte, aus einer bloß mündlichen oder schriftlichen Andeutung, ohne es selbst mit angesehen zu haben, eine deutliche Vorstellung davon zu erhalten. Der in der Mitte der Pergamentrolle befindliche hölzerne Stab wird auf eine solche Weise, daß er bequem um seine Achse gedreht werden kann, auf dem Boden eines kleinen Gestelles befestigt, welches einige Aehnlichkeit mit den kleinen hölzernen Gestellen hat, woran Frauen manche ihrer Nadelarbeiten aufzuspannen pflegen. Dieses Gestell wird sodann unbeweglich festgemacht. Darauf werden an den obern Leisten des Gestelles seidene Fäden mittelst Schräubchen befestigt, und die untern Enden dieser Fäden werden mit Hülfe von Eiweiß und Goldschlägerhäutchen an das äußere Ende der Rolle angeklebt. Alsdann werden diese Fäden, deren eine große Menge neben einander am

Rande der Rolle angeklebt worden sind, mit Hülfe der Schräubchen stark angespannt, wie die Saiten einer Violine. Wann dieses geschehen ist, kann der Arbeiter zur Entfaltung der Rolle weiter fortschreiten, welches durch Zwischenschieben des dünnen Blattes eines papiernen Werkzeugs geschieht. Wenn in der Rolle ein Loch oder Riß vorkommt, oder wenn sie irgendwo nachgibt und zu zerreißen droht, dann wird sie an solchen Stellen mit Goldschägerhäutchen bedeckt und verklebt. Indem nun sämmtliche Fäden nach und nach immer mehr angespannt werden, welches eben nur allmählig und — wie Sie sich leicht vorstellen können — nur äußerst vorsichtig und langsam geschehen darf, wird die Pergamentrolle nach und nach abgewickelt, bis wenigstens ein Stück derselben bis an's obere Ende des erwähnten hölzernen Gestelles abgewickelt ist, worauf dieß Stück von einem Gelehrten durchgesehen und sorgfältig nachgeschrieben wird. Die Schriftzüge sind alsdann weit leichter zu entziffern, als man auf den ersten Blick meinen sollte, der chemischen Eigenschaften der Tinte wegen. Die Pergamente haben nämlich eine durch und durch schwarze oder dunkelbraune Farbe angenommen; aber die einzelnen Buchstaben kommen wie eine Art von Vertiefung deutlich zum Vorschein, — oder um mich besser auszudrücken, in einer von den unbeschriebenen Stellen verschiedenen Oberfläche, — denn das ganze Gefüge hat oft kaum die Dicke von Spinnengewebe. Weil diese aufgewickelten Rollen

öfters durchlöchert sind oder bedeutende Risse haben, so fehlen an solchen Stellen die Schriftzüge ebenfalls, und die dadurch in der Schrift entstandenen Lücken müssen alsdann, so gut es eben gehen will, durch Conjecturen ergänzt werden.

Wir sahen mehre Leute emsig mit diesen verschiedenen Arbeiten beschäftigt. Die Einen beschäftigte bloß das vorsichtige, mechanische Abrollen; Andere waren hinreichend unterrichtete Leute, um die lateinischen Schriftzüge lesen, die undeutlicheren Worte entziffern, so wie die Abkürzungen verstehen zu können. Ich glaube übrigens, daß die erste Abschrift dieser entzifferten Pergamente in allen Fällen nur ein genaues Nachschreiben, eine Art von Fac-simile ist, und daß diese Vorarbeit alsdann erst einer Anzahl höher gebildeter, wirklicher Gelehrten übergeben wird, welche die Lücken im Text durch Conjecturen ergänzen, wo solches irgend möglich ist, und den Text selbst mit den erforderlichen Erklärungen und Bemerkungen begleiten.

Diese Arbeiten sind nunmehr seit Jahren mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und Geduld fortgesetzt worden. Manche Amerikaner, die hierher reisen, sind nur zu sehr geneigt, über das, was sie Mangel an „Energie" der Regierung in diesem Lande nennen, ihren Spöttereien freien Lauf zu lassen. Viele von ihnen verfallen in den kindischen Mißgriff, ihre Vaterlandsliebe darin bethätigen zu wollen, daß sie damit prahlen, was wir

unter ähnlichen Umständen in weit kürzerer Zeit vollbringen würden. Gewiß möchte ich den politischen Einrichtungen keines andern Staats vor dem unsrigen, in allem, was die Wohlfahrt sämmtlicher Staatsbürger betrifft, den kleinsten Vorzug zugestehen; auch bin ich jederzeit, meine Ueberzeugung von den überwiegend trefflichen Eigenschaften unserer Verfassung gegen Alle geradezu auszusprechen bereit, welche aus Unkunde Alles verachten, was Amerika von den übrigen Nationen unterscheidet. Demungeachtet haben wir eben so wohl unsere schwachen Seiten wie unsre Nachbarn, und ich bin noch sehr in Zweifel, ob irgend ein Congreß hinlängliches Interesse für wissenschaftliche Untersuchungen an den Tag legen möchte, oder sich von der Ueberzeugung hinlänglich durchdrungen fühlen würde, wie sehr die Beförderung wissenschaftlicher Forschung selbst in Beziehung auf den uns beherrschenden Trieb nach Geldgewinn uns zu großem Nutzen gereichen muß, um mit gleicher Beharrlichkeit dazu vermocht zu werden, von Jahr zu Jahr die erforderlichen Summen zu ähnlichen Unternehmungen zu bewilligen, wie dieß in Neapel geschieht. In Amerika ist bis jetzt weder schöne Kunst noch Gelehrsamkeit so weit gediehen, daß unsre Nation den wichtigen Einfluß beider auf allgemeines menschliches Fortschreiten hinlänglich begreifen und zugleich erwägen könnte, von welcher entschiedenen Wirkung die eine wie die andere zur Förderung menschlicher Glückseligkeit beitrage, welches das höchste Ziel aller Staatseinrichtungen sein soll. Wir

haben noch Manches bei uns selbst in Ordnung zu bringen, ehe wir uns erlauben dürfen, über die Fehler anderer Staaten zu spötteln.

Die Zahl der bis jetzt an verschiedenen Stellen dort aufgefundenen Handschriften soll bereits zwei- bis dreitausend und darüber betragen; wiewohl es sich denken läßt, daß viele darunter gleichen Inhalts, nämlich wiederholte Abschriften desselben Werks sein mögen. Der größere Theil derselben ist übrigens in solchem Zustande, daß alle Versuche, sie zu entziffern, vergeblich sind. Dieses würde bei allen der Fall gewesen sein, wenn die Alten kein dauerhafteres Schreibmaterial gehabt hätten, als das Papier der neuern Zeit. In England könnte vielleicht beim Ausbruch eines Vulcans das bessere Papier der gänzlichen Vernichtung literarischer Schätze einigermaßen widerstehen; in Frankreich und Amerika hingegen, so wie in Deutschland und in Italien ebenfalls, würde die Glühhitze vulcanischer Eruptionen fast durchgehends das lockere, spinnengewebähnliche Papier zerstören, wo irgend die Nachbarschaft eines Kraters die Bibliotheken neuerer Zeit bedroht.

Die Sammlungen von den mancherlei in den Ruinen aufgefundenen Geräthschaften, die im Museum aufgestellt worden sind, gewähren einen höchst interessanten Anblick; doch die darüber vorhandenen Beschreibungen gehen so genau in alle Einzelnheiten ein, daß es unnütz sein würde, noch mehr davon zu sagen. Die schönen

Formen, die geschmackvollen Verzierungen machen einen bleibenden Eindruck. Sogar Gewichte und Maße und andere Gegenstände zu täglichem Gebrauch waren kopfförmig ausgeziert, zum Theil Brustbilder darstellend, wahrscheinlich zur Erinnerung an ausgezeichnete Männer jener Zeit.

In Amerika könnte in dieser Beziehung noch Manches geschehen, was der vaterländischen Gesinnung und dem Nationalgeschmack entsprechen würde. So müßte das Gepräge unsrer Geldmünzen verändert werden, welches jetzt das häßlichste in der ganzen Christenheit ist. Dasselbe gilt zum Theil von unsrer Flagge; doch in Europa findet man hin und wieder so garstige Flaggen, als man kaum erdenken kann. Wenn das elende Zerrbild, hochtönender Weise „Freiheit“ genannt, durch das Brustbild *) des einen oder andern wirklich ausgezeichneten

*) Hier hat der Verfasser in seinem Eifer für schöne Kunst übersehen, daß schon der Idee nach kein anderes Brustbild, als das des regierenden Fürsten, welchem das Münzrecht als Repräsentanten sämmtlicher Staatsgewalten zusteht, auf den Geldmünzen enthalten sein kann. Wo also kein Fürst ist, kann die Gesammtheit des Volks nur durch ein Sinnbild, das nie das Bild eines einzelnen Mannes sein kann, auf Münzen versinnlicht werden, wozu also irgend eine allegorische Darstellung die passendste ist, welche übrigens von Niemanden mit dem Staatswappen verwechselt werden wird. Wirklich hatten auch im kunstsinnigen Alterthum nur die von Einzelnen beherrschten Staaten auf ihren Münzen die Brustbilder ihrer Könige; aber auf den Münzen alter Freistaaten trifft man nur allegorische Darstellungen an.

Bürgers ersetzt würde, so würden unsere Münzen statt jener entstellenden Figur nicht bloß ein gefälligeres Ansehen bekommen, sondern auch einigen Ersatz für die uns mangelnden Statüen und bis jetzt nicht üblichen Denkmünzen darbieten. Die Ehre, sich selbst oder vielmehr seine Vorfahren im Brustbilde auf Münzen zu erblicken, würde alle Vortheile eines Adelsdiploms in der Aufmunterung zu herrlichen Thaten gewähren, ohne die Nachtheile der Beförderung mißbräuchlichen Castengeistes *) damit zu verbinden. Um andern Mißbräuchen vorzubeugen, müßte die feierliche Abstimmung der einzelnen

*) Das am meisten ehrende Denkmal ruhmwürdiger Thaten wahrhaft vaterlandsliebender Bürger bleibt die unvergeßlich im Volke fortlebende Erinnerung. Denn sie sind zu groß für die durch äußere Anregungsmittel erst zu weckende Anerkennung, welche ihnen die Nachwelt schon aus innerm Antriebe bewahrt Statüen sind so wenig wie andere Auszeichnungen sinnlicher Art immer Ausdruck der Volksgesinnung im Allgemeinen gewesen, sondern öfter die Aeußerungen von Parteien, die grade die Oberhand behielten, und die von Staatswegen beförderte Auszeichnung wird selten dem Einfluß des Kastengeistes entgehen, der auf diese Weise sich auf den sichtbaren Ausspruch der Staatsgewalt stützen würde. Das Andenken großer Männer in künstlerischen Darstellungen zu ehren, darf man überall den Forderungen der Mitwelt überlassen, welche die Künstler kennen und benutzen. Und wo die Mitwelt das Bedürfniß fühlt, die Bildnisse ihrer großen Männer aus früherer Zeit an ihren Geräthen und Zierrathen vor Augen zu haben, wird es auch nicht an Künstlern fehlen, die dieser würdigen Aeußerung des Kunstgeschmacks, wo er wirklich vorhanden ist, zu entsprechen wissen.

Staaten vorhergehen, die Einstimmigkeit der Staaten müßte nothwendige Bedingung sein, und eine solche ehrenvolle Auszeichnung dürfte den Betheiligten erst ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tode zu Theil werden. Auf ähnliche Weise erklärt, wie Sie wissen, die römische Kirche ihre ausgezeichneten Männer zu Heiligen. Auch könnte eine Steigerung in diesen Beweisen der dankbaren Anerkennung des Vaterlandes gegen seine verdienstvollen Mitbürger statt finden; die höchste Ehrenbezeugung könnte durch ein Brustbild auf goldnen, die geringere auf silbernen, die geringste auf kupfernen Münzen ausgedrückt werden. Die noch unentschieden großen Männer, deren Verdienst nur eine vorübergehende Würdigung verdiente, möchten immerhin auf den Banknoten figuriren, wie es schon jetzt geschieht. *) Mit Washington und Franklin könnten wir den Anfang machen, auf deren Namen selbst das alte Rom mit Stolz aufblicken würde, wenn solches diese Männer in seinen bessern Tagen zu den seinigen hätte zählen können. Unsere Kupfermünzen könnten künftig zur erforderlichen Zeit die Bildnisse

*) Wenn die Bildnisse der Vorstände vorübergehender Verwaltungsbehörden auf Banknoten, diesen temporären Bürgschaften für den Werth derselben, vorgedruckt werden, so liegt darin nichts Widersprechendes, so wenig wie in der Namensunterschrift; aber Bildnisse einzelner Bürger auf für immer gültig geprägte Geldmünzen kann ein Freistaat durchaus nicht gestatten.

unsrer Präsidenten enthalten, und ich glaube fast, daß unsre Nachkommen ihnen sämmtlich diese Ehre zuerkennen würden. Vielleicht würde des alten John Marschall's Brustbild wenigstens auf silbernen Münzen prangen; doch fürchte ich, daß originell denkende Köpfe nur zu selten in Amerika sind, um dem Einfluß von fünfzig Jahren zu widerstehen. Ein ächter Forscher im Fache der Rechtsgelehrtheit muß noch geboren werden.

Wie würden wir es in solchem Fall mit unserm Jefferson halten? — Sollen wir ihm die Ehre des Brustbildes auf Goldmünzen zuerkennen? — Auf keinen Fall. Dazu war er nur zu sehr Parteihaupt. Selbst unserm Franklin würde die Ehre der Goldmünze zwar als Philosophen, aber nur in naturwissenschaftlicher, nicht in moralischpolitischer Beziehung zuerkannt werden konnen; denn in moralischer Hinsicht war er nicht einflußreich genug, und in politischer Beziehung besaß er zu wenig durchsetzenden Geist. John Jay kann vielleicht auf den silbernen Ehrenpreis Anspruch machen; gewiß; wenn er nur nicht so früh vom Schauplatz abgetreten wäre; denn, was die Lauterkeit seiner Gesinnung, die Reinheit seiner Absichten betrifft, so müßte ihm die Ehre der Goldmünze werden. Jefferson dürfte die Silbermünze ansprechen; doch, fürchte ich, nur mit einiger Einschränkung. Der gute Hamilton, dessen treffliche Anlagen, dessen redliches Gemüth ihm den goldnen Preis zusichern würden, möchte vielleicht ganz leer ausgehen, oder höchstens würde man

ihm die Kehrseite der Münze einräumen; denn er hat unglücklicher Weise den verkehrten Weg zum Ziel gewählt.

Wie Sie sehn, wäre hier ein weites Feld zu poetischer Abwägung der Verdienste unserer ausgezeichneten Männer. Ich fürchte, daß in solchem Fall es Noth thun würde, einige Tonnen voll „Kauri's" aus Afrika überzuführen, um auch den großen Haufen amerikanischer großen Männer zufrieden zu stellen. Auch möchte ich schwerlich den Mitgliedern unsers Congresses die Abstimmung in dieser Beziehung anvertrauen; denn dort würde Jeder für seinen Nachbar stimmen, unter der stillschweigenden Bedingung, daß sein Nachbar dagegen zunächst für ihn stimmen werde. Aber lieber sollen unsere Münzen an reinem innern Werth verlieren, als daß wir den Werth innerer Reinheit darüber verlören. *)

Doch ernste Dinge verdienen ernstere Besprechung. Die Kunstgebilde der Alten sind recht geeignet, den Kunstgeschmack der Neuern zu wecken. Die meisten schönen Formen, die uns in den Bronce-Zierrathen, die wir aus Frankreich und Italien erhalten, so innig ansprechen, sind gradezu Nachbildung der in Pompeji und Herculanum aufgegrabenen Meisterstücke.

Bisweilen wandelt den aufmerksamen Beschauer der in dem Museum aufgestellten Herrlichkeiten ein Zweifel

*) Durch letztere Bemerkungen wird der frühere Vorschlag des Verf. ganz von selbst widerlegt.

an, ob alle diese mannigfaltigen Kunstschätze auch wirklich ächte antike Productionen sind, und ob sie als Proben reinen unverdorbnen Kunstsinnes, als Musterbilder wahren Kunstgeschmacks aufgestellt werden können. Denn oftmals bleibt man ungewiß, ob manche Gegenstände nicht vielmehr als Beweise äußerst entarteten Geschmacks und äußerster Sittenverderbniß, oder im Gegentheil als Beweise äußerster Unschuld und Einfachheit dienen können. Wer die Schilderungen eines Juvenal oder Ovid's zu Rathe zieht, der wird gar leicht zu ersterer Annahme verleitet werden. Davon sind die außerordentlichsten Proben hier zu finden, von welchen manche fast denen gleichkommen, welche Capitain Cook auf einigen Inseln der Südsee gefunden zu haben behauptet. Aber die Welt des neunzehnten Jahrhunderts ist in der Beobachtung des Scheines von Schicklichkeit und Ehrbarkeit, welcher Art auch ihr eigentliches Treiben sein mag, eine ganz andere geworden, als es jedes frühere Jahrhundert war. Dieses beweisen unter andern die Frescomalereien von Andrea del Sarto sogar in den Loggien von Kirchen, und nicht weniger beweisen dieß manche Proben des Geschmacks selbst des göttlich genannten Raphael, um ähnliche Dinge, die von seinen Schülern herrühren, gar nicht zu erwähnen.

Es macht einen eigenen Eindruck, hier Schminknäpfchen, Spielmarken, Messer, Löffel, nebst andern bekannten Geräthschaften zu sehen, deren man sich vor

fast zweitausend Jahren bediente. Jedermann muß es in Erstaunen setzen, wie wenig wesentliche Veränderungen mit dergleichen Dingen in so langer Zeit vorgegangen sind. Was die Schminke betrifft, so darf uns dieß nicht wundern; denn sie ist ein Nachlaß aus dem Zustande der Rohheit, und alle Völker hören erst dann auf, sich derselben zu bedienen, wann sie sich dem Zustande höchster Gesittung am meisten nähern. Man hat mir gesagt, es seien keine Lanzetten gefunden worden, und Manche wollten daraus ableiten, daß man sich keiner solcher Werkzeuge zum Aderlassen, sondern bloß der Blutegel und Schröpfköpfe bedient habe. *) Auch soll der Gebrauch der Gabeln unbekannt gewesen sein; ich erinnere mich auch nicht, in den Sammlungen des Museums dergleichen gesehen zu haben. Wenn die Alten wirklich keine Gabeln kannten, so gab es damals auch keine Schätzung des Menschenwerthes nach dem Besitz von mehr oder weniger silbernen Gabeln, und desto glücklicher waren sie, wenn ihr gesunder Verstand zu keinen solchen Mißgriffen verleitet wurde.

---

*) Später hat man manche Aderlaßinstrumente aufgefunden, und Abbildungen sind von denselben, wie von andern wundärztlichen Werkzeugen, erschienen. Auch aus den Schriften der Alten wußte man schon früher, daß man sich des Schnäppers, der Fliete, der Lanzette, zum Aderlassen bediente; nur waren freilich diese Werkzeuge in ihrer Form etwas abweichend von den jetzt gebräuchlichen.

Aus den Gegenständen, die ich im Museum von Neapel und zum Theil noch in den Gebäuden vom Pompeji selbst gesehen habe, kann ich deutlich abnehmen, daß die Alten in vielen Dingen vor den Neuern Manches voraus hatten, dagegen in andern Dingen weit hinter ihnen zurück waren. In allen Geräthen, die auf Gefälligkeit der äußern Formen und Alles sonst, was ich das Poetische des Lebensgenusses nennen möchte, entschiedenen Anspruch machen, waren sie unstreitig besser versehen, als wir; doch ist es keine Uebertreibung, wenn ich hinzufüge, daß man den Sinn für höhere Sittlichkeit, wie sie das Christenthum allein einzuflößen vermochte, in den Gewöhnungen der Alten größtentheils vermißt. Ueberdieß scheint das engere Familienleben weniger geschätzt und genossen worden zu sein, als in unsern Zeiten. Doch sind diese Schlußfolgerungen größtentheils freilich nur auf einseitige Grundlagen gebaut.

Die Römer gaben sich, wie heutiges Tags die Franzosen, mit besonderer Vorliebe den öffentlichen Angelegenheiten hin, und gleichwohl muß man zugeben, daß die Engländer, welche einen so hohen Anspruch auf Häuslichkeit machen, demungeachtet die engern häuslichen Beziehungen keineswegs so innig aufzufassen pflegen, als eben nur die Franzosen. Es verträgt sich allerdings recht gut mit einander, sich häufig in öffentlichen Bädern, auf dem Forum, auf öffentlichen Spaziergängen, in Theatern und bei Pferde- oder Wagenrennen einzufinden,

5*

und demungeachtet keine Vorliebe für Ehelosigkeit, Spielhäuser und geheime Schlupfwinkel zu haben. Wir Amerikaner huldigen weit weniger der Oeffentlichkeit in unsern Vergnügungen; dafür sind wir aber in unsern häuslichen Genüssen weit weniger unsern besondern Neigungen überlassen, weil überall das Gerede der Nachbarn uns störend in den Weg tritt. In Frankreich aber richtet sich jede Familie weit mehr nach eigenem Gutbefinden ein, ohne fremder Einmischung zu bedürfen; es hat dort jede Familie ihre eigene Verfassung, ihre besondere patriarchalische Regierungsform, und beide beweisen sich ebenso nützlich als angenehm.

Zwanzigster Brief.

Abreise nach Rom. — Die „Campagna felice.“ — Wasserleitung und Pallast von Caserta. — Capua. — Sessa. — Die „Via Appia.“ — Brücke an derselben. — Gaeta. — Cicero's Tod. — Terracina. — Die pontinischen Sümpfe. — Bauern von banditenmäßigem Ansehen. — Velletri. — Albano. — Die „Campagna di Roma.“ — Fernsicht von Rom. — Einfahrt durch die Porta di San Giovanni. — Die Peterskirche. — Außerordentliche Größe dieses Gebäudes.

Endlich war unsere Zeit vorüber; ungern verließen wir den liebgewonnenen Aufenthalt auf unserm „Stück auf die Erde gefallenen Himmels.“ Aber das Wetter war allmählig winterlich und regnerisch geworden. Die

Jahrszeit, in welcher Neapel wenig Anziehendes hat, war eingetreten, und wir hatten Rom noch vor uns, — eine Lust, die wenige Reisende, welche bereits fünfzehn Monate in Italien zugebracht haben, vorausgenießen können. Wie wohl Zufälligkeiten und Witterungswechsel meistens die einzige Veranlassung waren, wenn wir unsern Aufenthalt änderten, so glaube ich doch, daß wir unwillkürlich den besten Plan befolgten, in dem wir das Beste bis zuletzt aufsparten.

Wir benutzten die Gelegenheit, daß ein Reisender aus Rom seinen Wagen zurücksenden wollte, indem wir diesen noch zu den unsrigen hinzunahmen, und mit Hülfe zweier Gespanne, die einem Kutscher aus Savoyen gehörten, waren wir im Stande, nicht nur unsere Personen sämmtlich, sondern auch unser ganzes Gepäck, was eben keine geringe Aufgabe ist, bequem fortzubringen. Da es schon hoch am Tage war, ehe unsere Karavane sich völlig rüsten konnte, so bestimmten wir Capua als Ziel unsers ersten Tagmarsches, machten aber doch einen Umweg, um vorher den Pallast und die Wasserleitung von Caserta in Augenschein zu nehmen.

Die Wasserleitung bekamen wir von diesen beiden zuerst zu Gesicht; denn die Landstraße führte uns geradeswegs durch die mit Recht sogenannte Campagna felice. Diese Ebene ist mit Gebäuden jeder Art besäet, wie die große Ebene der Lombardei. So außerordentlich einladend sie indessen für den Freund trefflich angebauter

fruchtbarer Gegenden sein muß, so erscheint sie dennoch für den nach schönen Aussichten umblickenden Reisenden etwas zu flach und einförmig. Weil es zufällig fast die ganze Zeit, die wir mit der Fahrt durch diese Ebene zubrachten, in einem fort regnete, so verloren wir nicht viel.

Mitten durch die Thalschlucht, durch welche die Wasserleitung sich erstreckt, näherten wir uns den Appeninen in allmählig schöner sich gestaltender Scenerie. Dieser Theil der Wasserleitung, welchen zu betrachten man hierher zu reisen pflegt, besteht in nichts Anderm, als in einer Brücke über das Thal; aber dieser Brückenbau ist in solchem prächtigen Maßstab ausgeführt, daß er Bewunderung erregen muß. Außerdem hat der Bau selbst nichts Außerordentliches, so weit er nämlich unter der Oberfläche fortgeleitet ist; aber einen desto mächtigern Eindruck macht der über die Thalschlucht aufgeführte Bau. Das Werk besteht aus Backsteinen, die kunstvoll geschichtet sind, und stellt eine Folge von gewölbten Bogen dar, die übereinander gereiht sind, nämlich drei solche Bogenreihen übereinander. Ich kann Ihnen die Größenverhältnisse nicht ganz genau angeben, denn in meinen Reisebüchern ist darüber nichts enthalten; doch nach dem Augenmaße schätze ich die Länge des ganzen Werks auf etwa eine englische Meile und die Höhe desselben auf wenigstens zweihundert Fuß; gewiß, ein achtungeinflößendes Stück Maurerarbeit! Es ist übrigens weit leichter,

dieses Werk zu bewundern, als seine Nothwendigkeit einzusehen. Das Wasser sollte in das Schloß Caserta geleitet werden; es ist demnach kaum begreiflich, warum zu diesem Zweck eine hölzerne wohlverwahrte Rinne nicht hinreichend gewesen wäre, um eine Wassersäule von geringer Mächtigkeit hinüberzuleiten, oder wozu es nöthig war, das Wasser den Hügel hinüber, statt um denselben herumzulenken, welches mit weit weniger Schwierigkeit auszuführen war.

Ich glaube, daß man diesen Bau als den zweiten in seiner Art betrachtet; die Wasserleitung bei Lissabon soll dagegen den ersten Rang einnehmen. Ich habe kaum ein Gebäude sonst gesehen, das wegen seines Umfangs einen mächtigern Eindruck auf mich gemacht hätte. Es ist, um es kurz zu sagen, ein Brückenbau über ein Thal. Nachdem wir unterhalb und zwischen den Bogen durchspaziert waren, stiegen wir wieder zur Landstraße hinauf und betrachteten die schöne Aussicht in der Richtung nach Neapel hin. Das Wetter hatte sich aufgeheitert; aber der kaum gefallene Regen hatte die Nebelmassen in Bewegung gesetzt, und so konnten wir hier eine italienische Landschaft in einem für uns neuen Charakter auffassen. Das Thal war nicht gar breit aber recht anmuthig und vor uns lag die Landstraße, auf welcher wir in dasselbe gekommen waren, und welche sich unter den Bögen der Wasserleitung hindurchwand. Unsre Wagen fuhren auf derselben den gewundenen Weg bergan, um

uns an der Stelle, wo wir standen, wieder aufzunehmen. Die Wirkung des Ganzen war zugleich prächtig und anmuthig; denn die ferne Bucht Capri, der Vesuv und die Campagna schimmerten durchaus im milden Sonnenlicht, das durch wolliges Nebelgewölk in mannigfaltigen Nüancen strahlte. Der Fahrweg über der Wasserleitung war breit genug, selbst für das königliche Gefolge; kurz vorher war der König hinüber gefahren, ehe wir derselben Richtung folgten. Der eigentliche Wasserbehälter war nur von geringer Breite.

Die Straße von der Wasserleitung aus, wird weiterhin immer anziehender. Sie windet sich zwischen Bergabhängen und durch Thäler, ist wie eine königliche Auffahrt gemauert und führt bloß zur Wasserleitung hinan. Caserta, als Städtchen, ist von geringem Umfang, aber der Pallast daselbst gehört zu den schönsten, die man in Europa sehen kann. Letzterer steht auf einer vollkommen ebenen Fläche, mit keiner andern Aussicht, als wie man sie aus den Fenstern desselben erwarten kann, und zwar bloß nach den Apenninen, die hier zu nahe liegen, um eine ergreifende Wirkung hervorbringen zu können, weil die nähern Anhöhen die ferner liegenden höheren Gipfel dem Anblick völlig entziehen. Es heißt, dieser Pallast verdanke seine Entstehung der Eitelkeit Carls des Dritten. Im Aerger darüber, daß eine englische Flotte, welche bis unter die Mauern seines Schlosses in Neapel herangekommen war, ihm gedroht

hatte, seine Residenz in Trümmer zu schießen, wenn das Verlangen der englischen Regierung nicht auf der Stelle erfüllt würde, habe dieser Fürst erklärt, nunmehr wolle er sich einen Pallast an einem Orte bauen, wo kein frecher Fremdling im Stande sein werde, ihn zu verhöhnen. In dieser Beziehung vereinigt allerdings Caserta die Vorzüge von Castel a mare und von Portici mit einander. Doch das ist Alles, oder man müßte die Pracht dieses noch unvollendeten Baues mit in Anschlag bringen. Die Gartenanlagen sind aber von bedeutendem Umfang, und die Jagd in den Apenninen mag auch etwas werth sein.

Das große Treppenhaus innerhalb des Pallastes von Caserta ist vielleicht das schönste in Europa. Es ist prachtvoll und schön, dabei hinreichend hell, von wundervoll zum Ganzen stimmenden Einzelverhältnissen, und die Verzierungen sind nicht weniger schön. Die Staatszimmer sind alle prächtig, aber nicht zur Hälfte fertig. Aber wo ist in Europa ein Pallast, der völlig fertig wäre? Sind es vielleicht auch einige, so sind doch gewiß die meisten noch nicht ausgebaut. So ist der Louvre noch zur Hälfte ein wüstes Gemäuer, der Pittipallast hat seine noch unbedachten Bogengänge, welche mit der Zeit verfallen, und in diesem Schlosse von Caserta sind über die Hälfte der schönsten Gemächer noch in völlig unbrauchbarem Zustande geblieben; indessen sind viele bereits fertig, zu viele fast für ein so kleines Königreich

und weit mehr, als man bis jetzt möbliren konnte. Aeußerlich bildet der Pallast ein ungleichseitiges Rechteck von sieben bis achthundert Fuß Länge und fünf bis sechshundert Fuß Breite. Im Innern ist eine schöne Vertheilung mehrer besonderer Höfe, die sich an einen Mittelbau anschließen, und in diesem Mittelbau befindet sich die bereits erwähnte Haupttreppe. Die Treppe selbst ist in demselben Plan wie die in der City Hall in New-York ausgeführt, unten mit einer einzelnen Treppenflucht beginnend, welche nach dem ersten Absatz in zwei Seitentreppen übergeht.

Von Caserta fuhren wir weiter bis nach Capua, wo wir die Nacht zubrachten. Einige unbedeutende Ruinen, unmittelbar an der Landstraße, sollen, wie man behauptet, die Lage des alten Capua bezeichnen; die neue Stadt liegt ungefähr eine englische Meile von jener entfernt. Letztere ist ein unansehnliches, unsauberes Städtchen, gewiß kein einladender Ort, der einen Hannibal so lange Zeit aufhalten könnte. Im Vorbeigehen will ich bloß bemerken, daß dieses oft besprochene, vermeintlich nutzlose Verweilen daselbst, wahrscheinlich nichts weiter gewesen ist, als eine ganz gewöhnliche Maßregel des Zurückziehens aus einer völlig verwüsteten Gegend und des Besetzens einer andern fruchtbaren Gegend, um den Truppen Erholung zu gönnen, eine Maßregel, die weit eher durch die nach so vielen Anstrengungn unvermeidliche Erschöpfung als durch irgend einen andern

schlimmen Zustand des Heeres veranlaßt wurde. Es ist mir weit wahrscheinlicher, daß Hannibals Armee Capua verdorben hat, als daß Capua Hannibals Armee verdarb.

Das Einzige, was uns an Capua's Ueppigkeit hätte erinnern können, wär eine Guitarre bei der Abendmahlzeit. Der Sänger hatte vielleicht gehört, daß wir in Florenz gewesen waren; denn er begann ein Lied zum Lobe von Florenz mit den Worten: „Firenze bella città." In den Reisebüchern wird behauptet, der Name „Firenze" bedeute in etrurischer Mundart eine Feuerlilie; das Wappen von Florenz enthält wirklich eine Lilie. Das Wappen der Medici hat drei Kugeln, vielleicht gar Pillen, — diese drei Pillen sieht man dort überall. Nur ist es wirklich Schade, daß diese Pillen von Toscana so wenig wirksam sind, und gehörige Wirksamkeit ist Alles, was dem Lande fehlt.

Am Tage darauf verließen wir Capua bei guter Zeit, und nachdem wir zehn bis zwölf Stunden lang gefahren waren, so hatten wir das Ende der „Campagna felice" erreicht. Diese ausgedehnte Ebene hatte wirklich viele schöne Stellen, und die schönste Gegend derselben war ihr nördliches Ende; denn hier befanden wir uns in durchaus parkähnlichen Umgebungen. In einem Orte, genannt Santa Agata, hielten wir an, um zu frühstücken; der Ort war selbst wenig mehr als ein einzelnes Wirthshaus. Etwa eine englische Meile weiter davon, lag ein kleines Städtchen, Namens Sessa,

welches das alte „Suessa Auruncorum“ sein soll, ein römisches Standquartier am Fuße der Apenninen.

Zwischen diesem Städtchen und Santa Agata, befindet sich eine breite, einer Allee ähnliche Landstraße und eine schöne Brücke, die über einen kleinen Strom und über einr Vertiefung an der Straße hinüberführt. Nachdem wir in Santa Agata gefrühstückt hatten, schlug ich A — — einen Spaziergang vor, nämlich bis nach Sessa, wo einige alterthümliche Gegenstände zu sehen waren, zu Fuße voran zu gehen und unsere Kutschen nachkommen zu lassen. Wir waren bis in die Hauptstraße gekommen, als ich erst bemerkte, daß das Pflaster aufgewühlt war, und um die Stelle her keine sichtbare Spur der Fortsetzung des Wegs entdecken konnte. Darüber verwundert, einen Postweg in solchem Zustande zu finden, erkundigte ich mich bei den Arbeitern, auf welche Weise unsre Wagen hier durchkommen könnten. Von diesen erfuhr ich, daß die Landstraße hier gar nicht durchführe, sondern an dem Wirthshause, das wir eben verlassen hätten, um die Ecke herum in einem rechten Winkel wieder auf den breiten Weg einbiege. Hiernach hatten wir uns auf unserm Spaziergang eine englische Meile weit rechtwinklig vom wahren Wege entfernt, und als wir uns umwandten, sahen wir unsere Wagen in der angedeuteten Richtung fortfahren, und unsere Reisegefährten dachten vermuthlich, uns jetzt bald auf unserm Vorausweg einzuholen. Es blieb nichts übrig, als umzu-

wenden und denselben Weg wieder zurückzukehren, um wieder auf die rechte Straße zu kommen, da wir erwarten konnten, daß die Wagen ebenfalls umkehren würden, sobald die Darinsitzenden bemerken würden, daß sie uns nicht einholten. Zum Glück kam ein Priester, auf einem Esel reitend, an uns vorüber, welcher unser Gespräch mit den Pflasterern anhörte. Da er unsere Verlegenheit bemerkte, so erbot er sich höflich, uns einen Weg zu zeigen, der in schräger Richtung nach der Poststraße führte und der uns eine Meile Weges ersparte.

Dieser Weg war wenig mehr als ein Saumpfad und führte durch Buschwerk und ein dichtes Gehölz. Anfänglich war ich nur zu sehr damit beschäftigt, schnell von der Stelle zu kommen; doch nachdem wir eine Viertelmeile weiter gekommen waren, verwunderte ich mich über die ungewöhnlich großen Steine, mit welchen dieser Weg zum Theil gepflastert war, denn an mehren Stellen war gar kein Pflaster mehr vorhanden. Eben wollte ich, auf diese Steine deutend, mir eine Erklärung ausbitten, als der gefällige Geistliche freundlich nickend, mit bedeutungsvollem Lächeln sagte: „Via Appia." So waren wir, ohne es zu wissen, wohl eine Meile Weges über die berühmte appische Straße hingestolpert, die größten Theils noch immer in leidlichem Zustande und nur theilweise zerfallen und mit Buschwerk überwachsen war! Ich hatte schon früher gehört, daß der Postweg zwischen Rom und Salerno und weiter südwärts, an

vielen Stellen über diese alte Straße hingehe; doch die letztere ist gleichsam eingesunken, so daß man nichts mehr von derselben gewahr wird. Hier aber lief die alte Landstraße noch über der Oberfläche weg und war noch eben so gut „Via Appia“ als die kleinen Strecken, welche man davon bei Pompeji und Pozzuoli sehen kann.

Weiter hin, am Ende dieses Bruchstücks der einst so berühmten Landstraße, befindet sich eine ziemlich lange Brücke; doch unglücklicherweise hatte uns der Priester schon verlassen, ehe wir bis an die Brücke gekommen waren, und ich konnte ihn also nicht mehr nach der Zeit ihrer Erbauung fragen. Sie gehört wohl ohne Zweifel zur Via Appia; ihre Bauart schien mir aber mehr irgend einem mittelalterlichen Jahrhunderte anzugehören, als der Römerzeit; denn sie hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit den Brückenruinen, die ich so häufig an den Küsten des Golfs von Genua gesehen hatte, und welche, wie man mich versicherte, aus dem Mittelalter herrührten. Sie war lang und schmal, dabei etwas unregelmäßig gebaut, schien aber noch eben so dauerhaft, als sie am Tage ihrer Erbauung sich ausgenommen haben mochte.

Diese Brücke ist nur wenige Ruthen von der Poststraße entlegen, und Reisende brauchen sich nur, wenn sie eine oder anderthalb englische Meilen von der Poststation Santa Agata entfernt sind, nach dem Nebenwege, der nach Sessa führt, zu erkundigen, wenn es ihnen auf

einen kleinen, zehn Minuten langen Aufschub ihrer Reise, nicht ankommt, und können alsdann die Brücke ebenfalls betrachten, und zugleich das erste Stück der Appischen Straße in Augenschein nehmen, das meines Wissens nördlich von Capua noch an der Oberfläche zu sehen ist. In keinem meiner Reisebücher steht Etwas davon, und ich glaube, daß wir zu den ersten Reisenden gehören, die dieses Bruchstück gesehen haben. Die Pflastersteine sind breit und von unregelmäßiger Form, wie die, welche bei Pompeji zu sehen sind.

Nachdem wir unsere Wagen wieder erreicht hatten, kamen uns noch mehre andere interessante Gegenstände und manche sehenswürdige Ruinen vor; denn die Wagen waren umgekehrt und uns nach einem Oertchen entgegengefahren, welches das ehemalige Minturnum gewesen sein soll. Der Garigliano, welcher durch dieß Städtchen fließt, war der ehemalige Fluß Liris, welcher die Gränze bildete zwischen Großgriechenland und dem eigentlichen Latium.

Die nächste Nacht brachten wir in Molo di Gaeta zu. Das Wirthshaus hatte eine schöne Lage am Golf und war leidlich genug. Die Stadt Gaeta liegt eine kleine Strecke weiter ab auf einer Halbinsel, welche eine Biegung macht, so daß eine Art von Haven dem Molo gegenüber entsteht. Die Erbauung von Gaeta wird dem „frommen Aeneas" zugeschrieben.

Am Morgen darauf kamen wir an einem Grabmahl

vorüber, welches nach der gewöhnlichen Meinung an derselben Stelle errichtet worden ist, wo Cicero ermordet wurde. Gewiß ist es, daß er in dieser Gegend umgebracht worden ist, und es kann dieß folglich eben so gut an dieser, wie an jeder andern Stelle in der Umgegend geschehen sein. So weit ich mir die Geschichte seines Todes noch erinnern kann, soll er eben im Begriff gewesen sein, längs dem Gestade in einem Kahne zu entfliehen, als er von den ihn verfolgenden Mördern eingeholt und erschlagen wurde, und dieses Grabmahl befindet sich wirklich an der Küste, wiewohl noch etwas fern vom eigentlichen Gestade. Da aber das Wort littus ebensowohl die Küste als das Gestade bezeichnen kann, so scheint damit jede Schwierigkeit gehoben zu sein.

Weiterhin führte die Landstraße durch das Gebirge, welches hier das Mittelmeer gleich Bollwerken umragt. Bei dieser Gelegenheit zeigte man uns die Stellung, welche die neapolitanische Armee inne hatte, als die Oestreicher das letzte Mal hier einbrachen. Es war eine feste Stellung und manche Werke sind davon noch übrig; aber keine Stellung ist fest genug, wenn Verrath im Innern lauert. Zunächst kamen wir nach Fondi, einem kleinen enggebauten Städtchen im Thal, und bald darauf sahen wir einen kleinen Thurm an der Landstraße, welcher die Grenze zwischen dem Königreich Neapel und dem Kirchenstaat bezeichnet. Die Landstraße ist mehre Meilen weit ziemlich einsam, und da die Apenninen mit ihren Schluch-

ten und Waldungen sie von allen Seiten einschließen, so ist diese Umgegend wegen Räubereien vorzüglich berüchtigt. Indessen kamen wir ungefährdet hindurch, ohne daß mich die geringste Besorgniß anwandelte, ungeachtet bei uns keine geringe Aussicht auf Beute vorhanden war, um lauernde Buschklepper anzureizen.

Unser Absteigquartier für die nächste Nacht war Terracina, in einer äußerst schönen Lage unterhalb der Berge ganz nahe am Meer. In dieser Gegend stand das alterthümliche Anxur, eine Stadt der Volscer, und prächtige Ruinen verschiedner Art liegen noch rings umher. Zu den merkwürdigsten Ueberresten gehört unter andern ein Haven, von Antoninus Pius erbaut, welcher noch heutiges Tages gebraucht werden könnte, wenn nicht das wesentlichste Erforderniß, das Wasser fehlte. Der Molo besteht aus Backsteinen und der Mörtel scheint von nicht geringerer Festigkeit gewesen zu sein als das Baumaterial. Hier wurden unsere Sachen durchsucht und ihre Einfuhr erlaubt, obschon man meine Bücher mit ziemlich mißtrauischen Blicken durchmusterte. Diese Vorsichtsmaßregel ist indessen von äußerst geringen Nutzen; denn viele von den notorisch proscribirten Büchern, — wie, zum Beispiel, den „Fürsten“ von Machiavelli, — habe ich in Neapel ohne alle Schwierigkeit bekommen können.

Wir verließen die Stadt Terracina „mit leerem Magen,“ so sehr auch die Reisebücher dagegen waren,

und kamen bald darauf in den Bereich der gefürchteten pontinischen Sümpfe. Diese dehnen sich mehr als zwanzig englische Meilen in die Länge aus, und ihre Breite wechselt zwischen sechs und zwölf englischen Meilen. In der Nähe von Terracina ist ihre Lage am tiefsten, wo ihre Gewässer in das Meer abfließen. Ich erwartete hier eine durchaus öde Gegend; statt dessen führte uns der Weg durch Weideland, von zahlreichen Büffelheerden bedeckt. Ein Kanal führt an der Landstraße vorbei, und letztere ist ein vortrefflicher Weg, welcher über der ehmaligen Appischen Straße angelegt ist; Appius Claudius war nämlich der erste Mann, der auf den Gedanken gekommen war, diese ausgedehnten Marschländer trocken zu legen. Vielleicht möchte es ungereimt sein, von Leuten, die kaum erst aus ihren Betten gekommen waren, vorauszusetzen, daß sie wieder schläfrig werden könnten, aber so viel ist gewiß, daß das Einschläfernde dieser Marschländer in nichts Anderm bestand als in der Einförmigkeit der Landstraße. Da diese Gegend den Räubereien vorzüglich günstig ist, und man zu beiden Seiten des Weges eine beträchtliche Strecke übersehen kann, so hat die päpstliche Regierung längs der Straße mehre Militärposten aufstellen lassen, und wir fuhren selten eine kleine Meile weit ohne einer Patrouille zu begegnen. Die Soldaten hatten ein so gesundes Aussehen, wie anderer Orten; doch vermuthe ich, daß sie in diesem Dienst öfter abgelöst werden.

Im Ganzen war die Scenerie nicht übel, vorzüglich in der Richtung nach dem Gebirge, an dessen Abhängen wir eine große Anzahl von Dörfern und andern anziehenden Gegenständen unterscheiden konnten. Nach dem Meere zu sahen wir ziemlich viel Waldung und nirgends konnten wir ein Merkmal von undurchdringlichen Sümpfen entdecken. Wahrscheinlich aber ist durch kunstgerechte Leitung der nöthigen Abzugsgräben das Ansehen der ganzen Fläche durchaus umgewandelt worden. Die Büffeltreiber mit ihren langen Lanzen, um die Büffel in Ordnung zu halten, sahen wir in allen Richtungen durch die Wiesen galoppiren, in ihrer wildländlichen Tracht, und an manchen Stellen sahen wir Schaaren von wilden Gänsen auf den grünen Triften weiden. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß wir öfter ihrer tausend auf wenigen Aeckern Landes übersehen konnten. Sie schienen sich gar nicht um uns zu bekümmern und flogen nirgends auf, obschon wir ihnen bisweilen ganz nahe kamen, sondern suchten ihr Futter, ohne sich im Geringsten stören zu lassen, wie zahmes Hofgeflügel. Wir begegneten mehren Leuten an der Landstraße mit Jagdflinten; doch konnte ich nichts davon bemerken, ob sie vielleicht auf die Gänse Jagd machten.

In der Nähe des obern Endes dieser Marschländer nahmen wir in einem Wirthshause ein Frühstück ein. Es waren dort um dieselbe Zeit noch mehre Reisewagen angelangt, unter andern auch eine holländische Familie;

die Frauen, die sich dabei befanden, stiegen in ganz gewöhnlichen Nachthauben aus und nahmen ihre Handarbeiten mit sich; sie schienen sich dabei auf eine beneidenswerthe Weise behaglich zu fühlen. Ich möchte wohl wissen, ob es auf der Erde ein civilisirtes Volk gibt, das eine solche Vorliebe für Ortsveränderung hat, wie wir, oder das so viel reis't, ohne dabei wirklich zu genießen oder auch nur auf behagliches Reisen bedacht zu sein. Unsre Eisenbahnen und Dampfböte gewähren freilich manche Bequemlichkeiten; doch beschränken wir uns selbst in diesen auf ein kleines Maß von Behaglichkeit, weil wir fast in den meisten Dingen nie im Stande sind, einen gewissen Grad von Mittelmäßigkeit zu überschreiten. Das immer vorwärts strebende „Durchsetzungssystem" und der mit dem schwankenden Urtheil der Menge leichtbefriedigte Geschmack unsrer Landsleute machen es fast unmöglich, in irgend einem Dinge etwas mehr als Mittelmäßigkeit zu erstreben.

Eine Stunde Weges jenseits des Wirthshauses kam A— — in keine geringe Angst. Ich war eben mit Lesen beschäftigt, als sie mich auf drei Männer nahe an der Landstraße aufmerksam machte, welche augenscheinlich unsere Annäherung abwarteten. Ich war weit entfernt zu glauben, daß drei Banditen es wagen würden, fünf Männer anzugreifen; — denn so viele waren wir, die Postillione mitgerechnet, — und bekümmerte mich nicht weiter darum, bis ich durch einen Angstruf von

A — — vom Lesen aufschreckte. Diese drei Männer hatten nämlich die Kutsche angehalten, und Einer derselben streckte sogleich eine Pistole, wofür sie es hielt, ihr etwa einen Fuß weit von ihrem Antlitz entgegen; da die drei Männer wirklich bewaffnet waren, so fuhr ich überrascht von meinem Sitz in die Höhe. Indessen war der gefürchtete Pistolenlauf nichts anders als der Hals einer wilden Ente, und die vermeintliche Aufforderung, uns zu ergeben, nichts als eine Bitte, ihnen ihr Wildpret abzukaufen. Vermuthlich merkten die Schelme, welchen Schrecken sie verursacht hatten; denn sie gingen sogleich lachend weiter, da ich die Ente nicht kaufen wollte. So wurden wir von unsrer dritten Angst befreit.

In der Nachbarschaft von Cisterna nur eine kurze Strecke weiter, sahen wir den Schädel eines Straßenräubers in einem Käfig als Warnungszeichen nahe am Thor aufgestellt. Wenn wir dieses Schreckbild früher gesehen hätten, so würde unser Abenteuer mit der wilden Ente einen interessanten Zug mehr erhalten haben. Denn ein solcher Warnungsschädel muß natürlich weit mehr die Reisenden als die Straßenräuber in Schrecken setzen.

In Velletri übernachteten wir, eine Stadt, die mit Recht eine römische genannt werden kann, wiewohl sie in früherer Zeit von Volscern bewohnt wurde. In der Nähe derselben soll Augustus geboren sein. Die Trachten der weiblichen Bevölkerung gefielen uns sehr

an diesem Ort, und nicht weniger gefiel uns das einnehmende Aeußere derer, die sie trugen.

Es war in der That keine gewöhnliche Stimmung, in der wir uns an diesem Morgen befanden; wir verließen das Wirthshaus mit der angenehmen Hoffnung, möglicherweise noch an demselben Abend in Rom zu sein. Aehnliches war uns schon einmal begegnet, als wir den Barrieren von Paris entgegensahen; aber eine weit ergreifendere Empfindung war es, mit welcher wir an diesem Tage Velletri verließen. Wir waren auch, wie Sie sich leicht vorstellen können, nicht säumig, sondern setzten uns bei guter Zeit in unsre Wägen, und fuhren voll von Erwartungen unserm Frühstück in Albano entgegen. Jetzt befanden wir uns endlich auf dem bona fide klassischen Boden des römischen Gebiets. Albano soll den alten römischen Ueberlieferungen zufolge von Ascanius oder Julus erbaut worden sein, und ich erinnere mich ganz dunkel, einmal irgendwo gelesen zu haben, daß das Geschlecht der Julii oder der Cäsaren von besagtem Julus, einem Sohne des Aeneas, ihre Abstammung herleitete. Auf jeden Fall konnte ein solcher Julus oder Julius eben so gut einen Stammbaum beginnen, als dieß von dem größten Theile aller Stammbäume der Welt gültig und glaubhaft bewiesen werden kann.

Albano liegt, — denn ich breche gern das Gerede über Traditionen ab, um mich mit anziehendern factischen Gegenständen zu beschäftigen, — Albano liegt auf dem

so häufig durch Waffengewalt heimgesuchten Boden, dem Schauplatz der frühesten Kriege des aus geringen Anfängen emporstrebenden gewaltigen Roms; und hier soll der berühmte Kampf der Horatier mit den Curiatieren vorgefallen sein. Noch zeigt man ein Grabmahl hier, wenn auch in Trümmern, das zu Ehren jener errichtet worden sein soll. Doch man zeigt auch das Grabmahl des Ascanius! Die wahre Lage der alterthümlichen Alba longa ist noch immer ein Gegenstand gelehrten Streites. Das jetzige Albano ist weit spätern Ursprungs, wiewohl es rings von Ruinen aus der Römerzeit umgeben ist. Doch ist es endlich Zeit, daß ich Sie ein wenig genauer mit den Oertlichkeiten bekannt mache.

Zwischen Gaeta und Terracina bilden die Apenninen, wie ich Ihnen schon sagte, ein Bollwerk an der Küste des Mittelmeers. Bei letzterer Stadt weichen die Bergrücken landeinwärts, und eine ebene Gegend erstreckt sich meerwärts, welche zwischen der Küste und den in einem Halbmond ansteigenden Gipfeln die pontinischen Sümpfe aufnimmt. Bei Albano macht die Apenninenkette abermals eine Wendung in nordöstlicher Richtung bis nach Tivoli und noch etwas weiter landeinwärts, und schließt ziemlich von drei Seiten her eine weite Fläche ein, welche „Campagna di Roma" genannt wird. Hiernach befindet sich Albano an einem Punkte, von welchem aus man eine ausgedehnte Fläche nach dem Meere und den nördlich von Rom befindlichen Bergen hin vor Augen

hat. Albano liegt nahe an tausend Fuß über der Oberfläche des mittelländischen Meers; dagegen ist der Monte Albano, der Gipfel dieses Höhenzugs, um zweitausend Fuß höher. Auf diesem Berggipfel stand jener Tempel des Jupiter, wo sämmtliche Völkerschaften von Latium ihre jährlichen Opfer darbrachten. Den Ort, den vor Zeiten jener uralte Tempel einnahm, nimmt jetzt ein christliches Kloster ein, die Wohnung der frommen Nachfolger derer, die zu Tausenden als Blutzeugen für ihren neuen Glauben durch die Decrete der Cäsaren fielen!

Wenn man sich Albano nähert, so sieht man wenig von dieser Stadt wegen der dieselbe umgebenden Gebäude und Baumpflanzungen. Die ganze Umgegend wird nämlich häufig von vornehmen Römern besucht, die hier ihre Landhäuser haben. Sogar die Päpste haben einen Pallast in der Nähe dieser Stadt. Der Albaner-See, so wie der von Nemi, befindet sich ebenfalls innerhalb dieser Anhöhen; sie füllen die Krater ausgebrannter Vulkane. Während der heißen Sommermonate bieten die Abhänge dieser Berge nicht bloß einen gesunden, sondern auch einen recht angenehmen Aufenthalt. In dieser Umgebung war es aber auch, wo erst vor wenigen Jahren ein Versuch von Banditen gemacht wurde, Lucian Buonaparte in die Bergschluchten zu entführen.

Ich war viel zu ungeduldig, das langsame Fahren eines Vetturino abzuwarten, und kaum hatte ich mein

Frühstück verschlungen, so eilte ich hastigen Schritts voran. Kaum war ich durch ein Thor geschritten, so befand ich mich schon an einem Punkte, von welchem ich einen großen Theil der Scenerie der Umgegend überblicken konnte. Einen solchen Augenblick erlebt man in einem ganzen Leben nur Einmal.

Die Landstraße bog hier in grader Richtung einen Abhang hinab, bis in die Ebene vor mir; dann wandte sie sich in mehr schräger Richtung weiter hin, und zog darauf in mehren Windungen ihrem Ziel entgegen. Aber welch' eine Ebene! Fern und nahe erschien sie als eine öde, baumlose, ja fast strauchlose Fläche, die nur wenige Gebäude außer Ruinen erkennen ließ. Lange, oft unterbrochene Reihen von Bogenwölbungen, Ueberreste ehmaliger Wasserleitungen sahen aus der Ferne herüber, und hier und da redete ein Thurm vernehmlich durch die Wüstenei von den Tagen versunkner Herrlichkeit, und unwillkürlich drängten sich mir Vergleichungen auf zwischen den Zeiten, wo sie erbaut und bewohnt wurden, und der jetzigen Zeit ihrer Verödung und Verwüstung. Am Fuße des Bergs, wo die Landstraße abbog, war ein Weg durch kleinere Ruinen bezeichnet, welche der Richtung des Abhangs mehre Meilen weit folgte. Diese Folge von Ruinen war an mehren Stellen unterbrochen, aber man konnte sie noch in weiter Ferne deutlich unterscheiden, wie sie ehmals ununterbrochen von Albano an bis zu den Mauern Roms sich erstreckte. Dieses war

die Via Appia und die kleinen Ruinen waren die Ueberreste der Grabmähler, die ehmals an den Seiten derselben errichtet waren, — diese wiederholten Aufforderungen an Vorübergehende, stehen zu bleiben und der Verblichenen zu gedenken! Diese Grabmähler waren in einem, dem Sitz der Weltherrschaft angemessenem, großartigem Maßstab ausgeführt, und im Vergleich mit ihnen sanken die bei Pompeji sämmtlich zur Unbedeutenheit herab, obschon letztere, die so lange Zeit unter schützender Bedeckung lagen, sich bei ihrer Aufgrabung noch in völlig wohlerhaltenem Zustande zeigten. Mehre derselben befanden sich in der Nähe von Albano, kreisförmige verwitternde Thürme, groß genug, um kleine Wohnungen für Lebende darzustellen, eine veränderte Bestimmung, die manche derselben, wie ich später erfahren habe, in der Nähe der Stadt wirklich betroffen hat.

Rom selbst lag an der Grenze des westlichen Horizonts. Die weite Entfernung, vierzehn bis fünfzehn englische Meilen, und selbst das verworrene Ansehen der ganzen Umgegend, ließ die Stadt selbst nicht deutlich erkennen; doch im Ganzen hatte sie ein königliches und hauptstädtisches Ansehen. Von allen Seiten und in jeder Richtung erhoben sich hohe Kirchendächer über den platten Bedachungen menschlicher Wohnungen, und der ungeheure Dom von Sanct Petrus, obschon weniger imposant, als meine Einbildungskraft ihn sich vorgestellt, war eine ergreifende, riesenmäßige Erscheinung unter

allen übrigen. Er hatte einige Aehnlichkeit mit dem Kuppeldach des Domes „des Invalides," von Neuilly aus betrachtet, abgesehen von der Deutlichkeit der einzelnen Verhältnisse und von den goldglänzenden Verzierungen. Zwar konnte ich von meinem Standpunkte aus nichts Deutliches von Ruinen erkennen, und doch hatte diese Stadt ein von andern Städten ganz verschiedenes Ansehn. Das verödete Aussehn der umliegenden Gegend, die hin und wieder unterbrochenen Bogenwölbungen der Wasserleitungen, und vielleicht waren es auch die einander drängenden Erinnerungen aus alter Zeit, welche dem Ganzen den Ausdruck einer erhabenen Einöde verliehen. Die Stadt hatte zwar nicht das Ansehn eigentlicher Verödung; aber durch ihre Umgebungen erhielt sie das Ansehn der Abgeschiedenheit von der übrigen Welt.

Die Wägen kamen bald darauf den Hügel herab, und so fuhren wir weiter, sämmtlich in schweigende Betrachtung versenkt, weil unser Inneres zu voll war, um in Worten sich auszusprechen. Die Entfernung bemerkten wir kaum, die uns die weite Oede hindurch von der Stadt noch trennte, und immer häufiger umdrängten uns von allen Seiten die vielen Gegenstände, welche das Gefühl andächtigen Staunens noch vermehrten. Hier stand ein kleiner Tempel, weder durch sein Aeußeres, noch durch das Material sich auszeichnend, aber augenscheinlich römischen Ursprungs; dort begann

eine neue Folge von Wasserleitungen und weiter hin stand ein Grabmahl, werth ein Pallast zu heißen. Dann fuhren wir unter den Wölbungen einer Wasserleitung hin, und darauf fuhren wir längs den Mauern, — den alterthümlichen, unbezweifelten Mauern Roms! Wie oft schon hatten wir in fernen Gegenden bei den Ruinen von Werken bewundernd verweilt, welche den entlegenen Standquartieren des großen Volks angehörten! Doch hier befanden wir uns wirklich unmittelbar an den Wällen der ewigen Stadt, die noch etliche und zwanzig Jahrhunderte überdauern kann, ohne ganz in Trümmeru zu verfallen.

Zu unserm Glück kamen wir zum ersten Mal von der Südseite her in' Rom hinein, der schönste Eintritt ohne Zweifel, den wir hätten wählen können. Denn da das neue Rom das ehmalige Marsfeld einnimmt, so wird derjenige, der von Norden her in die Stadt kommt, mit einem Male in eine Stadt unsrer Zeit mitten hinein versetzt; doch wer wie wir von der Südseite eintritt, hat den Vortheil, gleich Anfangs durch die prachtvollen Trümmer der Hauptstadt der alten Cäsaren seinen Weg zu verfolgen.

Wir kamen in die Stadt durch die Porta di San Giovani und blickten um uns mit ehrfurchtsvoller Scheu, in die sich allmählig gesteigerte Schaulust mischte.

Zuerst sahen wir fast nichts als einige Kirchen, Bruchstücke von Wasserleitungen und Gartenanlagen.

Zur Linken lag ein verlassen aussehendes Schloß mit einer dazu gehörigen Kirche, es war die Kapelle des heiligen Johannes im Lateran. Dann ragte ein ägyptischer Obelisk von großem Alterthum hoch zum Himmel hinan. Alle diese und ähnliche Werke der Baukunst waren großartig und prächtig, aber sie standen fast sämmtlich vereinzelt. Weiterhin war eine weit ausgebreitete stadtähnliche Häusermasse, doch bloß eine Vorstadt, und die Häuserreihen waren häufig durch wüste Zwischenräume unterbrochen. Gleich darauf fuhren wir unterhalb dem Gemäuer eines großen länglich runden Baues aus röthlichen Steinmassen aufgeführt, vorüber, in welchem Bogen über Bogen sich emporwölbten, bis zur gewöhnlichen Höhe eines Kirchthurms, ein Berg von Gebäuden, und wiewohl ich solches hier nicht vermuthete, erkannte ich doch in demselben sogleich das Collisеum. Jetzt begannen die Merkwürdigkeiten uns immer dichter zu umdrängen, wie der Triumphbogen des Titus, des Constantinus, zerstörte Tempel, das Forum und endlich die Stadt selbst. Mich wandelte ein Schwindel an, stumm und starr saß ich da, wie ein Dorfbewohner, der zum ersten Mal in seinem Leben in eine große Stadt herein gekommen ist; denn mich hatte die Menge der Gegenstände überwältigt und die überfluthende Gewalt der verschiedenartigsten Eindrücke ließ mich kaum zur Besinnung kommen.

Wir fuhren nach dem **Hôtel de Paris** quer durch die

ganze Stadt in der Nähe der Porta del Popolo und ließen uns sogleich unsere Zimmer anweisen. Ich bestellte ein Diner; aber zu ungeduldig, um meine Schaulust besiegen zu können, so lange noch eine Stunde von Tag übrig wäre, rief ich sogleich nach einem Lohnbedienten, und meinen kleinen P — — an der Hand führend, eilte ich, wohin meine Neugier mich treiben mochte. „Wohin wünscht il Signore sich zubegeben?“ fragte der Lohnbediente, sobald wir auf der Straße waren. — „Nach dem Dom von Sanct Petrus.“

In meinem Eifer, bald dort zu sein, blickte ich weder rechts, noch links. Wir kamen durch krumme und enge Gassen hindurch, bis an eine mit Statuen gezierte Brücke. Der Strom unter der Brücke war der Tiberstrom. Sein Bett war voll, das Wasser war trübe, die Strömung rasch, die Ufer buchtig. Die Breite desselben mochte etwa dreihundert Fuß betragen, oder nicht ganz so viel wie die Breite der Seine in Paris zu derselben Jahrszeit. Doch der Unterschied ist unbedeutend. Beide Flüsse haben ungefähr die halbe Breite der Themse oberhalb der Londoner Brücke bei hoher Fluth, und letztere beträgt wiederum nur drei Viertheil der Breite des Hudson bei Albany. Ein großes rundes, schloßähnliches Gebäude, mit Flankenwällen und kriegerisch aussehenden Basteien sah über die Brücke herüber. Dieses war das Mausoleum des Kaisers Hadrianus, das später in eine Veste umgewandelt worden

war und seit jener Zeit unter dem Namen der Engelsburg bekannt ist. Ein Engel aus Erz schwebte über der Zinne der Burg. Von hier aus wandten wir links ab, folgten dem Lauf des Flusses, bis eine Straße uns von seinen Windungen ablenkte, und bald darauf stand ich am Fuß eines ungeheuern Vierecks mit Säulengängen, in riesenhaften Verhältnissen ausgeführt, die zu beiden Seiten in großen Bögen mich umstanden, und innerhalb des Raumes zwischen ihnen ergossen zwei der schönsten Springbrunnen, die ich jemals sah, ihre Wasser in mächtigen Strahlen seitwärts hinab; im Hintergrunde dehnte sich die prachtvolle Façade der Sanct Peterskirche aus, und ein großartiger ägyptischer Obelisk nahm die Mitte des weiten Raumes ein.

Jedermann hatte mir gesagt, ich würde meine Erwartungen hinsichtlich der scheinbaren Größe dieses ungeheuern Kirchenbaues nicht erfüllt sehen; aber meine Erwartungen blieben durchaus nicht unerfüllt. Mir erschien der Bau genau so, wie er wirklich ist, vielleicht, weil mein Blick durch längere Uebung an richtiges Auffassen von Größenverhältnissen gewöhnt war. In der Schweiz habe ich mich öfter in der Abschätzung von Entfernungen und Höhen getäuscht; aber bei der Betrachtung eines Schiffes oder eines Gebäudes anderer Art pflege ich nicht leicht mich zu irren. Ehe ich die Schweiz durchreis't war, hatte ich nichts gesehen, was mit solchen Landschaften irgend eine entfernte Aehnlichkeit hatte, und folglich

fehlte es mir an Gegenständen, deren ich mich als eines vergleichenden Maßstabes hätte bedienen können; aber bis jetzt hatte ich eine hinreichende Anzahl großer Gebäude genau brtrachtet, um dem Dom von Sanct Petrus gegenüber nicht gleich inne zu werden, daß und in wie fern dieß wirklich das größte Gebäude unter allen ähnlichen sein müsse.

Der Lohnbediente wollte mich bereden, mich mit der Bewunderung einiger schönen Kunstwerke Michel Angelo's aufzuhalten; meine Hast ließ aber solches nicht zu. Ich stieg die Stufen hinan und breitete meine Arme aus, um eine der ungeheuern Halbsäulen an der Façade zu umfassen, nicht in einem Anfall begeisterten Entzückens, sondern um ihren Durchmesser auszumitteln, der wirklich riesenhaft war, und dazu beitrug, den ersten Eindruck durch das Gefühl zu berichtigen. Darauf stieß ich die Thüre des gewöhnlichen Eingangs auf, und befand mich nunmehr im Schiff des erhabensten Tempels, in welchem jemals irgend ein Gottesdienst ausgeübt worden war.

Unwillkührlich ging ich etwa hundert Schritte weit innerhalb des Kirchenschiffs vorwärts; dann blieb ich stehen. Die Gewohnheit, in großen Gebäuden nichts meiner prüfenden Aufmerksamkeit entgehen zu lassen, bewirkte, daß ich die Schritte zählte, welche ich vorwärts ging; ich wußte also, wie weit ich in den ungeheuern Bau vorwärts gekommen war. Noch immer schienen

erwachsene Männer am entlegeneren Ende wie kleine Knaben. Ein Mann, welcher mit der Reinigung einer den heiligen Bruno vorstellenden Statue beschäftigt war, stand in der gewöhnlichen Höhe eines Kirchthums auf den Schultern der Figur, deren Größe gar nicht in aussergewöhnlichen Verhältnissen erschien, und konnte noch grade seinen Arm auf den Scheitel derselben stützen. Einige marmorne Cherubim, welche das Ansehen von Kindern hatten, sah ich in Haut-Relief an einem Gemäuer in meiner Nähe, und als ich meine Hand an die Hand der Figur legte, schien die meinige, mit jener verglichen, nur ein Kinderhändchen zu sein. Alle diese Proben verhalfen mir zu einer richtigen Vorstellung von der ungeheuern Größe der Gegenstände um mich her. Der baldachino oder die eherne Bedachung über dem großen Altar erschien auf den ersten Anblick nicht größer als ein gewöhnliches Kanzeldach in einer gewöhnlichen Kirche, und doch wußte ich, daß die Höhe desselben halb so hoch emporragte, als der Glockenthurm der Dreifaltigkeitskirche in Newyork, oder mit andern Worten, über Einhundert und dreißig Fuß und demnach merklich höher sei, als der Thurm für sich allein. So blickte ich auch nach einem Marmorthron am äußersten Ende der Kirche hin, der ebenfalls die Höhe eines gewöhnlichen Kirchthurms erreicht, eine Art von poetischen Stuhl für die Päpste, und es schien so weit entlegen wie eine Bergschlucht oder ein Berggipfel.

115. — 117.

Ich empfand durchaus keine Täuschung mehr. Jeden Gegenstand konnte ich hinreichend abschätzen, so weit dieß nach Fußen und Zollen möglich ist; und während ich da stand und den herrlichen Bau anstaunte, preßte ein überwältigendes Gefühl mir Thränen aus den Augen. Selbst mein kleiner P—— schien von dem Eindruck der ungeheuern Ausdehnung dieses Baues wie vernichtet; denn er klammerte sich fest an mich, wiewohl er schon sein halbes Leben mit Betrachten von Sehenswürdigkeiten zugebracht hatte, und murmelte für sich hin: „Qu'est ce que c'est? — qu'est ce que c'est? — Est-ce une église?"

Es begann düster zu werden, und vermuthlich wurde die Wirkung des Ganzen durch die Dunkelheit gesteigert. Selbst die uns umgebende Atmosphäre, — denn dieser erstaunenerregende Bau hat wirklich eine eigne, von der Außenwelt ganz verschiedene Atmosphäre, — war beruhigend und erhebend zugleich; und so wandte ich mich wieder um, von der Wahrheit des Eindrucks erfüllt, daß wenn jemals die Hand des Menschen einen der Verehrung des höchsten Wesens gewidmeten Bau aufführte, der einigermaßen der Idee eines solchen frommen Zweckes entspräche, so könne es nur dieser sein!

Ein und zwanzigster Brief.

Die Campagna. — Der Tarpejische Felsen. — Zweifel an dessen Identität. — Die Mauer von Servius Tullius, — und die von Aurelianus. — Der Muro torto. — Die Mauer von Honorius und die jetzige Mauer. — Irrige Angaben unterrichteter Männer rücksichtlich der Größenbestimmung. — Die backsteinerne Mauer und ihre Trümmer. — Umfang des neuern Roms. — Rom an sich keine ununterbrochene Folge von Trümmern, wie Pompeji. — Die zerstreute Lage und die gute Beschaffenheit vieler Ruinen.

Auch in Beziehung auf Rom werde ich mich nicht in Einzelbeschreibungen einlassen, sondern, wie ich dieß bei weniger wichtigen Städten ebenfalls gethan habe, bloß solche Gegenstände berühren, wenn sie solches verdienen, oder auch Gegenstände, welche mir noch nicht hinlänglich bekannt schienen, — und dieses ebenfalls nur in meiner gewohnten abgebrochenen Weise; und wenn mir die Dinge anders vorkommen, als ich sie mir nach den Beschreibungen Anderer vorstellte, so werde ich Ihnen solches ebenfalls mittheilen. So will ich also mit einer allgemeinen Schilderung der Stadt, ihres Zustandes überhaupt, ihrer nächsten Umgebungen beginnen, ehe ich zu einzelnen Beschreibungen übergehe.

Von der römischen „Campagna" habe ich Ihnen schon eine allgemeine Uebersicht mitgetheilt. Sie ist keine

Wüste im eigentlichen Sinne; denn es fehlt ihr nicht an Graswuchs und selbst nicht an Getraide an einzelnen Stellen; und in der Nähe der Stadtmauern befinden sich ebenfalls einige Gemüseäcker. In der Nähe der Berge ist die Gegend zwar sandig, aber nicht durchaus wüste; ebenso befinden sich sumpfige Weideplätze in der Richtung des Meers. Die eigentlich sogenannte Campagna di Roma schließt fast das ganze alte Latium ein, und umfaßt eine Strecke von beinah dreihundert Meilen. Doch nach den neuern Bestimmungen beschränkt sich das mit diesem Namen bezeichnete Gebiet bloß auf den fast gar nicht angebauten Strich Landes, welcher die unmittelbare Umgebung der Stadt bildet. Manche pflegen die pontinischen Sümpfe dazu zu zählen, welche längs dem Meer an letztere grenzen; doch glaube ich, daß die Römer beide unterscheiden.

Ein großer Theil dieser Campagna ist mit Gras bewachsen, wie wohl weniger in der Nähe der Stadt als in weiter entlegenen Gegenden. Einige Stellen zeigen hin und wieder von großer Fruchtbarkeit; aber jene Gegenden, durch welche ich gewöhnlich spazieren reite, was hier fast jeden Tag geschieht, und wobei ich bald in dieser bald in jener Richtung acht bis neun Meilen zurücklege, haben höchstens das Ansehen einer Gemeinweide, und der Graswuchs ist kaum mittelmäßig. Manche Strecken sind dicht mit Landhäusern und Gärten besetzt, vorzüglich der weniger ebene Strich Landes nördlich von

Rom; doch im Ganzen ist die Umgegend noch ziemlich nackt und leer von Gebäuden, selbst in der Nähe der Umwallungen der Stadt.

Es ist kaum nöthig, Ihnen zu sagen, daß Rom mehr als Eine Mauer gehabt hat und daß diese Ummaurungen ein allmählig vergrößertes Stadtgebiet einschlossen, jemehr die zunehmende Bevölkerung solche Erweiterungen nöthig machte; es ist dieß die Geschichte jeder großen ummauerten Stadt. Dagegen ist es durchaus nöthig, die Lage und die Richtung dieser verschiedenen Mauern zu kennen, wenn man die Oertlichkeiten sich deutlicher einprägen und die Stellung einzelner interessanter Alterthümer in Rücksicht zu andern genauer auffassen will. Wenn ich zum Beispiel nur des Tarpejischen Felsen erwähne, eines an sich interessanten Gegenstandes, der aber außerdem durch manche Beziehungen auf Ortsbestimmung wichtig ist, so werden Sie finden, wie leicht man bei oberflächlicher Orientirung irre geführt werden kann, nicht bloß, was die Ortsbestimmung dieser einzelnen Stelle betrifft, sondern auch in Beziehung auf die Lage anderer Ueberreste, welche nur mit Hülfe dieser genau ausgemittelt werden kann. Diesen Felsen wähle ich deßhalb als Beispiel, da seine Lage mit der Oertlichkeit der alten Stadtmauern in naher Beziehung steht.

Die meisten Reisenden sind genöthigt, sich einzig und allein der Führung gemeiner Lohnbedienten, sonst wohl laquais de place genannt, welche aber hier mit der bedeu-

tungsvollen Benennung „Cicceroni“ ausgezeichnet werden, ohne Unterschied anzuvertrauen. Selbst diejenigen, welche nicht Alles buchstäblich nehmen und über Vieles, was diese Leute ihnen vorplaudern, zu lächeln pflegen, werden nichts destoweniger gar oft durch die Unwissenheit und Schurkereien solcher Menschen irre geleitet oder geradezu betrogen. Wir bedienten uns ebenfalls eines solchen Cicerone acht bis zehn Tage lang in der Absicht, mit der Stadt überhaupt bekannter zu werden, und dieser Mensch war daher bereit, uns unter andern Merkwürdigkeiten auch den tarpejischen Felsen zu zeigen. Zu diesem Ende wurden wir in einen öffentlichen Garten auf dem Capitolinischen Hügel geführt, wo ein Felsen über dem Forum sich erhob, und dieser sollte das sein, was wir suchten. Selbst die Karten von der „Roma antica“ und die meisten vorhandenen Reisebücher bezeichnen diese Stelle als die wahre Lage des tarpejischen Felsens, ungeachtet hinreichende Gründe angeführt werden können, um zu beweisen, daß zwar die gesuchte Stelle ganz in der Nähe der fälschlich als solche bezeichneten sich befinden müsse, daß aber letztere durchaus nicht richtig angegeben sei. Ueber diesen Gegenstand unterhielt ich mich hier mit einem der thätigsten Alterthumsforscher, und dieser urtheilte etwa folgendermaßen darüber: Die Strafe des Hinabstürzens vom tarpejischen Felsen war zugleich eine sinnbildliche und wirkliche Todesstrafe. Die wirkliche Bestrafung war die Tödtung des Verbrechers, die sinnbildliche dabei die

Ausstoßung aus dem Stadtgebiet. Wenn aber ein Verbrecher von dem gewöhnlich als tarpejischen bezeichneten Felsen hinabgestürzt worden wäre, so würde sein zerschmetterter Leichnam mitten in das Forum, also mitten in das Innere der Stadt hinabgestürzt sein: daraus ließe sich also schon allein der Schluß ziehen, daß der angebliche nicht der wahre tarpejische Felsen gewesen sein könne. Ferner ist die Geschichte bekannt genug, wie meines Wissens ein Bote von Camillus, zu der Zeit als Rom von den Galliern eingeschlossen war, an einem bestimmt angegebenen Punkt eintraf, und daß derselbe namentlich durch Erklimmen des tarpejischen Felsen in die Stadt gekommen ist. Diese geschichtliche Thatsache bestätigt die Annahme, daß man auf diesem Felsen irgendwo zur Stadt hinaus gesehen habe ,wie nämlich damals die Mauern der Stadt bestanden. Nun ist aber der ganze Capitolinische Hügel eine Felsenmasse, die nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt ist, und hiernach wäre es nicht unwahrscheinlich, daß der ganze Hügel ebenfalls nach der unwürdigen Tarpeja benannt wurde, welche in demselben begraben liegen soll. Letztere Annahme ließe sich einigermaßen aus übrigens häufigen Verwechselungen von Namen vertheidigen; demungeachtet muß aber die eigentliche Stelle, wo jenes furchtbare Strafgericht vollzogen wurde, von der gewöhnlich dafür gehaltenen ganz verschieden sein. Mein alterthumskundiger Freund bezeichnete mir auch wirklich eine ganz andere an der, dem Forum grade

entgegengesetzten, außerhalb befindlichen Seite des Hügels, längs dem Rande desselben, wo bekanntlich die ehemalige Stadtmauer vorbeiführte, und wo die Tiefe des Absturzes, und man könnte hinzusetzen, die Höhe der Mauer oder eines ihrer Thürme, von welchen man vermuthlich den Verbrecher hinabstürzte, hinreichend beträchtlich ist, um den gewissen Tod desselben zu bewirken; welches an der Stelle, die man gewöhnlich so nennt, nicht leicht der Fall hätte sein können, selbst wenn man zugeben wollte, daß das Forum, das jetzt hoch mit Schutt bedeckt ist, vormals weit tiefer lag. Da sich schwerlich Etwas gegen letztere begründete Annahme einwenden läßt, die wenigstens die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, wenn man sie auch nicht als durchaus wahr anerkennen will; so können Sie wenigstens daraus abnehmen, wie wichtig es sei, die wahre Lage der ehemaligen Mauern Roms genauer zu kennen.

Indem ich über das kindliche Zeitalter Roms hinausgehe, betrachte ich als die vorzüglichsten Erweiterungen der Stadt diejenigen, welche durch die Mauern von Servius Tullius und in späterer Zeit durch die von Aurelianus bezweckt wurden. Die Erbauung der erstern fällt in die Zeit, wo die Stadt erst ein paar Jahrhunderte erlebt hatte. Diese Mauer umschloß den Mons Capitolinus, Viminalis, Quirinalis, Esquilinus, Palatinus, Coelius und Aventinus, oder die bekannten sieben Hügel Roms, nebst einem kleinen dreieckigen Strich Landes

jenseits des Tiberstroms; doch der Raum, den jetzt die Peterskirche einnimmt, befand sich nicht innerhalb der erwähnten Ummauerung. Diese Mauern von Servius Tullius umfassen also nicht mehr als heutiges Tages New-York unterhalb Bleecherstreet, und doch war es das Rom, wie es zu Augustus Zeiten blühete. Die sieben Hügel sind nicht groß, wie wohl einige von ihnen zweimal so großen Umfang haben, als einige andere. Der Capitolinische und Palatinische Hügel sind beide klein, vorzüglich der erstere, auf welchem, unserer Bauart nach, keine größere Bevölkerung als höchstens zwei bis dreitausend Menschen Platz finden würden, selbst wenn sie wie in den engen Straßen mit hohen Häusern bei uns zusammengedrängt würden. Wollte man auch nur die geringste unter den vorhandenen Angaben über die damalige Bevölkerung Roms als richtig gelten lassen, so dürfte es doch schwer sein, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie so viele Menschen auf so geringem Raum Platz finden konnten. Pompeji gibt uns einen Beweis, daß die Römer für ihre Person nicht viel Platz bedurften, wenn auch ihre Höfe und Gärten nicht wenig Raum einnahmen. Die Sklaven, die ohne Zweifel einen großen Theil der Bevölkerung Roms ausmachten, wurden vermuthlich in enge Behälter eingepreßt. Dazu zeigt die beträchtliche Tiefe des Schutts, der überall durch die Ueberreste des alten Roms verbreitet liegt, daß es ehemals nicht an Material fehlte, und alles dieses zusammen

läßt vermuthen, daß die Häuser von beträchtlicher Höhe waren. In der Gegend von Neapel waren die Häuser niedrig, vermuthlich der öfteren Erdbeben wegen, zumal da solche Unfälle wahrscheinlich weit häufiger vor jenem furchtbaren Ausbruch sich ereigneten, als nach jener Zeit. Und Alles dieses zugegeben, bleibt gleichwohl nichts übrig, als sich die Vorstädte sehr stark bevölkert zu denken, oder die Richtigkeit der Angaben über die damalige Einwohnerzahl um mehr als die Hälfte zu bezweifeln. *)

In der Besorgniß, daß die Stadt, wegen der außerordentlichen Ausdehnung ihrer Vorstädte, bei irgend einer sich darbietenden Gelegenheit, einem unerwarteten feindlichen Ueberfall preisgegeben sein könnte, ließ der Kaiser Aurelianus um das Jahr 276 nach Chr. Geb. die Stadt in beträchtlich erweitertem Umfange mit einer neuen Mauer umgeben. Diese Mauer berührte die von Servius Tullius an keiner einzigen Stelle und vergrößerte

*) Die Angaben der Alten über die frühere Bevölkerung Roms können leicht mißverstanden werden, wenn man voraussetzt, daß die genannte Menschenmenge wirklich die Häuser der Stadt bewohnt habe. Man weiß aber, daß größtentheils nur die ärmere Volksklasse, die Handwerker und Lohnarbeiter, beständig in der Stadt zubrachten, und wenn ihre Zahl zu groß wurde, zu Niederlassungen in fernere Gegenden gesammelt wurden. Die wohlhabendern Bürger wohnten aber meistens auf dem Lande und kamen bloß an Tagen, wo Volksversammlungen oder andre öffentliche Angelegenheiten, so wie Privatgeschäfte solches erforderten, in die Stadt.

den Umfang der Stadt Rom um mehr als den doppelten Raum, den sie vorher einnahm. Diese Mauer ist noch vorhanden, oder vielmehr, es besteht noch jetzt eine Stadtmauer, die zum Theil dem Kaiser Aurelianus, zum Theil dem Kaiser Honorius, der mehr als hundert Jahre nach ihm lebte, zugeschrieben wird. Dagegen behaupten manche Alterthumskundige, daß die Mauern des Kaisers Aurelianus einen mehr als doppelt, ja fast einen dreimal so großen Raum einschlossen, als der innerhalb der jetzigen Stadtmauern befindliche Raum; und als Grund für ihre Meinung führen sie die große Einwohnerzahl an, die innerhalb der Ummauerung doch irgend Platz finden mußte, indem sie ihrer Meinung zu Liebe die Volkszahl so hoch als möglich annehmen. Ein Schriftsteller, der ein Zeitgenosse Aurelian's war, behauptet, die Mauer dieses Kaisers habe fünfzig (römische) Meilen im Umfang gemessen, und Vasi stimmt seinen Angaben völlig bei, wiewohl er zugibt, daß keine Spur von diesem erstaunlich ausgedehnten Werke vorhanden sei.

Ich finde es mehr als wahrscheinlich, daß sich gegen solche übertriebene Behauptungen viele nicht unwichtige Einwürfe machen lassen. Denn vorerst scheint es mir beinah unglaublich, daß von diesen Mauern durchaus keine Spuren mehr vorhanden sein sollten, wenn sie jemals wirklich in solcher Ausdehnung erbaut worden wären, da über hundert Jahre später erbaute Mauern noch fast durchaus unversehrt sich erhalten haben. Wenn

ich auch zugeben möchte, daß nicht die ganze jetzt noch vorhandene Mauer wirklich von Honorius herrührt, so ist es doch von einem Theil derselben gewiß. Ein Theil der jetzt vorhandenen Ummauerung führt den Namen Muro torto, weil diese aus der senkrechten Richtung in eine so auffallend schiefe Neigung übergegangen ist, daß sie über den arglosen Fremden, der an derselben vorbeigehen will, jeden Augenblick einzustürzen droht. Nun sagt aber ein Schriftsteller aus der Zeit des Belisarius, also um 530 bis 540 nach Chr. Geb., diese Mauer habe damals schon in dieser schiefen Stellung bestanden. Letzteres kann nun unmöglich wirklich der Fall gewesen sein, wenn demungeachtet die Mauer Aurelian's, die doch nur drittehalb Jahrhunderte früher erbaut worden war, ganz und gar verschwunden sein sollte. Man kann vielmehr gradezu behaupten, daß eben dieser Muro torto einen Theil der Mauer Aurelian's ausgemacht habe; denn er diente den Gärten des Kaisers Domitianus zum Stützpunkte, war von außerordentlicher Dicke und Festigkeit und wurde eben deßhalb mit in den Plan der neuen Stadtmauer verwendet, und dieß hinderte nicht, daß die Mauer des Aurelianus sich nicht bis zu einem Umfang von fünfzig römischen Meilen hätte ausdehnen können. Wenn nun wirklich nachgewiesen werden kann, daß der Muro torto einen Theil der Mauer Aurelian's ausmacht, so ist begreiflicherweise nicht jede Spur der letztern verschwunden und es erscheint äußerst unwahrscheinlich, daß

ein Kaiser, welcher den Plan auffaßte, die Mauern seiner Hauptstadt, die in ihrer ziemlich unregelmäßigen Umgrenzung einen Umfang von kaum acht Meilen hatten, bis zu einem Umfang von fünfundvierzig bis fünfzig unserer Meilen auszudehnen. dabei beabsichtigt hätte, die Stadt nur eine so kurze Strecke nordwärts zu erweitern, ungeachtet diese Gegend der Stadt die anmuthigste und gesündeste sein mußte, und dagegen die Vergrößerung derselben nach andern Richtungen in solcher Weite vorgezogen haben sollte, als dieß nöthig gewesen wäre, um jene angebliche Erweiterung wirklich durchzuführen. In der That ist aber der Abstand der jetzt vorhandenen Stadtmauer von der frühern des Servius Tullius in der Richtung nach Norden beträchtlich größer, als in andern Richtungen; weil man vermuthlich beabsichtigte, die ganze Gegend, welche den „Campus Martius" und den „Mons Pincius" umfaßt, in der neuen Umwallung einzuschließen.

Die jetzige Ummauerung der Stadt Rom soll sechzehn und eine halbe römische Meile im Umfang haben, welches ungefähr vierzehn bis fünfzehn unserer Meilen ausmacht. Ich bin öfters ganz oder zum Theil um dieselbe herumgeritten, wenn ich des Morgens meinen gewöhnlichen Spazierritt machte, und hiernach schätzte ich den Umfang der jetzigen Mauern Roms ungefähr ebenso; nur muß ich bemerken, daß die jetzige Ringmauer der „Trastevirina", nämlich des am westlichen Tiberufer

befindlichen Stadttheils gegenwärtig einen weit größern Raum umfaßt als früher, wo noch die Mauer des Kaisers Honorius, die jetzige Stadtmauer nämlich, diesen Stadttheil ebenfalls in sich aufnahm. Die Stadt Paris ist mit Einschluß der Soldaten und der Fremden oftmals für eine Million Menschen ausreichend gewesen, obschon das Innere derselben eine ungewöhnliche Anzahl von Gärten, viele breite Straßen und ausgedehnte öffentliche Plätze, außer einer Unzahl von geräumigen Hôtels und weitläufigen Pallästen enthält, und doch nimmt Paris nicht den ganzen Raum innerhalb seiner Umgränzung ein, so daß noch etwa ein Fünftheil der ganzen Fläche leer bleibt. Wäre Paris bis an seine äußerste Umwallung dicht überbaut, so könnten innerhalb derselben zwei Millionen Einwohner bequem Platz finden, und nöthigen Falls, wenn man sämmtliche Einwohner in so enge Behausungen zusammen drängen wollte, wie sie augenscheinlich in Pompeji und Herculanum zusammengedrängt waren, auch wohl drei Millionen. Der Umfang der Mauern von Paris beträgt ungefähr achtzehn englische Meilen. Hiernach könnte die Stadt Rom in ihrer jetzigen Ausdehnung zur Noth anderthalb bis zwei Millionen Einwohner fassen. Welche triftige Gründe vermöchte man wohl aufzufinden für die Behauptung, daß Rom jemals mehr Einwohner gehabt habe?

Zu den Zeiten August's war Rom in vierzehn Stadttheile eingetheilt. Diese Abtheilungen haben sich

bis in unsere Zeit erhalten, und wiewohl ihre Namen sich geändert haben, so sind sie doch wohl ziemlich dieselben geblieben. Der Kaiser Aurelianus lebte gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, und im vierten Jahrhundert führten die vierzehn Stadttheile folgende Namen: **Porta Capena, Coelimontana, Isis et Serapis, Via sacra, Esquilina, Alta semita, Via lata, Forum romanum, Circus Flaminius, Palatium, Circus maximus, Piscina publica, Aventina** und **Transtiberina**. Es ist leicht, die Lage dieser sämmtlichen Stadtbezirke innerhalb der jetzigen Ummauerung anzudeuten. Ist es wahrscheinlich, daß die Bevölkerung der Stadt Rom während drittehalb Jahrhunderten, seit Augustus, so außerordentlich zugenommen habe, daß es nöthig gewesen wäre, einen Raum der für ihre Bevölkerung innerhalb eines Umfangs von siebzehnthalb römischen Meilen ausreichte, bis zu einem Umfang von fünfzig solcher Meilen auszudehnen, damit die vermehrte Volkszahl Platz finde? Ich glaube, nein.

Wie steht es nun mit der Auctorität eines Vopiscus, den Herr Vaſt zur Stütze seiner Behauptung anführt, aus? Ich kenne Jenen gar nicht; aber jeder einigermaßen selbstprüfende Beobachter muß wissen, daß Schriftsteller von vorzüglich genialen Eigenschaften öfter eine große Unwissenheit in wirklichen Dingen verrathen, und ganz vorzüglich, wo es auf sorgfältigere Größen- und Maßenbestimmungen ankommt. So sagt unter andern Sir Walter Scott in seinem „Leben Napoleon's" Folgendes:

„durch den Presburger Friedensschluß soll Oestreich, sagt man, eine Million Quadratmeilen *) an Grundgebiet und drittehalb Millionen Unterthanen und zehn und eine halbe Million Gulden an jährlichen Einkünften verloren haben" u. s. w., und bei Gelegenheit der Erwähnung eines andern Friedensschlusses hat er einen ähnlichen groben Irrthum begangen. In der Ausgabe, die ich besitze, wurde der Mißgriff durch einige höchst entstellende Druckfehler noch weit auffallender. **) Hier machte also der große Dichter in einer ernsthaften Geschichtserzählung ein Bruchstück des östreichischen Kaiserthums fast viermal größer als das ganze Reich, und dehnt es mithin zu einem Fünftheil von ganz Europa aus. Was nun das Verhältniß der Bevölkerung zur Oberfläche betrifft, so mittelt er solches hiernach als dritthalb Seelen auf die Quadratmeile aus, und das in einem Lande, wo solches über dreihundert beträgt. ***) Vielleicht

*) In runder Zahl fast 46,000 geographische Quadratmeilen, da Sir Walter Scott wahrscheinlich englische Quadratmeilen meint, die er also mit etwa 54 Seelen auf die geogr. Q. M. bevölkert, während solche 6500 und darüber in den abgetretenen Landestheilen betragen mochte. Auch die andern Angaben sind bekanntlich unrichtig.

**) In den folgenden Ausgaben wurden letztere Versehen des Setzers oder des Verfassers verbessert.

***) In Mr. Washington Irving's Lebensgeschichte von Columbus findet sich Th. 1, S. 83 folgende Stelle: „Zwischen ihnen befindet sich die Insel Cipango oder Japan, welche nach Marco

sollte man Niemanden weniger bei solchen Gegenständen trauen, als bloß literarisch gebildeten Männern, und gewöhnlich sind es diese, die sich allein mit Bücherschreiben befassen. Lassen Sie uns einen Augenblick voraussetzen, die Buchdruckerkunst sei noch nicht erfunden gewesen, und die einzige Quelle zu einer Lebensgeschichte Napoleon's oder auch nur für diese einzige Thatsache, wäre nach zwanzig Jahrhunderten keine andere, als die Handschrift eines gewissen großen Geschichtserzählers, Namens Scotius, welche Wunderdinge müßte alsdann die Nachwelt sich von der östreichischen Monarchie vorstellen! — keine geringere, als uns Herr Vasi auf die Auctorität dieses Vopiscus über die Größe der Stadt Rom weiß machen will. Das Resultat ist ganz dasselbe, ob dieser Irrthum in einer Lebensgeschichte Napoleon's aus der Unwissenheit oder aus der Nachlässigkeit ihres Verfassers hervorging, oder ob es bloß ein Versehen des Setzers

---

Polo fünfzehnhundert Meilen von der asiatischen Küste entlegen war. In seiner Berechnung verlegte aber Columbus diese Insel ungefähr tausend Wegstunden zu weit nach Osten, indem er, seiner Voraussetzung zufolge, solche an der Stelle, wo Florida liegt, vermuthete. An dieser Insel hoffte er zu allererst anlanden zu können." Die Mitte von Florida und die Mitte von Japan liegen aber ungefähr 130° auseinander. In diesen Breiten mag ein Längengrad im Durchschnitt etwa 50 engl. Meilen (bloß approximativ, aber nicht berechnet) betragen, und dieses macht also einen Abstand aus zwischen beiden von wenigstens zweitausend Wegstunden.

oder ein Uebersehen des Correctors war. Wird ein solcher Fehler nicht vermieden oder nicht verbessert, so bleibt er stehen und, sei es Manuscript oder gedrucktes Buch, nach Verlauf von einigen Jahrhunderten kann ein solches Versehen als eine unleugbare Thatsache durchgehen, zumal wenn sie das Ansehen eines großen Namens stützt.

Ich meines Theils zweifle keinesweges, daß wir in der jetzigen Ummauerung Roms im Wesentlichen nichts Anders vor Augen haben als die Formen und Dimensionen der Aurelianischen Mauer, oder vielmehr diese Mauer selbst. Einige Veränderungen sind freilich mit derselben vorgegangen; denn die Thore sind verändert und wahrscheinlich ist auch das Gemäuer selbst an vielen Orten verschiedentlich ausgebessert worden. Zudem ist es nicht schwieriger anzunehmen, daß die jetzt vorhandenen Mauern bereits sechzehnhundert Jahre stehen, als andererseits vorauszusetzen, daß sie erst vor vierzehnhundert Jahren, nämlich zu Honorius Zeiten erbaut wurden.

Ich überlasse es Ihnen ganz, sich die Empfindungen vorzustellen, welche in mir rege werden, so oft ich an diesen alten Mauern vorüber reite. Der Muro Torto macht auf mich einen desto wirksamern Eindruck, da ich mir keines Zweifels bewußt bin, vielmehr alle gültige Gründe dafür sprechen, daß ich hier genau dieselben Backsteine an derselben Stelle vor mir sehen kann, wo sie seit der Regierung des Kaisers Domitianus aufge-

schichtet worden sind, also seit fast achtzehnhundert Jahren immerfort dieselbe Stelle eingenommen haben.

Wundern wird es Sie, wenn ich Ihnen sage, daß diese Mauern sämmtlich beinah durchaus aus Ziegelsteinen aufgeführt sind, — sowie die Wasserleitungen, die Tempel und die meisten andern römischen Ruinen ebenfalls. Augustus rühmte sich dessen, daß er Rom aus Backsteinen erbaut gefunden, aber in Marmor geschmückt wieder verlasse; die Zeit aber hat die Stadt nochmals aus Backsteinen bestehen lassen. Dieses erklärt sich durch den Umstand, daß die Marmorblöcke und Marmorplatten, welche die Bauten aus Backsteinen meistentheils bekleideten und schmückten, fast sämmtlich aus den vielen Bädern, Tempeln, Pallästen und Amphitheatern herausgeholt worden sind, um solche zu andern Gebäuden zu verwenden, und überhaupt darf man eine solche Aeußerung des Kaisers Augustus nicht durchaus buchstäblich auffassen.

Wundern werden Sie sich ferner, daß ich Ihnen diese Bemerkungen schon sobald mittheile, und daß ich von den Umgebungen Roms mit solcher Zuversichtlichkeit rede, nach einer kurzen Bekanntschaft mit ihnen, die kaum einen Monat währt. Indessen miethete ich bald nachdem ich in die „ewige Stadt" mich eingewohnt hatte, ein Reitpferd, um meinen alten Freund, den — — von — — auf seinen Morgenspazierritten begleiten zu können; und außerdem, daß ich in diesem Mann einen wirklich gut unterrichteten Cicerone gefunden habe, der

in Rom vermöge seines langjährigen Aufenthaltes vorzüglich gut bewandert ist, so ist mir überdieß klar geworden, daß man reitend weit besser eine Stadt, wie diese, kennen lernt, als wie wenn man darin herumfährt oder sie zu Fuße durchwandert. Dieses wird Ihnen weit deutlicher werden, wenn ich Sie noch ein wenig näher mit dem Zustande Roms und seiner Umgebungen bekannt mache.

Die Mauer, welche, wie wir gesehen haben, sei es mit Recht oder mit Unrecht, die Aurelianische genannt wird, hat einen Umkreis von siebenzehntehalb römischen Meilen, und durch den Tiberstrom wird sie in zwei Theile getrennt. Von demjenigen Theil der Stadt, welcher das eigentliche Rom am östlichen Ufer umfaßt, nimmt etwa den dritten Theil oder etwas weniger das neuere, heutige Rom ein. Der übrige Raum enthält öffentliche Gärten, Villas und Ruinen, und von letztern liegen viele über der ganzen Fläche zerstreut. Doch dürfen Sie sich nicht etwa vorstellen, daß irgend eine Stelle in Rom noch heutiges Tags den Anblick einer ununterbrochenen Folge von Ueberresten einer alten zerstörten Stadt, wie etwa Pompeji mit ihren sämmtlichen Straßen und öffentlichen Plätzen darstelle. Zwar ist in der Nachbarschaft des alten Forums etwas einem solchen Bilde Aehnliches vorhanden; aber selbst da ist man nicht im Stande, sich durch Einen Ueberblick über das, was einen umgibt, zu verständigen und ein deutliches Bild dessen,

was einst war, zu entwerfen, wie man solches in Pompeji vermag. Gewiß ist es, daß an dieser Stelle so viele und so mancherlei Gegenstände sich vereinigen, welche die theilnehmende Aufmerksamkeit des Beschauers angenehm beschäftigen, aber Nichts ist in seinen äußern Umrissen noch völlig so, wie es vor Zeiten gewesen ist. Selbst über die eigentliche Lage des Forums ist man noch gar nicht einig. Die Ruinen liegen überhaupt einzeln und zerstreut umher, und mit vergleichungsweise äußerst wenigen Ausnahmen, sind sie sämmtlich nicht in ihrem ursprünglichen Zustande geblieben. Sie sind zum Theil von außerordentlichem Umfang, vorzüglich die Bäder; aber ihr undeutliches Ansehen vermindert den Eindruck, den sie sonst machen würden, durch den Anblick ihrer achtungslosen Verwüstung, und daher weckt ein Ueberblick derselben höchstens die Vorstellung von einer Einöde, so weit dieser Theil der Stadt sich ausdehnt. Um ein inniger empfundenes Interesse anzuregen, müssen diese Ruinen erst sorgfältig untersucht und bis ins Einzelne erforscht werden; — dann erst kann die Theilnahme beim Anschauen derselben eine andere werden, als die allgemeine Vorstellung, daß man überhaupt die Ruinen des alten Roms vor sich habe.

Die neuere Stadt, ebenfalls an der Ostseite des Flusses, bedeckt glücklicher Weise vom ehmaligen Rom nicht vielmehr, als den Campus Martius, und Alles, was sich in der Nähe des Pallastes, der Circus, der

Bäder darbietet, ist wirklich durch keine Bauten der neuern Zeit umstellt und der Schaulust entzogen worden. Hier und da sieht man freilich einzelne Häuser und selbst Kirchen durch den ganzen Raum bis an die Stadtmauern hin zerstreut, doch bringen sie keine merklich den Eindruck des Ganzen störende Wirkung hervor. Außerhalb der Grenzen der neuern Stadt empfindet man vorzugsweise den Eindruck des Alterthümlichen und der Zerstörung, der nur äußerst wenig durch die Nähe von Gartenanlagen und Gartenmauern verliert.

Ein großer Theil des alten Roms, die nächsten Umgebungen nämlich der sieben Hügel, wird von solchen Gartenmauern eingeschlossen; doch zum Theil liegen auch manche Strecken ganz offen da. In viele dieser Einschließungen kann man geradezu eintreten, und das Reiten gewährt mir den Vortheil, vorher einen Blick hinein zu thun, ob sich wirklich im Innern derselben etwas Sehenswürdiges wahrnehmen läßt. Da ich weit weniger auf alterthumskundige Nachforschungen ausgehe, als ich vielmehr mir nur einzelne Gegenstände augenscheinlich vergegenwärtigen möchte, um Ihnen ein treueres Abbild von Allem, was hier wirklich beachtungswürdig erscheint, zu entwerfen, als dieses durch flüchtige allgemeine Bemerkungen möglich wird, so will ich Sie in meinem nächsten Brief auf einen meiner Morgenspazierritte mitnehmen, damit sich Ihnen die Gegenstände so darstellen, wie sie allmählig vor unsern Blicken auftauchen, und Ihnen auf

diesem Wege so deutlich werden, als es irgend möglich ist, wenn man nicht mit eignen, sondern mit eines Andern Augen sieht.

Zweiundzwanzigster Brief.

Morgenritt um die Stadt. — Aegyptischer Obelisk. — Der Mons Pincius. — Raphael. — Die Villa Borghese. — Der Muro torto. — Feindliche Angriffe an dieser Seite der Stadt. — Das Standquartier der Prätorianer. — Die Basilica. — Die Campagna. — Schöne Zuchtpferde. — Der Tempel des Gottes der Wiederkehr und der Tempel des Bacchus. — Der Brunnen der Nymphe Egeria. — Das Grabmahl der Cecilia Metella. — Der dem Kaiser Caracalla zugeschriebene Circus von Maxentius erbaut. — Rom war nie wesentlich größer, als im gegenwärtigen Augenblick. — Das Grabmal von Cajus Cestius. — Der Begräbnißplatz der Protestanten. — Der „Monte Testaceo.“ — Das alte System von Patron und Client. — Anekdote von König Ferdinand von Neapel.

Um den im vorigen Briefe erwähnten Vorsatz auszuführen, wollen wir an der Thüre unseres Wirthshauses in der Via Ripetta sogleich aufsitzen und die Stadt durch das nächste Thor, die Porta del Popolo verlassen. In der Mitte des großen Platzes, über den wir hineilen, ragt ein Obelisk empor; er ist aus Aegypten, das sehen Sie an den Hieroglyphen. Vormals stand er vor dem Sonnentempel in Heliopolis; auf Befehl des Kaisers Augustus wurde er nach Rom gebracht, um den Circus Maximus zu zieren. Später wurde er an dieser Stelle

aufgerichtet, und hier steht er schon fast dreihundert Jahre, weit längere Zeit, als seit der ersten Ansiedlung in unserm Vaterlande verflossen ist.

Der Fahrweg, welcher rechts aufwärts die längs den Abhängen ansteigende schiefe Richtung folgt, führt Sie der Mons Pincius hinan, wo ehemals die Gärten des Kaisers Domitianus prangten, welche jetzt einen öffentlichen Spaziergang bilden für alle Stände, für Fußgänger, Reitende und Fahrende, nach Jedermanns Lust und Bequemlichkeit. Von den kolossalen Statuen daselbst, sage ich Nichts; denn sie sind Werke neuerer Zeit. Die drei Straßen, welche durch zwei Kirchen getrennt, von diesem Platz auslaufen, ziehen durch die Stadt und bilden gleichsam die Stämme des vielfach verzweigten Geäders. Die mittelste derselben, die ehemalige Via Flaminia, führt Sie an den Fuß des Capitolinischen Hügels und wird der Corso genannt.

Wir kommen zum Thor hinaus: hier dehnt sich eine kleine Vorstadt längs der Landstraße aus, die nach dem Ponte molle, dem ehemaligen Pons milvius führt; es ist die Landstraße nach Oberitalien, nach dem Cisalpinischen Gallien; sie folgt genau der Richtung der ehemaligen Via Flaminia. Wir lassen diese Vorstadt liegen, indem wir gleich an der Mauer umlenken.

Der Weinberg oder Weingarten zu unserer Linken ist derselbe, in welchem Raphael sich die Zeit angenehm vertrieb, und das einfache, steinerne Gebäude hat die

Laune des Künstlers theils geschmückt, theils entstellt. Diesem Häuschen sieht man das Göttliche nicht an, das man sonst in allen Pinselstreichen seiner Meisterhand aufspürt. Ein wenig weiterhin sehen Sie dort die herrlichen Anlagen mit künstlichen Ruinen, schönen Statuen, einladenden Spaziergängen, breiten Wegen, anmuthigen Baumpflanzungen; dieß ist die berühmte „Villa Borghese.“ Die Leutseligkeit des Eigenthümers hat sie zu einem Hyde Park oder Bois de Boulogne für die Römer und ihre zahlreichen Besucher eingerichtet. Wie man sagt, hat das Publikum sich so sehr an diese Spaziergänge gewöhnt, daß es diese Anlagen gleichsam als sein Eigenthum betrachtet; man sieht das Publikum in Rom ist eben so seelenlos, eben so habsüchtig, eben so undankbar, wie das Publikum in Amerika. Gott schütze Alle, wenn es ehrliche Leute sind, die vom Publikum abhängen, es sei, wo es sei!

Der Anblick dieses Gemäuers wird Sie jetzt nicht mehr ängstigen, da Sie von dem berühmten „Muro torto“ schon gehört haben, der die hochragenden Gärten Domitians umschirmt und schon seit vierzehn Jahrhunderten, wie Sie wissen, dasselbe Einsturz drohende Ansehen gehabt hat, wie Sie es dort noch heute sehen. Diese Mauer soll fünf und zwanzig Fuß dick sein, und die Höhe derselben beträgt wenigstens vierzig Fuß. Diese Höhe übertrifft aber die Höhe der übrigen Mauer, welche so ziemlich zwischen zwanzig bis dreißig Fuß abwechselt.

Weiter rechts kommen wir an dem Theil der Stadtmauer vorüber, wo die Villa Ludovici Buon Campagni innerhalb der Stadt liegt, und das Thor, an welchem wir eben vorbeigekommen sind, welches jetzt nicht mehr gebraucht wird, war die **Porta Pincia.** Es besteht die Sage, daß an diesem Thor einst Belisarius die Vorübergehenden um Almosen ansprach; ich glaube, daß er vielmehr dieses Thor neu aufbauen ließ. Der kleine gothisch aussehende Thurm, der dort über die Mauer hervorsieht, steht in dem Garten der Villa Paolina so benannt nach der bekannten Pauline, Schwester Napoleons. Dieser Garten mit seinem vorzüglich schönen Pavillon gehört jetzt dem Prinzen von Musignano, ihrem Vetter, Lucians ältestem Sohn, der in Amerika durch seine Werke und seine Vögel hinreichend bekannt ist. Das Thor weiterhin, ist die **Porta Salaria.** An dieser Stelle ist einst Alarich und noch weiter ab, sind ehemals die Gallier durch die **Porta Collina** in die Stadt gedrungen, nicht durch die jetzige, sondern durch die dieser enſprechende Porta Collina, die damals in der Mauer von Servius Tullius sich befand, und also dem Forum weit näher lag. Auch soll einst Hannibal von dieser Seite seinen Angriff beabsichtigt haben, welche demnach die schwächste gewesen sein muß. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß in dieser Gegend die Stadtmauern weniger fest gewesen wären; wohl aber leuchten die strategischen Vortheile eines Angriffes an dieser Seite von selbst ein.

Innerhalb und außerhalb der Mauern Roms ist der Boden in dieser Gegend weit höher als an irgend einer andern Stelle diesseits der Tiber. Es eignet sich daher diese Lage durch die trockene und gesündere Umgebung weit vorzüglicher zu einer festen militärischen Stellung, und da es hier eben so leicht ist, sich der Stadt zu bemächtigen, als an jedem andern Punkte, so bietet die Besetzung dieser Anhöhen, wenn sie erst Einmal gewonnen sind, dem angreifenden Theil weit größere Vortheile dar. Die Gartenanlagen von Sallustius lagen genau innerhalb dieses Thors, und noch sind Spuren von den Mauern derselben vorhanden. An der innern Seite desselben lag auch der agger von Servius Tullius, an dessen Fuß man die Vestalischen Jungfrauen, welche ihr Gelübde gebrochen hatten, lebendig begrub. Spuren desselben sieht man noch jetzt. Diese überzählige Mauer zeigt zugleich, daß Rom von dieser Seite mehr zu fürchten hatte. Außerhalb dieses Walles befand sich das Lager der Prätorianer innerhalb einer besondern Ummauerung.

Die Gegend zu unserer Linken wird jetzt immer offener und gewinnt fast das Ansehen der Campagna; doch begegnen wir noch immer verschiedenen Gärten und einer Art unbedeutender Vorstädte. An der Porta Pia vorbei, an der Stelle der ehemaligen Porta Nomentana kommen wir zu einer Abtheilung der Stadtmauer, welche sowohl in Bauart als in Höhe sich bedeutend von den übrigen Mauern unterscheidet. Dieses Mauer-

werk schließt drei Seiten eines nicht ganz regelmäßigen länglichen Vierecks ein, welches außerhalb der eigentlichen Stadtmauer einen Vorsprung bildet und zugleich einen Theil derselben ausmacht. Dieses ist eben das schon erwähnte Lager der Prätorianer; seine Ummauerung gehört jetzt zu den schützenden Werken der Stadt. Diese ganze Gegend Roms innerhalb der Mauern, umfaßt nichts als Gärten oder Weinberge, doch kann man durch Fußpfade, Feldwege und Maueröffnungen, allenfalls auch zu Pferde sich durcharbeiten.

Zunächst gelangen wir an das Thor von San Lorenzo, welches nach Tivoli und nach den Sabinischen Hügeln führt. Hier sehen wir ungefähr eine halbe englische Meile Wegs von der Mauer eine römische Basilica. Es ist eine alte Kirche, merkwürdig durch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum ihrer Säulenmassen, von denen viele aus kostbarem afrikanischen Marmor bestehen, oder auch aus Porphyr, und welche, wie ich glaube, sämmtlich aus den Ruinen des alten Roms zusammengetragen worden sind. Von den ältern Schriftstellern erwähnt Einer, wie man mir sagt, zweier Säulen, die von zwei Künstlern gefertigt wurden, welche solche mit einem Frosch und einer Eidechse bezeichnet hätten, weil ihre griechische oder lateinische Benennung mit ihren Namen ähnlich lautete, (wie man nämlich sagt), und diese zwei Säulen sind noch jetzt in dieser Kirche zu sehen. Daß die Säulen da sind, davon habe

ich mich selbst überzeugt; ob aber die Geschichte wahr ist, kann ich nicht sagen, wiewohl sie gerade nichts Unwahrscheinliches enthält.

Die Gegend wird jetzt immer offener, und ehe wir bis an's Thor von Neapel weiter reiten, wollen wir unter den Bogen einer Wasserleitung weg, vorher ein wenig in die Campagna ablenken und über die nahen Anhöhen galoppiren, die nur wenig umschlossen sind. Sobald wir ein paar englische Meilen weiter vorwärts gekommen sind, bald Feldwege benutzend, bald querfeld ein den nicht weniger verödeten Boden als die Ruinen auf denselben durchstreifend, kommen wir an ein kleines Gebäude von Backsteinen, das auf demselben Fleck errichtet worden sein soll, wo einst Coriolanus mit seiner Mutter zusammentraf. An dieses Gebäude knüpfen sich noch manche andere Sagen, und augenscheinlich ist es sehr alt, so klein und gebrechlich es auch aussieht. Wirklich scheinen die Backsteinbauten der Römer eine Dauerhaftigkeit zu haben, welche dem Steingemäuer anderer Länder durchaus mangelt.

Von hier aus erblicken wir die lange Reihe von Grabmälern längs der Appischen Straße rechts hin, und wir wollen also in derselben Richtung weiter galoppiren. Die Pfade durch's offene Feld, die vom Regen ausgewühlten Traufen, der verwilderte Anblick der Umgebungen, Alles stimmt mit den Eindrücken aus vergangner Zeit zusammen, und unsere Aufregung wächst mit dem

schnellern Lauf der Pferde, — es sind wirklich, beiläufig gesagt, ausdauernde Geschöpfe, unermüdlich im Lauf und unerschrocken im Kriege. Die Race stammt aus der Berberei, die Pferdezucht der Fürsten von Chigi steht in vorzüglichem Ruf; und das Pferd, welches ich reite, ist ausgezeichnet muthig, obgleich es schon beinah — zwanzig Jahre zählt. Dieses schöne Thier ist von schneeweißer Farbe und schon seit längerer Zeit ein Lieblingspferd reitlustiger Fremden gewesen.

Nachdem wir über mehre niedrige Hügel weiter vorwärts geeilt sind, kommen wir an eine Stelle, die ein weit anmuthigeres idyllisches Ansehen hat, als die Campagna solches gewöhnlich darbietet, wo diese kleinen Erhebungen sich meist in kleine Thalflächen abdachen und wo durch eine derselben ein schmales Gewässer herabrinnt. Hier sehen wir wieder einen unscheinbaren Tempel aus Backsteinen erbaut, nicht größer als die katholischen Kapellen, welche man so häufig längs den Landstraßen antrifft, und höchstens dreißig bis vierzig Andächtige aufzunehmen geeignet sind. Er wird der Tempel des Gottes der Rückkehr, Fanum Rediculi, genannt, eine Gottheit, von welcher Sie vermuthlich noch nie gehört haben. Man sagt nämlich, dieser kleine Tempel, der eine so herrliche Lage hat, sei zur Erinnerung an den Rückzug Hannibals vor den Mauern Roms erbaut worden, und Manche gehen so weit zu behaupten, daß jener wirklich an eben dieser Stelle den Entschluß faßte, sich vor Rom zurück-

zuziehen. Letztere Behauptung macht wenigstens der dichterischen Erfindungskraft nicht viel Ehre; denn in der ganzen Umgegend ist kaum eine Stelle, die so mächtig zum Dableiben einladet, wie diese. Die Aehnlichkeit des Namens mit dem Worte ridiculus, hat vielleicht zur jetzt üblichen Benennung Anlaß gegeben, und eben diese war vielleicht die Veranlassung zu der Meinung, der Tempel sei in verhöhnender Absicht errichtet worden. Wäre diese Geschichte wahr, so wäre diese Ruine eine der außerordentlichsten Erscheinungen aus alter Zeit. Doch, so viel ich weiß, schreiben mehre Alterthumskundige seine Erbauung einer spätern Zeit zu, weil die Art der Zusammenfügung der Backsteine einer spätern Periode angehöre und eher in die Zeit des Kaisers Nero passe. Doch wenn auch nur Letzteres zutrifft, so ist dieß Gebäude schon fast achtzehnhundert Jahre alt.

Von hier aus wenden wir uns aufwärts dem Lauf des Bächleins entgegen und reiten einen Hügel hinan, wo wir eine halbe Meile Wegs vom **Fanum Rediculi** oder **Ridiculi** die Ruinen eines andern Tempels antreffen, der übrigens mit einer Bedachung versehen und sogar in eine Art von Kapelle umgewandelt worden ist. Dieser kleine Tempel wird und zwar wohl mit Recht als ein Tempel des Bacchus bezeichnet. Lange Zeit hielt man ihn für irgend ein anderes Gebäude; doch einige neuere, in einem Gewölbe desselben gemachte Entdeckungen lassen wenig Zweifel übrig, daß es zu Ehren des Bacchus

erbaut worden ist. Obschon nur wenig größer als die beiden andern, die ich schon erwähnte, macht dieser kleine Tempel doch eben so wenig Anspruch auf schöne Verhältnisse, als jene, und der Baustyl dieser ebenfalls backsteinernen Gebäude, verräth keinen sonderlichen Kunstgeschmack. Vorn an demselben befindet sich ein Portal von vier Eingangssäulen, welche augenscheinlich einem andern Gebäude entnommen sind, und diese Säulen sind nun gar in die vordere Mauer eingepaßt, wahrscheinlich in der Absicht, um mit Hülfe dieses Vorbaues das Gebäude im Innern zu einer Kirche zu erweitern. Dadurch erhält dieß Gebäude ein wankendes und angeschwollenes Ansehen, welches, wenn auch nicht klassisch richtig, die Idee von Trunkenheit doch auffallend genug anregt.

Wenn man die Schönheit dieser vorzüglich anmuthigen Umgebung beachtet, so wie den Abstand von den Mauern, der nur etwa zwei englische Meilen beträgt, und zugleich die Nähe so vieler Gegenstände, die seit undenklichen Zeiten zu festlichen Gelagen einladen mußten, so wird es immer wahrscheinlicher, daß dieser Tempel zu einer religiösen Feierlichkeit bestimmt war, welche höhern Lebensgenuß bezweckte, eine Vermischung des Uebersinnlich-Erhabenen mit dem Sinnlich-Erheiternden, für welche die Alten ebensowohl empfänglich waren, als die Neuern. Es mag vielleicht auch der Lustort eines gelagfrohen Lebemannes gewesen sein, der in frommer Schwärmerei den umkreisenden Freudenbecher unter

dem Schutz sinnbildlicher Umgebung und selbst mit Beobachtung gottesdienstlicher Bräuche genießen wollte! Warum sollte dieß nicht möglich sein? — Die Menschen lassen sich nur zu oft auf offenbar entweihenden Handlungen unter dem Deckmantel der Religion betreten; dieß geschieht täglich — ja stündlich an jedem Tage. Ueberhaupt bezweckten die heidnischen Religionsfeierlichkeiten meistens den Genuß des Lebens, und öfters übernahmen sich die Alten im Genuß.

Verlassen wir diesen Ort und reiten wieder in's Thal, wenn es ein Thal genannt werden kann; hier finden wir einen versteckten Gang, eine Art grotto, am Abhange des Hügels und in derselben eine ruhende Bildsäule, eine Quelle klaren Wassers, aus welcher das erwähnte Bächlein hervorrieselt, und sonst noch manche Spuren vormaliger Ausschmückung dieses einsamen Orts, die jetzt nicht mehr vorhanden sind; alle Werke der Bildnerei, die ihn einst zierten, sind verschwunden. Dieser Ort gilt in der Volksmeinung für den Brunnenquell der Nymphe Egeria, einst so berühmt geworden durch Numa's frommen Betrug. Indessen ist es ziemlich gewiß, daß dieses nicht der wahre Ort ist, und wenn man die Nähe des ebenbesuchten Bacchustempels in Erwägung zieht, so ist diese Grotte wahrscheinlich nichts anders gewesen als ein Ort, um den Wein abzukühlen und ihn mit desto größerem Behagen zu genießen. Ueberhaupt mögen religiöse Bräuche und lustige Gelage zu allen Zei-

ten einander die Hand gereicht haben, so wie noch heutiges Tags Staatsgeschäfte und Gastereien mit einander abgemacht werden. Die liegende Statue ist offenbar keine Nymphengestalt. Selbst die Zweifler geben diesem Werk ein hohes Alter, indem sie es in die Zeiten des Vespasianus verlegen. Vermuthlich standen diese Grotte und der Bacchustempel in einiger allegorischen Beziehung zu einander: die eine war vielleicht ein Ort fröhlichen Gelages, der andere ein Andachtsort, um der irdischen Lust die übersinnliche Weihe zu geben; und wenn wir den früher betrachteten Tempel mit in den Kreis ziehen, als eine bildliche Darstellung des Lächerlichen, welches die Berauschten trifft, so sind wir vielleicht der Wahrheit ebenso nahe, als die Alterthumsforscher. *)

Wir verlassen jetzt diese heitern Auen und reiten eine kleine Meile feldein nach den zertrümmerten Grabmählern, welche die Ueberreste der appischen Straße

*) Abgesehen von den ironischen Bemerkungen des Verfassers, möchte vielleicht mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden können, daß irgend ein späterer Besitzer jener anmuthigen Gegend die fast verwischten Spuren des sagenhaften Aufenthalts der Nymphe Egeria, so wie die etwa noch vorhandenen Trümmer des fanum Rediculi in alterthümlicher Form habe herstellen lassen, und, dieses zugegeben, möchte der Tempel des Bacchus wirklich ächtern Ursprungs sein und in jener Gegend den rauschenden Feierlichkeiten des heitern Bacchusdienstes die religiöse Weihe gegeben haben. Die Zeit der Erbauung dieses Tempels ist ebenso wenig historisch nachzuweisen. Anm. d. Uebers.

bezeichnen. Dort wird eine ausgedehnte Masse von Trümmern sogleich unsere Aufmerksamkeit beschäftigen, wir spornen daher unsere Pferde den steilen Abhang hinan, auf welchem wir sie vor uns sehen, wiewohl wir auf einem kleinen Umweg über die unebene Straße, die noch jetzt einige kleine Meilen weit der ehemaligen Richtung folgt, den Gipfel weit gemächlicher hätten erreichen können. Wir kommen an und finden eine mittelalterliche Burg mit ihren Höfen, Mauern und Thürmen durch das Gefilde zerstreut, alle Bauten in der rohen und kunstlosen Weise jener Zeit aufgemauert, doch mit einem festen Rüstthurm, durchaus im geschmackvollen und zierlichen Styl römischer Architektur. Dieser letztere Bau ist von runder Form, wohlerhalten, kurz, in jeder Hinsicht ausgezeichnet vor den übrigen Gebäuden, die um ihn her in Trümmer zerfallen. Im Durchmesser hält er etwa achtzig Fuß und ist aus behauenen Blöcken von Travertino-(Tuffstein) aufgemauert, während die übrigen Gebäude nur aus allerlei von den Aeckern zusammengelesenen oder von den Grabmählern entwandten Steinen gebaut zu sein scheinen. Letzteres war wohl am häufigsten der Fall. Die Mauern des Hauptbaues sind dreißig Fuß dick und das Innere derselben ist wenig mehr als ein kleiner gewölbter Raum. Früher enthielt derselbe den Sarcophag, der noch jetzt in dem Hof des Pallastes Farnese zu sehen ist. Um es kurz zu machen, dieser Burgbau war nichts als ein Grabmahl an der Appischen Straße!

Eine Inschrift setzt den Namen derjenigen, zu deren Ehre dieses außerordentliche Mausoleum errichtet worden ist, außer allen Zweifel. Es ist das Grabmahl der Cäcilia Metella, der Gattin eines Triumvir'n und nichts mehr, eines Millionärs seiner Zeit. Dieß Grabmahl ist daher gleichsam der Demidoff der Via Appia; es ist wahrscheinlich das schönste Grabmahl, das jetzt in Europa zu finden ist. An der historischen Aechtheit besteht kein Zweifel. Doch wenn man dieses Grabmahl voll Bewunderung anblickt und in demselben nur ein Denkmahl römischer Prachtliebe und Ueppigkeit gewahrt, so verfehlt es einen großen Theil des wärmern Interesses, welches uns in der Nähe von Denkmälern anderer Art anregt, die, wenn gleich zweifelhaft über ihr Alterthum und ihre angebliche Bestimmung, doch würdigere Erinnerungen entschwundener Macht und Größe zurückrufen. Wenn ich dieß Monument betrachte, so fühlt sich mein Inneres veranlaßt, dieses Kunstwerk mit dem Bildungszustande Roms zu vergleichen; ich suche mir allmählig ein Bild von letzterem überhaupt zu entwerfen, und darin finde ich hinlänglichen Stoff zu manchen nützlichen und angenehmen Betrachtungen. Indessen denke ich dabei kaum an die Gattin dieses Triumvir'n, und geschieht es doch, so steigt keineswegs meine Hochachtung für sie; denn reine Tugend ist selten so begierig nach Lob und Nachruhm, wie dieses Grabmahl fast vermuthen läßt. Die Eigenliebe bedeutungsloser Menschen verfehlt auf solche

Weise das gehoffte Ziel. Die übrigen Trümmer sollen von einer päpstlichen Burg herrühren, die vor etwa fünfhundert Jahren bestand; das Grabmahl aber rührt aus den letzten Zeiten des römischen Freistaates her.

Wir könnten jetzt mit vermehrtem Interesse der Appischen Straße folgen; da wir aber schon über zehn römische Meilen weit geritten sind, so wird es gut sein, uns wieder der Stadt zu nähern. Die Ruinen eines Tempels und einige ausgedehnte Ueberreste von ungewöhnlichem und unregelmäßigem Ansehen ziehn unsere Aufmerksamkeit auf sich in der Nähe des eben erwähnten Grabmahls. Ein Theil dieser Trümmer soll von einer gegen das Ende des dritten Jahrhunderts erbauten Villa herrühren, und es ist wahrscheinlich, daß die vorhandenen Ueberreste zur Verzierung und Ausschmückung einer solchen Villa dienten, so wie wir ebenfalls in unserer Landschaft-Gärtnerei bisweilen künstliche Ruinen anbringen. Dabei befindet sich ohne Zweifel ein Tempel, welcher, wie man vermuthet, ebenfalls den Zweck eines Mausoleums erfüllte. Bei diesem Tempel war ein Circus, der einzige, der meines Wissens hinreichend seine alte Form bewahrt hat, um uns eine deutliche und augenscheinliche Vorstellung von der eigentlichen Zusammensetzung dieser zu Volksbelustigungen bestimmten Bauten geben zu können.

Man nimmt gewöhnlich an, daß dieser Circus vom Kaiser Caracalla herrühre und daß der Tempelbau eigentlich der Standort der Rennwagen oder Rennpferde

gewesen sei. Indessen neuere Entdeckungen, die man innerhalb dieser Ueberreste erst 1825 gemacht hat, zeigen, daß letzterer wirklich ein Tempel oder ein Mausoleum war, und deuten selbst darauf hin, zu wessen Ehre solcher erbaut worden ist. Vasi weiß die vermeintlichen Ansprüche des Kaisers Caracalla auf diesen Circus nicht wenig herauszustreichen, ungeachtet solche, wenn man die Sache näher untersucht, eben nicht groß sind. Vasi stützt sich auf die Vorliebe Caracalla's für die Vergnügungen des Circus; er zeigt, daß auf der Kehrseite unter diesem Kaiser geprägter Münzen ein Circus abgebildet sei; und überdieß soll eine Bildsäule, die ihn selbst, und eine andre, die seine Mutter vorstellt, nicht weit von eben diesem Circus gefunden worden sein, wenn auch nicht unmittelbar in demselben. Das sind also die Beweise, welche die Erbauung grade dieses Circus außer Zweifel setzen sollen. Die zwei ersten Beweise widerlegen sich selbst, zumal da die auf der Kehrseite der genannten Denkmünzen befindliche Abbildung nicht diesen Circus, sondern augenscheinlich den Circus maximus darstellt, welchen Caracalla ausbessern ließ. Was die Statuen betrifft, so dürfte diese wirklich in diesem Circus gefunden worden sein, ja selbst dazu gehört haben und zu Ehren eines so mächtigen Beschützers dieser beliebten Volksbelustigungen darin aufgestellt gewesen sein, ohne daß dieses Etwas beweisen könnte; denn wir würden es wahrscheinlich nicht als einen vorzüglichen Beweis

dafür ansehen, daß Napoleon irgend ein Militärspital habe bauen lassen, wenn wir eine Bildsäule desselben darin anträfen, oder daß Admiral Nelson das Hospital zu Greenwich errichtet habe, wenn wir einst in seinen Ruinen ein Gemälde, das ihn vorstellt, entdeckten. Jene Behauptungen werden aber noch weit bestimmter dadurch widerlegt, daß die Bauart dieses Circus einer viel spätern Zeit angehört, und daß diese von denen aus seiner Zeit merklich verschieden ist, wie man aus noch vorhandenen, unstreitig von Caracalla herrührenden Ueberresten von Bädern deutlich abnehmen kann. Doch haben neulich aufgefundene Inschriften diesen Streit für immer entschieden; man weiß jetzt, daß dieser Circus von Maxentius um das Jahr 311 nach Ch. Geb. erbaut worden ist, und daß dieser Tempel seinem Sohne Romulus geweiht worden war, da diesem, wie bekannt, göttliche Ehren zugetheilt wurden. Diese Vergötterungen in einer so späten Periode des Heidenthums mögen kaum mehr zu bedeuten gehabt haben, als die Heiligsprechungen der katholischen Kirche zu unsern Zeiten. Die untergeordneten Gottheiten des Alterthums waren vermuthlich nicht mehr als die gefeierten Namen tüchtiger Männer der jetzigen Zeit.

Da der Tempel ein Tempel ist und bleibt und deren hunderte noch vorhanden sind, so halten wir uns nicht weiter bei ihm auf, sondern reiten durch das Feld bis an's andere Ende, wo wir in den Circus durch das

kürzlich erst wieder eröffnete Thor hineingelangen. Im Innern desselben finden wir einen langausgedehnten schmalen Raum von niedrigem Gemäuer eingefaßt und hier und da einen Thurm; dieser mittlere Raum ist durch eine Art Zwerchmauer in zwei Abtheilungen geschieden und diese Zwerchmauer wurde Spina genannt; sie ist zu beiden Seiten ganz grade fortlaufend und am obern und untern Ende kreisförmig abgerundet. An dem Ende dieser Spina, welches dem Eingangsthor gegenüber sich befindet, sieht man die Spuren der carceres, der Behälter nämlich, wo die Rennwagen standen, ehe sie ihren Lauf begannen. Die kreisförmige Begrenzung dieses Standortes gab den einzelnen Wagen ziemlich gleiche Vortheile bei'm ersten Anlauf. In diesen Standplätzen wurden die Wägen der Wettkämpfer nach der Reihe aufgestellt, und so wie das Zeichen zur Abfahrt von einem besondern Thurme in der Mitte einer der Zwischenmauern gegeben war, rannten sie nach derjenigen Seite des Circus hin, wo der größte Abstand zwischen der äußern niedrigen, schon erwähnten Einfassung der Rennbahn und der dieselbe der Länge nach durchschneidenden „Spina" befindlich war; denn der größte Raum war für den ersten Anlauf durchaus erforderlich, wo die Wagen einander noch fast berührten, und folglich gleich anfangs den freiesten Spielraum haben mußten, um einander nicht im Wege zu sein. Eben so war an den Enden der Zwerchmauer oder Spina ein beträchtlicher

Raum gelassen zum bequemern Umfahren derselben. Auf der Spina selbst befanden sich Statuen und Obelisken zur Ausschmückung derselben, und die Wägen rannten dahin mit wohlberechneter Eile, um die besten Kräfte des Gespannes für den Augenblick der Entscheidung aufzusparen. Von den Seitenmauern diesseits und jenseits erhoben sich die Sitze für die Zuschauer amphitheatralisch, und auf ihnen fanden, wie man sagt, wohl achtzehntausend Schaulustige hinlänglichen Raum.

Die Länge dieses Circus beträgt **1560** römische Fuß, oder beträchtlich mehr als eine Viertel- (englische) Meile, welches, zweimal genommen, einen Umlauf von mehr als einer halben Meile ausmacht; doch wurde die Zahl der Umläufe nach Umständen vorher festgesetzt. Wenn ich nach dem urtheilen darf, was ich bei solchen Wettfahrten Aehnliches in Florenz gesehen habe, so muß das Sehenswürdige dieses Schauspiels hauptsächlich in der Geschicklichkeit der Wagenlenker bei'm Wenden bestanden haben. Die Breite der Bahn beträgt **240** Fuß, die Zwerchmauer ist nicht völlig **900** Fuß lang und ihre Höhe wechselt zwischen zwei und fünf Fuß. Die Ueberreste von Fußgestellen zeigen, daß eine große Anzahl von Statuen auf den zur Einfassung dienenden Mauern, so wie auf der Spina selbst sich befanden. Die Anzahl der Wagenräume an dem erwähnten Standorte belief sich auf dreizehn. Der Granit-Obelisk, welcher später auf der Piazza Navona aufgerichtet worden ist, wurde

vor etwa zweihundert Jahren von hier aus dorthin gebracht. Einen ägyptischen Obelisk scheint man für einen unentbehrlichen Schmuck eines Circus gehalten zu haben. Die Zwerchmauer ist nicht völlig gleichlaufend mit der Seiteneinfassung der Bahn; diese Einrichtung hatte augenscheinlich den Zweck, den einzelnen Wägen bei'm ersten Anlauf den freiesten Spielraum zu gewähren.

Innerhalb des Circus befindet sich ein Grabmahl, welches weit älter zu sein scheint als der Circus selbst, und wahrscheinlich sah man sich genöthigt, wegen Mangel an Raum in der einmal beschlossenen Richtung, dieses Grabmahl in den Bereich desselben aufzunehmen. Die Lage des Circus bildet der Länge der Bahn nach einen rechten Winkel mit der Appischen Straße, an welche sie angrenzt. Es war also ein Schauplatz für Volksbelustigung außerhalb der Stadtmauern, und hiermit erhält die Behauptung von der angeblichen ungeheuern Ausdehnung der Mauer Aurelian's einen neuen Stoß.

Es ist übrigens ein Glück, daß dieser Circus, wenn er auch keiner der größten und schönsten in seiner Art war, sich außerhalb der Stadtmauern befand, weil er sonst wahrscheinlich gleiches Schicksal mit den übrigen getheilt hätte, wenn er ebenfalls innerhalb der Stadtmauern angelegt worden wäre. So wie er besteht, ist er merkwürdig genug, nicht nur aus eben angeführtem Grunde, sondern auch als eine der am besten erhaltenen Ruinen in der Umgebung Roms. Die Mauer des Kai-

sers Aurelianus müßte aber nicht bloß diesen Circus ebenfalls eingeschlossen, sondern sich noch über denselben hinaus erstreckt haben, um den behaupteten Umfang von fünfzig römischen Meilen zu erreichen. Ich fühle mich hingegen, in welcher Richtung ich auch Rom umreiten mag, immer mehr durch den Augenschein überzeugt, daß der Umfang der Stadt sich nicht weiter als bis an die noch jetzt vorhandenen Mauern erstreckt haben könne.

Jetzt wollen wir den Circus verlassen und näher nach der Stadt zu reiten. Während wir der schmalen Landstraße folgen, gewahren wir manche roh aufgemauerte Wohnungen über den verfallenen Grabmählern; die Lebenden haben hier die Todten aus dem Besitz verdrängt. Wir verfolgen unsern Weg durch eine Art von Vorstadt, lassen manche alterthümliche Ueberreste unbeachtet liegen, kommen wieder an die Stadtmauer und wenden uns längs derselben dem Flusse zu. So wie wir das letzte Thor erreichen, und wir demnach die Stadt selbst in ihrem ganzen Umfang umritten, begeben wir uns durch dieses Thor, und befinden uns hier auf einem freien Platz, oder vielmehr in einem nicht beträchtlichen von Mauern umgebenen Raum und in der Nähe des berühmten Grabmahls von Cajus Cestius. Dieses Monument ist eine Pyramide von hundert Fuß Höhe und sechszig Fuß in's Geviert an der Grundlage derselben. Das Gemäuer ist von beträchtlicher Dicke und die Seiten desselben mit behauenen Marmorblöcken belegt. Die Spitze der Pyra-

mide ist jedenfalls ein schönes Stück Arbeit, wiewohl sie ein neueres Ansehen hat, was wohl der Fall sein muß, da dieses Grabmal in neuerer Zeit ausgebessert worden ist. Diese Pyramide ist ebenfalls eine Probe von der auf lange Dauer berechneten Bauart der Römer; denn sie rührt aus den Zeiten des Agrippa her und ist bewunderungswürdig wohl erhalten, und die ganze Ausbesserung beschränkt sich auf die erwähnte Erneuerung der Spitze derselben. Einige Fuß tief war diese Pyramide mit Schutt umgeben, welchen man seither weggeschafft hat.

In der Nähe dieses Monuments befindet sich der Begräbnißplatz der Protestanten. Auf einem modernen Denkstein nahe an der Stadtmauer lesen wir die Inschrift: „Cor cordium.“ Dieser Stein bezeichnet die Ruhestätte Shelley's; ich weiß nicht, wie seine Asche hierher gekommen sein soll, wenn sein Leichnam an der Küste von Pisa verbrannt wurde. Die Inschrift rührt von seiner Gattin her, einer Tochter Godwin's.

Quer über an diesem offenen Platz sehen wir einen niedrigen einzelnen Berg vor uns liegen, ungefähr hundert und fünfzig Fuß hoch und etwa vier- bis fünfhundert im Umfang, unten von Weinbergen umhegt, Abhänge und Gipfel üppig mit jungem März-Gras überwachsen. Wir galoppiren an den Fuß dieses Hügels, folgen dem gewundenen Pfad und reiten bis zum Gipfel hinan, wo uns eine belohnende Aussicht empfängt, vorzüglich schön in der Richtung nach den an der Jenseite des Flusses

liegenden Anhöhen. Dieser kleine Berg heißt der Monte testaceo, eine Benennung, die von dem Umstande herrührt, daß der Berg nach und nach aus dem Schutt zerbrochener Töpfe, aus Scherben (testa) aufgehäuft worden war, die man aus der Stadt ausgeführt und hierhin geworfen hatte. Wenn man den Rasen entfernt, kann man die Scherben noch sehen; denn die Erde liegt kaum zwei Zoll tief über denselben. Ueber das Alter dieses Hügels ist man nicht einig; daß er aber auf diese Weise entstanden ist, lehrt der Augenschein. Muthmaßlich hat ein Policeibefehl diese Aufhäufung von Scherben veranlaßt.

Nahe an diesem Berge sieht man den Haven Roms; es kommen wirklich kleine Schiffe die Tiber aufwärts vom Meer aus bis hierher. Wenn die Brücken es nicht verhinderten, so könnten sie noch weiter aufwärts schiffen; es würde aber keinen weitern Vortheil bringen.

Jetzt reiten wir wieder hinunter und setzen unsern Weg fort nach Hause längs dem Fuß des Aventinischen Hügels. In dem Porticus einer Klosterkirche, an welcher wir jetzt vorüberkommen, können Sie Wappen und Namen des Kardinals, Schutzherrn des Klosters, betrachten, dessen besonderer Gunst die fromme Körperschaft sich ergeben hat. Das ist das alte System von Patronat und Clientschaft, das sich seit uralter Zeit bis in die unsrige fortsetzt; es ist ein von aristokratischen Einrichtungen unzertrennliches Verhältniß und wird überall in einer oder anderer Weise fortbestehen, wo irgend unan-

genehme Berührungen zwischen Starken und Schwachen, zwischen Reichen und Armen nicht vermieden werden können. Auch im heutigen Europa soll es noch Länder geben, wo die Beisteuer der Clienten keinen kleinen Theil der Einkünfte der Patrone ausmacht. Selbst in England haben wir erlebt, daß indische Rajah's die Mitglieder des Parlaments mit ihrem Golde beherrschten; in Frankreich hatten ehmals die Maitressen der Könige das Monopol des Patronats im ganzen Lande; und von manchen andern großen Mächten, von denen kleinere abhängen, sagt man sich leise in's Ohr, daß dieses Patronats- oder Protectionssystem in denselben noch in seiner ganzen Ausdehnung fortbestehe. In Amerika befindet die ganze Nation sich im Verhältniß der Clientschaft, und das Patronat üben diejenigen aus, die stets bereit sind, das große Wort zu führen, indem sie sich das Ansehen eifriger Patrioten zu erhalten wissen. Wenn aber diejenigen, die bei uns die bestehenden Einrichtungen aus selbstsüchtigen Beweggründen anpreisen, und sich in ihren, bloß den eignen Vortheil bezweckenden Verbesserungsvorschlägen so weise dünken, wenn diese Leute, sage ich, nur einen Blick in das Gewebe von Mißbräuchen zu thun vermöchten, welche die aristokratischen Verhältnisse in diesem Welttheile hervorbringen, so würden sie gern in ihrer Heimath sich mit der Gleichheit der Ansprüche und Rechte Aller begnügen, so Vieles auch sonst unsern Einrichtungen noch fehlen mag.

Als ich noch in Neapel war, erzählte man mir eine Anekdote vom guten alten König Ferdinando, die grade hierher paßt. Seine Generäle berathschlagten in seinem Beisein über eine neue Uniformirung der Truppen, bis den guten alten Mann das lange Reden endlich langweilte, und ungeduldig, wieder zu seiner Unterhaltung zurückzukehren, rief er aus: „Ihr Herren, kleidet die Leute wie ihr wollt, sie desertiren doch." Ich erzähle dieß nicht, um Ihnen die Neapolitaner als feige Leute darzustellen; denn in dieser Beziehung habe ich von ihnen eine bessere Meinung; sondern ich will damit nur sagen, daß in politischer wie in militärischer Beziehung, es wenig darauf ankomme, wie man die Leute kleide, sie bleiben innerlich immer dieselben göttlich-teuflischen Menschenthiere.

Jetzt aber überwältigt uns eine zu große Masse von Gegenständen, als daß wir nicht vorziehen sollten, wieder in die Via Ripetta einzulenken, also für heute unsern Ritt einzustellen und Alles, was sonst noch zu betrachten wäre, für einen andern Ausflug aufzusparen.

Drei und zwanzigster Brief.

Die Tiber. — Der Monte Mario. — Der Pons Milvius. — Der Pons Nomentanus. — Der Mons sacer. — Die Rede des Menenius Agrippa. — Die Stadtmauern. — Das Amphitheater. — Die Santa Scala. — Der Lateran. — Vergleichung der Werke aus den Zeiten der Republik mit denen aus den Zeiten der Kaiser. — Das Coliseum. — Die Via sacra. — Der Capitolinische Hügel. — Der Mons Palatinus. — Der kaiserliche Pallast. — Das Forum. — Der Triumph-Bogen des Septimius Severus. — Die Säule des Phocas. — Das Capitolium. — Die Staute von Marcus Aurelius. — Die Säulen von Trajanus und Antoninus. — Das Pantheon.

In meinem letzten Brief habe ich Sie um die Stadtmauern herumgeführt, — ein Spazierritt, den ich wöchentlich wiederhole; denn der Weg ist vortrefflich, fast jeder Fuß breit enthält Sehenswürdiges und überall begegne ich neuen interessanten Gegenständen. Wir wollen jetzt einer andern Richtung folgen, wo wir zwar nicht sowohl besonders anziehende Alterthümer antreffen, aber desto mehr andere Gegenstände, die Ihnen manchen Stoff zur Unterhaltung geben werden, indem Sie daraus eine weit deutlichere Vorstellung von der Gegend erhalten, in welcher Rom nun schon an drittehalb Jahrtausende gestanden hat und noch besteht.

Wir wollen durch dasselbe Thor zur Stadt hinausreiten, wie voriges Mal, aber anstatt rechts abzulenken, wollen wir die entgegengesetzte Richtung wählen, die

uns einige hundert Ruthen weiter an die Ufer der Tiber führt.

Wenn Sie ein ähnliches Behagen ergreift, wie mich, indem Sie längs den Ufern dieses klassischen Stroms hinreiten, so wird Ihr Sitz im Sattel eine Schnellkraft erlangen, und höher gesteigerte Lust wird Ihren Ritt beflügeln in dieser freiern Luft und unter diesem heitern Himmel. Sie kennen schon hinlänglich die Breite dieses Flusses, und ich will daher bloß hinzusetzen, daß im Winter und im Frühling sein Strom trübe und reißend wird und oftmals über seine Ufer anschwillt, besonders innerhalb der Stadt selbst; — denn weiter oben, an der Stelle nämlich, wo wir uns jetzt befinden, erheben sich seine Ufer wohl zehn Fuß über der Wasserfläche. Man hat behauptet, daß das Bett des Flusses durch den Schutt der Trümmer, wo er durch die Stadt fließt, bedeutend erhöht worden sei, und man ist sogar mit dem Vorhaben beschäftigt gewesen, dem Fluß ein anderes Bett zu graben, um möglicherweise auf dem Grunde desselben wichtige alterthümliche Gegenstände zu entdecken.

Da bisweilen Frachtkähne stromaufwärts fahren, so befindet sich ein Leinpfad am Ufer, der zwar selten auf diese Weise benutzt wird, dagegen aber einen erträglichen Reitpfad darstellt, und die Reitlustigen sorgen dafür, daß er immer gehörig betreten wird. Der Fluß macht fast eben so häufige Krümmungen wie unser Susquehanna und daher bietet er manche freundliche Aussichten. Aber

das nackte Ansehen der Campagna, die nördlich von Rom eine mehr wellenförmig, bald ansteigende, bald sich senkende Fläche, als weiter südlich darstellt, entbehrt fast allen Reiz des Ländlichen, außer dem Anblick von Graswuchs und wenigem Buschwerk; und der Ueberblick einer solchen Gegend ist zwar nicht ohne alle Anmuth, aber doch nirgends wirklich schön und befriedigend. Fast jede Biegung, die der Fluß macht, ist indessen reich an Erinnerungen, und man wird hier selten einen Punkt gewahren, der nicht ein geschichtliches Interesse darböte.

Die Anhöhe am gegenüber liegenden Ufer, dessen südliche und östliche Abhänge solche steile Abstürze zeigen, und zu welchem ein gewundener Pfad am südwestlichen Abhang aufwärts führt, ist der „Monte Mario,“ ein beträchtlicher Hügel, welcher Rom fast eben so wie der Mont-Martre Paris überragt. Das halb verfallene Landhaus am östlichen Abhang ist die „Villa Madama.“ Diesen Namen erhielt sie, weil Margaretha von Oestreich, eine Tochter Karls des Fünften, hier wohnte, durch welche es in den Besitz der Krone von Neapel gekommen ist. Das Landhaus auf dem Gipfel gehört der Familie Falonieri, den jetzigen Eigenthümern des Bergs. Es ist wirklich keine Kleinigkeit, einen Landsitz bei Rom zu besitzen! und welche Spießbürgerei, ein Prunkgebäude nach der neuesten Mode darauf hinzustellen, — eine Ruine gar, die an das Sprichwort: „weder Fisch noch Vogel“ erinnert!

Wenn wir eine kleine Meile weiter geritten sind, so kommen wir an den „Pons Milvius,“ wovon ein Theil wenigstens alterthümlich ist. Wir wollen hier noch nicht hinüber, wiewohl diese Stelle durch die Schlacht, die einst Constantinus in dieser Gegend lieferte, berühmt geworden ist; sondern an dem Ufer, auf welchem wir uns jetzt befinden, wollen wir unsern Weg weiter fortsetzen. Quer über die Landstraße, die ehmalige Via Flaminia, folgen wir dem Strom aufwärts, wo kürzlich der Schauplatz eines traurigen Ereignisses war, das noch in frischem Andenken ist. Das Pferd einer jungen Engländerin glitt rückwärts das steile Ufer hinab, und indem es über sie stürzte, mußte sie ertrinken. Noch trauriger wird dieß Ereigniß durch das Schicksal ihres Vaters, welcher bald darauf zu Fuß aus einem Posthause in den Gebirgen sich entfernte, und von dem man seitdem nichts mehr gehört hat.

Nicht weit von dem Schauplatz dieses unglücklichen Ereignisses, etwa hundert Ruthen oberhalb dem Pons Milvius *) macht der Fluß eine Krümmung von dem Sabiner Hügel herüber, und unser Weg führt uns am

*) Dieser Name ist ein Beweis, welche Veränderungen im Laufe der Zeit mit den Worten, als Bezeichnungen von Gegenständen vorgeben. Diese Brücke ist schon verschiedentlich Milvius, Mulvius, Molvius und endlich gar Molle geheißen worden. Ponte molle ist der Name, mit dem sie noch jetzt in Rom genannt wird.

Rande einer Anhöhe hin, auf einen anmuthigen und malerischen Pfad, der uns an eine Heilquelle führt, deren Wirkung seit uralter Zeit, so lange als Rom bestand, berühmt gewesen ist. Wiewohl diese Stelle kaum ein Paar römische Meilen von der Stadt entfernt ist, so sieht man doch von hier aus von ihr keine Spur, und ständen nicht hier und da einzelne zerstreute Wohnungen in der Nähe, so könnten wir uns einbilden, wir befänden uns hier auf einer Steppe des fernen Westen in Nordamerika; ein solches ödes Ansehen hat diese Gegend, und ebenso trübe und reißend rauschen die Wasser der Tiber dahin.

Wir wenden uns vom Flusse, der hier wieder von Norden her eine Krümmung macht, aufwärts nach dem Berge zu, und kommen zunächst in eine zum Theil angebaute Gegend, wo hier und da eine Umzäunung uns anzieht; da finden wir auch den einen oder andern Tityrus unter ihre „breitschattende Buche" hingestreckt, nicht aber spielend „auf dem Haberrohr," sondern mit dem Ausflicken ihrer ledernen Beinkleider beschäftigt. Jetzt steigen wir einige Hügel hinan, kommen auf eine andere Landstraße, reiten quer über dieselbe und noch etwas weiter feldein, bis wir an eine Stelle kommen, wo eine Brücke über den Anio führt, und in der Mitte derselben ein Thurm sich erhebt. Zwischen der zuletzt betretenen Landstraße und dieser Brücke hat die Gegend weit mehr das Ansehen einer Vorstadt als irgend eine

andere in Roms Umgebungen. Wenn jemals die Stadt sich über ihre jetzigen Grenzen ausdehnte, so müßte es vorzüglich nach dieser Seite gewesen sein.

Diese Brücke ist der **Pons Nomentanus**, rührt aus der Zeit von Narses her, ist aber um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ausgebessert worden und trägt daher bedeutende Spuren späterer Bauart an sich. Jenseit dieser Brücke ist ein nackter Hügel mit den Ueberresten mehrer Gebäude oder den Ruinen von Landhäusern. Dieses ist der „heilige Berg,“ so berühmt durch jenen entscheidenden Schritt der Plebejer, die zweimal wegen der Unterdrückung durch die Vornehmen dorthin auswanderten, nämlich in den Jahren Roms 261 und 305. Hier widerstanden sie anfangs allen Aufforderungen und Ueberredungsmitteln, bis Menenius Agrippa durch seine berühmte Fabel von dem Bauch und den Gliedern des menschlichen Leibes ihre starrsinnige Weigerung besiegte. Die Ernennung von Tribunen war eine Folge dieses entscheidenden Schrittes, und es war dieses wahrscheinlich die erste vertragsmäßige Sicherstellung der Volksrechte, die jemals zwischen den Mächtigen und den Schwächern im Volke bestand. Dergleichen Verträge verfehlen meistens ihren Zweck, weil allmählig mißbräuchliche Auslegungen denselben entgegenwirken; und demungeachtet sind sie nicht ohne Nutzen, sie brechen die Macht des Uebels im ersten Entstehen, wie bisweilen ein Brechmittel die noch nicht ganz gesunkene Heilkraft

neu anzuregen vermag.' Den Römern half jenes Auskunftmittel nicht viel; denn sie schwuren einen heiligen Eid, niemals sich auflehnen zu wollen gegen ihre Tribunen, — in andern Worten, gegen die Gesetze des Staats, — oder was irgend ihnen später als Staatsgesetz aufgedrungen werden konnte. Von dem heiligen Eid, den hier die Bürger schwuren, erhielt der „heilige" Berg seinen Namen. Keine Fabel enthielt einerseits mehr einleuchtende Wahrheit, als die des Menenius; und doch kann der Bauch alle Glieder krank machen, so wie die Glieder den Bauch, sei es durch Begehungs- oder Unterlassungssünden. Es gibt keine Behauptung, sie mag durchaus wahr oder durchaus falsch sein, welche nicht scheinbar überzeugend in eine Fabel sich einkleiden ließe, und am Ende bleibt ein Factum doch was es ist, ein Factum und nichts mehr.

Reiten wir noch eine Meile Weges weiter, so treffen wir einige ausgedehnte Ruinen zwischen der Via Nomentana und der Via Salaria; es sind die Ueberreste des Landhauses von Phaon, eines Freigelassenen des Kaisers Nero, wo dieser letzte der Cäsaren sich selbst entleibte. Zweihundert Jahre verstrichen zwischen Nero's und Aurelian's Tod, aber diese Zeit wäre nicht hinreichend gewesen, diese ganze Strecke so zu bevölkern, um die Stadtmauern bis hierhin zu erweitern; und doch hätte dieß der Fall sein müssen, um den Umfang von fünfzig römischen Meilen zu erreichen. Und war dieses, wohin wären die

Ueberreste einer so ungeheuern Stadt über den Bereich der jetzigen Mauern hinaus verschwunden, wenn sie jemals daselbst bestanden hätte? Wir sehen die Ueberreste aller der Landhäuser, der Brücken, der Lager, von welchen geschichtliche Nachrichten vorhanden sind, noch heutiges Tags; aber keine einzige Spur einer solchen ungeheuren Stadt. Gewiß würde kein solcher roher unscheinbarer Brückenbau den Anio entstellen, wenn Roms prächtige Bauten sich ringsumher erhoben hätten.

Jetzt wollen wir durch die Porta Salaria wieder nach Rom hinein, und durch die Weinpflanzungen und Gärten dieses Stadttheils nach dem Thor des heiligen Johannes vom Lateran hinüberreiten. Rechts und links begegnen wir zerstreut umher liegenden Ruinen, und unter ihnen befinden sich Wasserleitungen von deren Bogenwölbungen noch jetzt an manchen Stellen Wasser herabtröpfelt. Uns dem Thor des heiligen Johannes nähernd, sehen wir links ein kreisförmiges Gemäuer, die Ruinen des Amphitheaters für die Soldaten im Lager, wo Soldaten mit wilden Thieren kämpften. Das Aeußere dieser Mauer fällt außerhalb der Stadt mehr ins Auge, denn diese Mauer ist ebenfalls in die Stadtmauer mitaufgenommen worden.

Von dem ausgedehnten Palast und der großen Kirche des Laterans habe ich jetzt nichts Besonderes zu erwähnen, außer, daß seine imponirende Größe einen mächtigen Eindruck auf den Reisenden gleich beim ersten Ein-

tritt macht. Dagegen zieht uns der Anblick einiger Andächtigen vor der kleinen Kirche in der Nähe des erstern jetzt weit mehr an, und wir reiten näher hin; denn wundern muß es Sie, hier Männer und Frauen eine lange Reihe von rohen breiten Stufen auf den Knieen hinanrutschen zu sehen. Dieß geschieht aber, weil der Sage zufolge diese Treppenstufen ehemals zum Pallaste des Landpflegers Pilatus gehörten, und weil sie von Jerusalem hergebracht wurden; weil Jesus Christus dieselben hinabgestiegen sei, als er nach über ihm gefällten Todesurtheil zum Kreuze ging!

Vermuthlich wissen Sie auch, daß die Kirche San Giovani del Laterano die erste christliche Kirche der Welt gewesen ist, und daß der Pallast des Laterans lange Zeit durch seine Bullen und Concilien berühmt war. Die jetzigen Bauten des Laterans mögen ein funfhundertjähriges Alter haben: aber die Kirche hat ein so frisches Ansehen, als sei sie eben erst vollendet worden. Der Obelisk, den wir hier sehen, wurde im vierten Jahrhundert aus Thebais in Oberägypten nach Rom gebracht, und in dem großen Circus aufgestellt. Sixtus der Fünfte ließ ihn dort ausgraben und an dieser Stelle aufrichten.

Von hier wollen wir der Straße folgen, die nach dem Coliseum und nach dem Forum führt. Dieser ganze Stadttheil, mit Ausnahme einiger lückenhaften Bruchstücke von Vorstädten, sämmtlich innerhalb der Stadtmauer, ist mit Ruinen erfüllt, die mehr oder weniger

sehenswürdig sind. Hier drängen sich in der That die Gegenstände in solcher Menge und wirken durch das Hervorrufen mannigfacher Erinnerungen an längstverschollene Begebenheiten so mächtig auf das Gemüth, daß man fast überwältigt wird. Es erfordert einige Zeit sich zu sammeln, und erst die Gewöhnung an den Anblick so vieler Gegenstände macht es möglich, diese Gegend mit der nöthigen Ruhe zu durchstreifen und mit besonnener Aufmerksamkeit alles Einzelne zu betrachten, um nach Muße diese in so verschiednen Zeitaltern und unter so abweichenden Verhältnissen entstandenen Werke genauer zu unterscheiden und richtiger aufzufassen.

Ein gebildeter Schweizer, der sich jetzt ebenfalls hier aufhält und mich öfter auf meinen Morgenspazierritten begleitet, rief einmal gleichsam triumphirend aus: „Wenn Sie die Ueberreste des ehemaligen Roms einzeln durchforschen, so werden Sie finden, daß alle Werke der Ueppigkeit und Grausamkeit den Zeiten der Kaiser angehören; alle nützlichen und wohlthätigen Werke hingegen den Zeiten der Republik. Und überdieß sind es letztere allein, welche den Character der Unverwüstlichkeit an sich tragen.“ Wenn ich Manches bloß dem Eifer eines Republikaners einräume, so enthält doch dieser Ausspruch viel Wahres, wenn auch die Werke aus der Zeit der Republik, so fern sie meist der Luft weniger ausgesetzte Wasserbauten, Wasserleitungen u. s. w. waren, schon deßhalb dauerhafter sein mußten, als die spätern, dem Einfluß

der Witterung mehr ausgesetzten Bauten. Immer liegt aber ein unverkennbarer Vorzug in dem Umstande, daß jene wirklich den Eindruck des Gemeinnützigen und Wohlthätigen durch eine lange Reihe von Jahrhunderten bewahren, wogegen die Denkmale der Barbarei eitler Tempelpracht und blutiger Fechterspiele einen grellen Abstich machen.

Vom „Coliseum" mehr zu sagen, ist unnöthig ausser, welchen Eindruck es auf uns beide hervorbringen würde. Nicht, wie beim ersten Blick auf den Sanct Petersdom, konnte ich mich sogleich zurechtfinden; vielmehr bedurfte es einiger Zeit, bis ich die Ausdehnung dieses Werks völlig begriff. Wer hingegen gehörig vorbereitet hierher kommt, das Ganze dieses merkwürdigen Baues betrachtet und die Schönheiten seiner einzelnen Theile, die Trefflichkeit des Materials wie die vollständige Erhaltung der nördlichen Hälfte, wenigstens dem Aeüßern nach, bewundern muß, — dessen Einbildungskraft könnte nicht anders als eine der trägsten sein, wenn sie nicht weiter ginge und diese Bogenwölbungen und Durchgänge mit dem Gewühl der schaulustigen Menge jener Zeiten belebte und sich ein lebhaftes Bild von den Vorgängen entwürfe, die vor fast fünfhundert Jahren innerhalb dieser Mauern sich wiederholten. Dieser großartige Bau, großartig in seiner Ausdehnung, in seiner meisterhaften Ausführung, wenn auch nicht in seinen Zwecken, wurde im elften, zwölften und dreizehnten

Jahrhundert als ein fester Ort von den einander bekriegenden römischen Factionen verschiedentlich besetzt gehalten. Doch diese Periode, länger zwar als die Zeit, die seit den amerikanischen Ansiedelungen verflossen ist, kann nur als eine vorübergehende in der Geschichte dieses Riesenbaues gelten, wie dieß ein kurzer Rückblick zeigen wird. Vespasianus starb im Jahr 79, Titus im Jahr 81, und Domitian im Jahr 96. Der erste begann, der letztere endigte, wie man sagt, diesen ungeheuren Bau. Dreihundert Jahre lang diente er zu den Schauspielen der Gladiatoren, und bis um das Jahr 523 wurden noch Thierhetzen in demselben gehalten. Dann hören wir wohl fünfhundert Jahre lang fast nichts mehr von diesem Bau; wahrscheinlich war dieß Gebäude zu groß, um von denen, die damals die Trümmer des alten Roms bewohnten, zu öffentlichen Belustigungen benutzt zu werden. Dann folgten die bürgerlichen Unruhen, und fast drei Jahrhunderte verstrichen unter militärischer Besetzung. Im Jahr 1381, lesen wir, war es schon ziemlich arg verfallen, vorzüglich an der Seite nach Süden, und wurde damals zu einem Hospital benutzt. Nach diesen Zeiten fingen die Päpste und ihre Lieblinge an, dieses große Werk immer mehr zu zertrümmern und die Steine zu andern Bauten zu benutzen. Eine große Anzahl der weitläufigsten Palläste des neuen Roms sind sicherlich aus dem Material dieses einzigen Riesenwerks hervorgegangen, insbesondere gilt dieß vom Farnesischen Pallast.

Auch der Quai der Ripetta, des Havens der Stadt, ist durch die Plünderung dieser klassischen Steingrube bereichert worden. Erst seit wenigen Jahren, — nicht völlig dreißig Jahre sind es, wie ich glaube, — hat man einige und zwar ernsthafte Maßregeln ergriffen, um wenigstens das zu erhalten, was noch vorhanden ist, und es gereicht der päpstlichen Regierung wirklich zur Ehre, daß sie hinreichend wirksame Maßregeln ergriffen hat, um eines bleibenden Erfolgs gewiß zu sein. Die Mauern selbst scheinen nichts weiter zu erfordern, als daß sie vor vorsätzlicher Zertrümmerung bewahrt werden; denn an sich scheinen sie der vernichtenden Gewalt der Zeit und der Verwitterung zu trotzen. Weil aber eine Möglichkeit allmähligen Einstürzens an den bereits abgeräumten Enden der äußern Einfassung vorauszusehen war, so sind zum Schutz dieser Stellen außerordentliche Backsteinmassen aufgemauert worden, und dieses in einer Bauart, von welcher man in diesen und ähnlichen Werken ihres Gleichen nur in Italien finden möchte.

Dieses Gebäude hatte **1641** Fuß im Umfange, wenn wir Vasi glauben wollen, welcher über diese Gegenstände in französischer Sprache schrieb; und wenn er französische Fuß gemeint hat, so beträgt solches etwas mehr als **1700** Fuß nach unserm Maß, also nahe eine Drittel- (englische) Meile. Die Höhe desselben beträgt **153** Fuß, die ziemlich der Höhe eines gewöhnlichen amerikanischen Kirchthurms, selbst in den Städten, gleichkommt. Aus die-

sen wenigen faktischen Angaben können Sie schon einigermaßen sich eine Vorstellung von der ungeheuern Größe dieses Baues entwerfen; denn diese Höhe war rund umher überall dieselbe. Um den Fuß des Baues hatte sich nach und nach eine Erdschicht von mehren Fuß tief angehäuft; diese ist weggeschafft worden, und eine kleine Strecke seitab von dem Gebäude ist eine Mauer aufgeführt, und von dieser Seite her kann man das Coliseum noch ziemlich in demselben Zustande betrachten, wie es zu Nero's Zeiten bestanden hat. Die „Arena" hatte meinem erwähnten Gewährsmann zufolge, eine Länge von **285** Fuß und eine Breite von **182**. Diese Arena ist jetzt von vierzehn kleinen Kapellen eingefaßt, welche zur Ehre der Christen erbaut worden sind, welche hier, wie man sagt, hingeopfert wurden. Das Innere der Arena ist jetzt nichts weiter als ein schauerlicher Trümmerhaufen.

Ich kenne nichts Aehnliches in dieser Art, welches einen ebenso mächtigen Eindruck von der Beharrlichkeit und Thatkraft, wie von der Prachtliebe und Ueppigkeit der Römer hervorbringen könnte, als wie dieses Coliseum. In einer unglaublich kurzen Zeit ist es erbaut worden, und in einer Festigkeit, welche dem zerstörenden Einfluß von Kriegen widerstand, keinem Erdbeben wich, der Zeit trotzte, und selbst der absichtlichen Zerstörung der Menschen lange genug entgegenkämpfte, und immer noch steht es, als eines der imposantesten Bauten, unter deren Wucht die Erde zu ächzen scheint, in mancher

Rücksicht das imposanteste Werk unter allen. — Die Ungewißheit, welche über der Geschichte der Pyramiden schwebt, nimmt diesen freilich weit älteren Werken einen großen Theil unsers Interesses; das Coliseum ist uns aber nicht weniger bekannt während der langen Zeit von fast achtzehn Jahrhunderten, als wir mit „Drury-lane" oder dem „Theater français" bekannt sind.

Da weitläufige alterthumskundige Nachforschungen nicht unsere Sache sind, so wollen wir in der Richtung nach dem Forum weiter und zusehen, wie Alles dort anjetzt beschaffen ist. Die Richtung der „Via Sacra" ist bekannt genug. Sie begann beim Coliseum, ging neben, wo nicht unter dem Triumphbogen von Titus vorbei, der noch jetzt steht, und durch eine Reihe von Tempeln, von denen ebenfalls noch eine bedeutende Anzahl Ruinen vorhanden ist, lief sie unter dem Triumphbogen von Septimus Severus weiter, der auch noch steht, und dann aufwärts nach dem Capitolinischen Hügel, wie man gewöhnlich annimmt, jene sogenannten „heiligen Stufen" hinan.

Der offene Platz, welchen man gewöhnlich als das ehemalige „Forum Romanum" bezeichnet, hat ungefähr die Form zweier rechtwinklig verbundner ungleichseitiger Rechtecke. Der eine dieser zweien Plätze liegt zwischen dem Capitolinischen und dem Palatinischen Hügel; der andere nimmt den Raum vom Triumphbogen des Kaisers Titus bis zum Capitolinischen Berg ein. Von dieen beiden Hügeln hat keiner eine beträchtliche Größe

oder Höhe; der Capitolinische hat am Fuß einen Umfang von ungefähr zwei Drittheil Meilen, und der Palatinische noch etwas weniger. Da ihre Abhänge ziemlich steil sind, so ist die Oberfläche ihrer Gipfel fast eben so lang als breit. Ich schätze die jetzige Höhe des Capitolinischen Hügels auf ungefähr fünfzig Fuß über der Ebene der umgebenden Straßen, doch ist er an einer Stelle etwas höher. Die Straßen selbst liegen aber gegenwärtig höher, als vormals, welches daraus erhellt, daß man die Grundmauern alter Gebäude ziemlich tief unter dem Pflaster gefunden hat. Der andere Hügel hat fast dieselbe Höhe, oder ist selbst noch etwas höher. Der Fuß beider Anhöhen ist merklich verändert.

Der Mons Palatinus, die eigentliche Wiege Roms, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, nimmt unsre Aufmerksamkeit zuerst in Anspruch. Wir sehen ihn, da wir uns durch die Via Sacra dem Forum nähern, links liegen. Seine Oberfläche bietet jetzt ein verwirrtes Durcheinander dar von Ruinen, Gärten, Weinbergen und Landhäusern im neuern Geschmack. Der vorherrschende Charakter dieses Anblicks ist aber der eines wirren Haufens von Ruinen. Eine geraume Zeit während der Regierung der ersten Könige reichte der Raum auf demselben nicht allein zur Wohnung der Könige hin, sondern er war groß genug, um das ganze Rom aufzunehmen. Die Alterthumsforscher behaupten, ich weiß nicht auf wessen Auctorität, wenn es nicht die des Livius allein ist, die

verschiedenen Stellen, wo die ersten Könige wohnten, genau angeben zu können. Mit der Zeit war später dieser Berg viel zu klein, um die Wohnung eines einzigen Herrschers zu fassen. Früher war indessen der Palatinische Hügel wirklich von größerem Umfange, wie sich schon daraus schließen läßt, daß das östliche Ende desselben augenscheinlich abgegraben worden ist. So soll das Haus von Ancus Martius auf dem höchsten Punkt der Via Sacra gestanden haben. Hiernach müßte dieser Hügel ehemals sich bis dorthin ausgedehnt haben, wo jetzt der Venustempel und Rom sich befinden. Auf diesem Hügel wohnten bekanntlich die Gracchen, Cicero, Catilina, Marcus Antonius, Catullus, Octavius und viele andere geschichtlich berühmte Männer. Nach dem Umsturz der Republik fiel aber der ganze Hügel den Kaisern zu. Zu Caligula's Zeiten hatte der kaiserliche Pallast eine Fronte nach dem Forum mit einer prachtvollen Säulenreihe und einer Vorhalle. Eine von marmornen Pfeilern getragene Brücke führte über dem Forum weg nach dem Capitolinischen Hügel. Hierin zeigt sich auf eine auffallende Weise, welche überraschend schnelle Fortschritte die Prachtliebe unter Alleinherrschern zu machen pflegt. Augustus wohnte noch ganz bescheiden in einem Gebäude, das immer noch ein Haus genannt werden konnte; Tiberius, sein Nachfolger, erweiterte dasselbe, bis es einigermaßen ein Pallast wurde; Caligula, nicht zufrieden mit dem Palatinischen, bahnte sich einen Weg nach dem Capitolinischen

Hügel hinüber; Claudius freilich verwarf diesen Plan und ließ sogar die Brücke wieder abbrechen; aber unter Nero dehnte der kaiserliche Pallast sich zu einem ungeheuern Umfang aus.

Der erste Pallast Nero's muß, den vorhandenen Angaben zufolge, den ganzen Palatinischen Hügel eingenommen haben, etwa einige Tempel ausgenommen, sodann die Umgebung des Coliseums, an dessen Stelle früher ein Teich war, und überdieß alles Land bis zum Esquilinischen Hügel, oder gar bis an den Rand des Mons Quirinalis, in einer Ausdehnung von mehr als einer römischen Meile Weges. So besaß er allein die ganze Mitte der Stadt, wenn auch ein Theil dieses Raums nicht durchaus von Gebäuden, sondern auch von Gärten und andern prächtigen Anlagen erfüllt war. Nachdem dieser Pallast durch den bekannten großen Brand zerstört worden war, zog er sich wieder auf den Mons palatinus zurück, stellte die Wohnung des Kaisers Augustus wieder her, und baute seinen frühern Pallast mit solcher Pracht wieder auf, daß der neue Pallast den Namen des „goldenen Hauses" erhielt. Dieses Gebäude dehnte sich ebenfalls bis zum Esquilinischen Hügel aus, ist aber nie völlig ausgebaut worden.

Vespasianus und Titus, weit mäßiger in ihren Ansprüchen, als die Nachkommen Cäsars, ließen alle neuen Nebenbauten des Pallastes niederreißen, und das Coliseum und die Bäder, welche den Namen des letztern

führen, an deren Stelle aufführen. Diese Kaiser waren erwählte Herrscher, und sie fanden es nöthig, sich nach dem Geschmack der Nation zu richten und zugleich das öffentliche Wohl nicht aus den Augen zu verlieren. So finden wir also die Ueberreste von zweien der größten Bauten, die es in der Welt gibt, auf demselben Boden, den ehemals der Pallast der Cäsaren allein einnahm, und auf welchem sie jetzt nur als einzelne Punkte sich darstellen. Von jener Zeit an beschränkten sich die folgenden Kaiser auf den Palatinischen Berg, und auch diese noch hinreichend ausgedehnte Prachtwohnung sank immer mehr von ihrem frühern Glanze zur Unbedeutendheit herab. Man behauptet, daß der allmählig auf geringern Umfang beschränkte Pallast noch in ziemlicher Ausdehnung im achten Jahrhunderte bestand, und daß er selbst im siebenten Jahrhunderte noch bewohnt worden sei.

Von dem alten Pallaste ist wenig mehr übrig, als die gewölbten Gemächer der Grundmauern. Auch vermuthet man, daß noch die eine oder die andere Halle des Hauptgeschosses zum Theil sich erhalten habe; doch da fast Alles verschwunden ist bis auf die Backsteintrümmer, so geben sie keine deutliche Vorstellung von dem, was sie eigentlich waren. Ueber das, was diese Trümmer im Einzelnen vorstellen, können daher nur vage Vermuthungen bestehen, aber keine wahrscheinliche Folgerungen gemacht werden. Ich will keinesweges jedoch die Möglichkeit durchaus bestreiten, daß man durch mühsame For-

schungen und ausdauernden Fleiß dahin gelangen könne, einige bestimmtere Aufschlüsse über manche Oertlichkeiten zu erhalten; allein wenige Dinge bieten mit Rücksicht auf ihre ursprüngliche Wichtigkeit der sinnlichen Anschauung so wenig Interessantes dar, als eben die Ruinen auf dem Palatinischen Hügel. Diese Ruinen haben ein verworrenes Ansehen, und ihr Studium muß daher äußerst schwierig und selbst verwirrend sein. Gewiß fühlt man sich auch bei dem Anblick dieser Trümmer innig bewegt; doch wer nicht wirklich ein Alterthumsforscher von Fach ist, wird sicher mit mehr Theilnahme sich nach dem Coliseum und nach andern merkwürdigen Gegenständen hinwenden, als nach den entstellenden und verworrenen Massen aus Backsteinen, die hier übereinander und durcheinander liegen.

An der Stelle, wo ehmals das Haus des Kaisers Augustus stand, steht jetzt eine Villa, die einem Engländer gehört. Dieses Haus ist hübsch angelegt und mag in mancher Hinsicht ein wünschenswerther Aufenthalt sein; aber eine solche Stelle vorzugsweise zu wählen, verräth meiner Meinung nach weder wahres Gefühl noch guten Geschmack. Denn muß man nicht wünschen, daß jede Spur von Dingen, die störend an die jetzige Zeit erinnern, aus solchen klassischen Umgebungen für immer fern bleibe? und gehört nicht eine Art von dickhäutiger Unempfindlichkeit dazu, sich den versengenden Strahlen einer solchen Sonnennähe auszusetzen?

Sie wissen, daß das Forum zur Zeit des Romulus und Tatius, wo ein Hügel noch ein Grundgebiet eines ganzen Volks ausmachte, ein Marktplatz war, um den Verkehr zwischen den Römern und Sabinern zu erleichtern, die öfter feindlich einander gegenüberstanden. Hier begegneten beide Völkerschaften einander im freundnachbarlichen Verkehr. Später gab es mehr als ein Forum; es waren gemeinschaftliche Versammlungsplätze, wo öffentliche Angelegenheiten und auch Privatgeschäfte betrieben wurden; man kennt noch größtentheils die Lage dieser Märkte; aber dieß blieb vorzugsweise das Forum Romanum oder das Forum überhaupt. Dieser Marktplatz und Versammlungsort hat in seinem frühern Zustande sich ziemlich bis in's siebente Jahrhundert erhalten, so daß er noch manchen Denkmälern zugänglich blieb; doch von jener Zeit an bis im Anfang des jetzigen Jahrhunderts sank er immer mehr zur Unbedeutendheit herab und wurde endlich ganz verödet. Die ärgste Verheerung richtete um das Jahr 1000 Robert Guiscard hier an, der diesen Theil von Rom verbrannte und verwüstete, zum großen Aerger aller Reisenden, denen er den Anblick so vieles Herrlichen für immer verdorben hat.

Viele Jahrhunderte hindurch pflegten die Bewohner des spätern Roms hier allen Schutt aufzuhäufen, wodurch der Boden des ehmaligen Forum bis zur jetzigen Höhe gewachsen ist. Hierzu kommt noch die unvermeidliche Anhäufung von Bauschutt durch die immer mehr zer-

fallenden Trümmer; denn andere Gegenden Roms zeigen uns deutlich, daß nicht bloß der Boden des Forums auf solche Weise erhöht worden ist. So werden Sie sich kaum darüber verwundern, wenn Sie hören, daß man beim Aufgraben und Abräumen mancher noch gut erhaltenen Alterthümer das Pflaster des alten Forums und die Grundlage der Bauten erst in einer Tiefe, die von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß wechselt, wieder aufgefunden hat!

Ehmals soll das Forum von einer doppelten, in zwei Stockwerken über einander aufgeführten Säulenreihe umgeben gewesen sein; der Anblick einer solchen Colonnade mag in Form und Einrichtung einige Aehnlichkeit mit dem Palais Royal in Paris gehabt haben. Die „Curia", die Versammlungshalle der Senatoren, befand sich unterhalb des Pallastes, und das „Comitium", der Ort, wo die aus dem Volke Versammelten sich einfanden, war weiter unten in der Nähe der Curia. Da nun über beiden die Kaiser wohnten, so war solches eine treffende Versinnlichung jener erhabenen Mystification, welche die Welt so lange Zeit verblendet und belustigt hat, und welche in der so häufig mißverstandenen und noch häufiger mißbrauchten Benennung der „drei Stände" sich fortdauernd erhält. Ich möchte wohl wissen, ob in Rom, wenn Nero hätte sagen wollen, diese oder jene sollen meine Minister sein, dem Senat irgend jemals einfallen konnte, Nein dazu zu sagen!

Der Triumphbogen von Septimius Severus ist noch vorhanden, und ich möchte sagen, noch ganz vollständig erhalten. Er steht am Fuß des Capitolinischen Bergs, seine Basis ist ausgegraben und, wie jetzt gewöhnlich, durch eine Mauer vor Beschädigung geschützt. Hier hatte man nicht nöthig, so tief zu graben. Der Bogen selbst wurde im Anfang des zweiten Jahrhunderts erbaut.

Nicht weit von diesem Triumphbogen stand bis zum Jahr 1813 eine einzelne Säule fast bis zur Hälfte des Schaftes in Trümmern und Schutt begraben, doch das Kapital derselben war noch völlig erhalten. Man glaubte damals, diese Säule gehöre irgend einem zerstörten Tempel, und wenn auch nicht einem Tempel, doch dem Brückenbau, den Caligula ehmals über das Forum vom Palatinischen bis zum Capitolinischen Hügel hatte bauen lassen. Als man aber im Jahre 1813 endlich den Schutt aufräumte, fand man, daß diese Säule auf einem Fußgestelle stand, und ersah aus einer an demselben befindlichen Inschrift, daß diese Säule weit später und zwar erst um das Jahr 608 dem Kaiser Phokas zu Ehren errichtet worden war. Ich halte sie für das letzte Denkmal der Art, welches auf dem Forum errichtet worden ist. Die Säule soll indessen an sich selbst weit älter sein, und ist vielleicht aus irgend einem ältern zerstörten Tempel zu diesem besondern Zweck verwendet worden. Sie hätte übrigens eben so gut einer der Brückenpfeiler Caligula's sein können. Es hat beinah das Ansehen, als

sei der Name Phokas theilweise nach seinem Fall aus der Inschrift ausgelöscht worden; und dieser Umstand ist ein neuer Beweis, daß die Menschen unter ähnlichen Verhältnissen immer dieselben neidischen und steinverderbenden Neigungen haben.

Auf und bei dem Forum befinden sich viele andere Ueberreste, welche weit interessanter sind, als die von mir angeführten; ich habe aber letztere bloß deßhalb erwähnt, um Ihnen eine möglichst deutliche Vorstellung von Rom zu geben, wie es gegenwärtig ist, nicht aber um mich Ihnen als einen Alterthumsforscher zu zeigen. Sie wissen, daß ich in diesem Fache nicht bewandert bin. Daher betrachte ich auch die meisten dieser Bauüberreste nicht wie Gegenstände, welche wirklich die Erwartungen derer, die solche bewundern, durchaus zu befriedigen vermöchten, wovon ich jedoch das Coliseum ausnehme, und ich könnte vielleicht hinzufügen, die Ruinen des Palatinischen Hügels ebenfalls, sofern wir aus diesen ein Bild von der ungeheuern Ausdehnung jener prachtvollen Pallastbauten entwerfen können.

Einen steilen Abhang hinan führt uns ein Weg zum Gipfel oder vielmehr zum mittlern Raum oben auf dem Capitolinischen Hügel; denn an beiden Seiten ist die Oberfläche etwas höher. Die ganze obere Fläche des Hügels hat manche Veränderungen erlitten; doch ist es nicht durchaus schwer, die Stellen auszumitteln, auf welchen ehmals die einzelnen wichtigeren Gebäude standen.

Das Capitol der Stadt Rom und das Capitol der Stadt Washington sind und waren beide so durchaus von einander verschieden, als die Länder, welchen sie angehören. Ersteres war anfänglich eine Stadtgemeinde, dann eine Festung oder Veste und endlich wurde es ein Sammelplatz verschiedener Dinge, welchen man einen hohen Werth beilegte und die in nächster Beziehung zu feierlichen Religionsgebräuchen standen. Wenn wirklich ein einzelner Bau den Namen des Capitoliums führte, so konnte es höchstens der Tempel des Jupiter Capitolinus sein, welcher nicht als besonders groß, dagegen als äußerst prächtig geschildert wird; als Gebäude war er nicht groß, aber wohl als Tempel; denn nur wenige Tempel der Römer scheinen von bedeutendem Umfang gewesen zu sein. Der Senat versammelte sich in der Curia, und diese befand sich, wie Sie sich erinnern werden, auf dem Forum und stand durchaus in keiner Beziehung mit dem Capitol.

Die Gebäude, welche heutiges Tages unter dem Namen des Capitols bekannt sind, befinden sich mitten auf dem Berge, und ihre Vorderseite sieht nordwärts. Es sind drei für sich allein bestehende Gebäude, welche drei Seiten eines Vierecks einnehmen, und zu welchen eine prächtige Folge von Stufen an der Fronte hinanführt. Der Mittelbau enthält Gefängnisse und Geschäftszimmer; die beiden andern sind mit Kunstwerken aller Art angefüllt. Die berühmte Statüe des Marcus Aurelius, die einzige eherne Bildsäule zu Pferde aus Roms

alter Zeit, die noch übrig ist, steht in dem Mittelpunkt des Raums. Wenn auch das Pferd nach unsern amerikanischen Vorstellungen plump und schwerfällig sich ausnimmt, so ist es doch ein vorzügliches Kunstwerk. Die gefällige Form und der lebendige Ausdruck übertrifft alle Beschreibung. In beider Rücksicht kann man dieses Werk ein Musterbild von Allem nennen, was in dieser Art sonst irgendwo vorhanden ist. Der Künstler mag vielleicht in irgend einem andern Kunstwerk ein Vorbild vor Augen gehabt haben; aber ich bin gewiß, daß dieses Meisterwerk Allem, was in neuerer Zeit in dieser Weise ausgeführt worden ist, zum Muster gedient hat. Der Pallast des heutigen römischen Senats, das Mittelgebäude des modernen Capitols, von welchem wir den Namen und den Gebrauch unsers Capitols entlehnt haben, ist nicht gar alt und steht auf den Grundmauern des alten Tabulariums, ein Gebäude, das die römischen Gesetzestafeln, die Staatsurkunden u. s. w. enthielt. Dieses Gebäude war ehmals eine Art Veste und erhielt den Namen des Capitols von nichts Anderm, als von seiner Lage auf dem Capitolinischen Berg.

Wir haben unsere legislativen Bauten mit diesem Namen bezeichnet, wie ich glaube, aus einer mißverstandenen Ansicht von der Bestimmung des römischen Capitols. Dieß mag nun dahingestellt sein; die Römer aber nannten ihren Hügel deßhalb so, weil sie ein menschliches Haupt in demselben begraben gefunden hatten, und es

wäre vielleicht gut gewesen, wenn wir zuvor abgewartet hätten, ob sich bei uns auch etwas kopfähnliches blicken ließe, ehe wir unsre öffentlichen Gebäude so prahlerisch benannt hätten. Doch guter Geschmack in der Benennung von Gegenständen ist nicht grade die Eigenschaft, worin wir uns auszeichnen. Uebrigens ist im amerikanischen Capitol schon manches leere Haupt bestattet worden.

Wir können uns nicht dabei aufhalten, alle interessanten Gegenstände auf einmal zu durchmustern, die aus dem alten Rom in solcher überwältigenden Wirkung uns umdrängen, alle einzelnen Forschungen wollen wir den Reisebeschreibern von Fach überlassen; wir steigen daher den Capitolinischen Hügel auf der sich abwärts windenden Straße von der großen Treppe her wieder hinab, und vom Fuße des Bergs reiten wir durch mehre enge Straßen weiter; denn hier beginnt ernstlich das neuere Rom, und wenn wir hierauf das Ende des Corso durchschneiden, so empfängt uns ein großer offener Raum rings von Häusern umgeben, und eine Straße zieht sich hier längs einem in der Mitte tiefer liegenden Platz. Diese Fläche liegt nämlich mehre Fuß niedriger, als die Oberfläche der benachbarten Straßen, ist gepflastert und enthält eine Menge abgebrochener Säulen anderer zerstreut umherliegender Bruchstücke; eine noch vollständig erhaltene, schöne hohe Säule steht am einen Ende; — dieß ist das „Forum Trajan's".

Bis zum Jahr 1812 war dieser Platz mit Häusern

bedeckt. Zwischen diesen stieg jene herrliche Säule empor, halb von den Häusern versteckt und zum Theil im Schutt begraben. Die Säule ist 132 Fuß hoch, und auf ihrer Spitze stand eine Bildsäule des Kaisers, welche indessen nicht mehr vorhanden ist, und durch eine Statüe des heiligen Petrus ersetzt worden ist. Diese Säule ist äußerlich mit Basreliefs geschmückt, die in Marmor ausgeführt sind und Scenen aus den Dacischen Kriegen darstellen. Diese Säule hat jener auf dem Vendômeplatz in Paris zum Muster gedient. Im Innern befindet sich eine Treppe, und bis zur genannten Zeit pflegten alle, welche außerhalb hinanstiegen, um die Säule näher zu betrachten, innerhalb derselben, wie in einem Brunnen wieder hinunter zu steigen.

Diese Säule ist mit Recht berühmt geworden. Vorzüglich sehenswürdig sind ihre Basreliefs, die ungeheure Mühe und Arbeit erfordert haben mögen; denn sie enthalten mehr als zweitausend Figuren außer den Waffenabbildungen. Dieses Forum war das größte in Rom; seine Länge soll ehmals nahe an 2000 Fuß und seine Breite über 600 Fuß betragen haben. Dieß ist indessen mehr, als durch das Abräumen jetzt vor Augen liegt, weit mehr als man mit Wahrscheinlichkeit die ehmalige Größe desselben schätzen kann. Im Jahr 1812 wurde die Säule Trajan's bis zur Grundlage aufgedeckt, wo sich eine Thüre fand, die in's Innere führt; ebenso wurde das Forum selbst größtentheils bis auf seine ehma-

lige Tiefe abgeräumt und, wie gewöhnlich, mit einer Mauer umgeben. Hier brauchte man nicht so tief wie auf dem großen Forum zu graben; denn das Pflaster des Forum Trajan's lag nur etwa acht bis zehn Fuß niedriger als das Straßenpflaster in der Stadt.

Jetzt wenden wir wieder nach dem Corso um und wollen für's Erste diese Hauptstraße Roms entlang weiter reiten. Es ist wahrscheinlich, daß die Via Flaminia ehmals grade nach dem Tempel des Jupiter oder dem sogenannten Capitolium hinanführte; allein die Art, wie diese schöne Straße in neuerer Zeit endigt, ist der Straße selbst unwürdig. Wie der Rhein bei Leyden, verliert sie sich in eine Menge schmaler, gedrängter, winkliger Gassen hinein.

Indem wir diese Straße zwischen Reihen von Palästen weiter verfolgen, kommen wir auf die „Piazza Colonna", wo wir die Säule antreffen, welche gewöhnlich die Säule Antonin's genannt wird. Sie ist höher und von größerm Umfang, auch ein Jahrhundert später errichtet worden, als die Säule Trajan's, kommt ihr aber ihrer schönen, kunstvollen Ausführung durchaus nicht gleich. Diese Säule scheint noch ebenso dazustehen, wie sie aufgerichtet wurde, und auf gleicher Erhebung des Bodens; wir hören aber, daß dieß bloß eine Täuschung ist, da das jetzt vorhandene Piedestal nur ein theilweises Substitut des wahren ist, welches noch etwa elf Fuß tief unter dem durch Schuttanhäufung erhöheten Boden

begraben ist. Selbst die Inschrift, die nur erst drittehalb Jahrhunderte alt ist, oder ungefähr so alt, als wir selbst als Nation, wird für unrichtig gehalten; denn sie schreibt die Entstehung dieser Säule dem Marcus Antoninus zu, der solche seinem Schwiegervater Antonius Pius habe errichten lassen; während es doch factisch gewiß ist, daß der Senat diese Säule dem Marcus Aurelius Antoninus zum Denkmal seiner in Deutschland errungenen Siege habe errichten lassen.

Die Palläste, welche diesen Platz umgeben, gehören den mächtigen und einflußreichen Familien der Piombino, Chighi und andern mehr. Sie haben dreizehn oder fünfzehn Fenster in einer Fronte und überdieß schließen sie weite Hofräume ein. Der öffentliche Platz in der Nähe mit einer unebenen Anhöhe und einem Obelisk wird die Piazza „Citorio" geheißen. Die Anhöhe ist aus Trümmern und Bauschutt eines Amphitheaters entstanden. Der Obelisk wurde auf Befehl des Kaisers Augustus aus Aegypten hergebracht; Plinius schreibt ihn dem Sesostris zu! Er wurde auf dem Campus Martius aufgestellt, und dort im Jahre 1748 wieder aufgefunden.

Jetzt wollen wir uns eine kurze Strecke weit durch eine enge, winklige Gasse durchdrängen, worauf wir zu einem andern Platze gelangen, der einen durchaus verschiedenen Anblick darbietet. Hier wird wirklich Markt gehalten, es sieht hier nicht sonderlich sauber aus; wir finden weiter nichts Anziehendes, wenn auch ein Obelisk

in der Mitte desselben steht. Doch ein nochmaliger Ueberblick zeigt uns der Stelle, wo wir herkamen, gerade gegenüber ein Gebäude, das eine fremdartige Mischung von Schön und Häßlich darstellt. Es ist im Umfange rund, nur verhindern die in der Nähe stehenden Gebäude, daß man dieses sogleich gewahr wird. Wir fanden eine prächtige Vorhalle mit einer schönen Säulenreihe; doch die paukenförmige Wölbung preßt etwas zu schwerfällig herab. Zwei kleine Glockenstühle sehn etwas albern wie zwei Eselsohren zu beiden Seiten der Vorhalle nieder; wer sie erblickt, den wandelt ein Lächeln an, und man möchte fragen, warum derjenige, der sie ersonnen hat, nicht lieber sein eignes Haupt damit schmückte. Unterdessen lesen wir die Inschrift am Karnies und staunen, mit großen Buchstaben steht da: M. AGRIPPA. L. F. CONSUL. TERTIUM. FECIT. (Marcus Agrippa, des Lucius Agrippa Sohn, in seinem dritten Consulate, hat diesen Bau aufgeführt.) Dieß ist demnach das Pantheon!

Wohl eben so sehr wie ich, werden Sie sich beim Anblick dieses berühmten Gebäudes in Ihrer Erwartung getäuscht finden. Ich bin gewiß, daß dieser Bau Ihnen viel zu niedrig, die Umgebungen des Platzes eines solchen Tempels unwürdig, die Nähe so vieler Häuser dicht um denselben widerwärtig störend, die Länge der Ohren abscheulich dünken wird, und daß die Schwerfälligkeit dieses in römischer Bauart ausgeführten Gesimses Ihnen

nur wie ein erbärmliches Zerrbild der Anmuth und Zierlichkeit griechischen Styls bei solcher Anordnung erscheinen muß. Manche behaupten, daß der Hauptbau und dieser Porticus nicht derselben Zeit angehören können. Die Inschrift redet indessen für sich selbst, und es läßt sich daher nicht bezweifeln, daß die Vorhalle um das Jahr 727 nach Roms Erbauung, also kaum 27 Jahr vor Christi Geburt erbaut worden ist.

Treten wir hinein, so ist es kaum anders möglich, als daß uns der Eindruck dieses einfach schönen und ruhig erhabenen Anblicks angenehm überrascht. Dieser weite gewölbte Rundbau aus massivem Gestein, durchaus einfach, ohne Bodengesims, bloß durch eine anmuthige Oeffnung von oben herab erleuchtet, welche den Aufblick zum weiten Himmelsraum gestattet, bringt eine so ganz von Allem sonst unterschiedene Wirkung hervor, macht einen so befriedigenden, ich möchte sagen, erhebenden, wahrhaft erbauenden Eindruck, daß man das Störende und Entstellende des äußern Anblicks völlig vergißt. Die diesem Bau zu Grunde liegende Idee ist vielleicht das Erhabenste, was die Baukunst irgend aufzuweisen hat. Die obere Oeffnung bildet nämlich einen kreisförmigen Rand in der Mitte des Gewölbes und läßt hinreichendes Licht ein, so daß das Auge, nachdem es staunend die weite Wölbung überblickt hat, unwillkürlich die Oeffnung aufsucht und hier vom erhebenden Anblick der ruhigen Bläue des unendlichen Raumes sich angezogen

fühlt. Hier drängt der sinnvolle Plan des Baukünstlers zur innern Anschauung des Naturganzen und eröffnet dem weiten Umblick des leiblichen Auges die unermeßlichen Räume der Allmacht, Herrlichkeit und Vollkommenheit. Das schönste Prototyp des Unwandelbaren und Ewigen bleibt immerdar der endlose Himmelsraum.

Die gewöhnliche Meinung, daß dieser Bau allen Göttern gewesen sei, ist irrig. Weit erbaulicher erscheint die Ansicht, daß dieser Tempel nur wenigen Gottheiten geheiligt war, in welchen alle oder doch die meisten Eigenschaften des Göttlichen sich vereinigten. Hierbei wird freilich die noch gar nicht entschiedene Annahme als richtig vorausgesetzt, daß wirklich sämmtliche Gottheiten der Alten nur ebenso viele personificirte Versinnlichungen einzelner Eigenschaften des göttlichen Wesens darstellten, und daß mithin die gemeinschaftliche Verehrung aller oder mehrer ein Versuch zur Versinnlichung der Einheit des allumfassenden und allbeglückenden Wesens war. Die Nischen dieses Rundbaues sind nicht zahlreich genug, um eine bedeutende Menge von Götterbildern zu fassen, und es läßt sich kaum denken, daß hier jemals auch nur die kleinere Hälfte der Bildnisse aller Gottheiten des Alterthums beisammen gewesen wäre.

Eins der auffallendsten Mißverhältnisse im Aeußern dieses Gebäudes, darf man indessen nicht dem Bauplan zuschreiben. Sein jetziger Anblick macht wegen der geringen Höhe zwar einen der Größe des Hauptgebäudes nach-

theiligen Eindruck; doch ist es gewiß, daß ehemals acht Stufen zum Portal hinanführten, wo man jetzt nur zwei zu Gesicht bekommt. Der Durchmesser der Rotunde mißt 132 römische Fuß; und dieses ist das Gebäude, von welchem Michel Angelo sich rühmte, er wolle solches in die Lüfte emporheben zu einer Kuppel für den Sankt Peters-Dom. Was er dort aufgebaut hat, zeigt wirklich manche Aehnlichkeit mit diesem Bau.

Seit dem Jahr 608 war das Pantheon wirklich ein christlicher Tempel geworden. Darauf fehlt es lange Zeit hindurch an allen Nachrichten über dieß Gebäude; doch läßt sich beinah mit Sicherheit annehmen, daß es seit dem genannten Jahre ganz in demselben Zustande verblieben ist, in dem wir es jetzt vor Augen haben. Eine Zeitlang stand der päpstliche Pallast ganz in der Nähe dieses Tempels und damals diente derselbe als Privatkapelle.

Jetzt wollen wir aber nicht in den Corso zurück, sondern durch das Gewirre von engen Gassen uns durchzudrängen versuchen, und durch die Via Ripetta nach Hause zurückkehren. Der weitläufige Pallast, an dem wir am Flusse vorbeikommen, der in seinem Umfange fast wie ein Flügelclavichord gestaltet, ist der Pallast der Familie Borghese; jetzt wird er von dem Prinzen Aldobrandini, dem Bruder von Don Camillo bewohnt, welcher mit einer Schwester Napoleons verheirathet ist. Es ist ein ausgedehntes Gebäude mit mehren Höfen im

Innern, und werth von einem gekrönten Haupte besessen zu werden. Jetzt ist es indessen keinesweges das vorzüglichste Gebäude der Art in Rom; wer aber noch nie im heutigen Rom war oder überhaupt noch nicht in Italien gewesen ist, kann sich gar keine Vorstellung von solchen prachtvollen Wohngebäuden machen, wie man sie hier kennen lernt.

Vierundzwanzigster Brief.

Lebensweise der Römer. — Fälschlich gerügte Unreinlichkeit der Wohnungen. — Der Palazzo Borghese. — Gesellige Verhältnisse. — Cicisbeat. — Römische Frauen. — Höhere und niedere Stände in Italien. — Abneigung gegen die Engländer. — Hoffnungen auf vermehrten Einfluß des römischen Clerus in Amerika. — Abnahme des frömmelnden Wesens. — Schonungsloses Benehmen von Protestanten während der Kirchenmusik im Sanct Peters-Dom. — Verhöhnendes Benehmen der Bedienten eines Kardinals während des Gottesdienstes. — Prachtvoller Kirchenbaustyl. — Die Kuppel der Sanct Peterskirche. — Der Lateran. — Der Vatican. — Frescomalereien von Raphael. — Berühmte Gemälde. — Bildhauerarbeiten. — Der Apollo und der Laocoon. — Frescomalerei von Michael Angelo.

Der Schluß meines vorigen Briefs erinnert mich daran, daß ich nicht unterlassen darf, Ihnen einige Bemerkungen über die Lebensweise der Römer mitzutheilen. Nichts hat mich nämlich mehr gewundert, als die wiederholten Ausfälle in englischen Reisebeschreibun-

gen über Schmutz, Unsauberkeit und andere widerwärtige Dinge, die in den prächtigen Wohnungen und in der Lebensweise der Römer überhaupt anekelten. Im Ganzen sind die Engländer nur zu oft ungerecht in ihren Urtheilen über die Sitten und Gewohnheiten anderer Völker gewesen; wiewohl sie seit einiger Zeit in ihren Vorurtheilen etwas nachlassen und allmählig anfangen, die Gewöhnungen anderer Völker richtiger aufzufassen. Weder die Italiener noch irgend eine andere Nation auf dem europäischen Festlande, so viel gebe ich zu, hält die übertriebene Nettigkeit und Sauberkeit der Engländer für ein durchaus nothwendiges Erforderniß zum glücklichen Leben. Sie bewundern ein reiches, geschmackvolles Parquet, oder einen wie Mosaic ausgelegten steinernen Fußboden weit mehr als ein tannenes oder eichenes mit kostbaren Teppichen belegtes Getäfel. Ihre Treppen sind breite baukünstlerisch verzierte Stufen, auf welchen Teppiche und Geländer von Erz sich nicht sonderlich ausnehmen würden; ebenso machen ihre geräumigen Wohnungen die niedlichen und zierlichen Ausschmückungen unsrer beschränkten Gemächer nicht blos unnütz und überflüssig, sondern sie würden darin nur lästige Arbeit und beschwerliche Ausgaben veranlassen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Wohnungen der Engländer wie der Amerikaner ein weit netteres Ansehen haben, als die französischen und italienischen; aber ein großer Theil jener tadelnden Bemerkungen, welche besonders den höhern Ständen der beiden letztgenannten

Nationen gelten sollen, finden in den angeführten Gründen ihre Erledigung. Was die gewerbtreibenden Stände in England und Amerika einerseits und andererseits die gewerbtreibenden Stände des europäischen Festlandes betrifft, so kann von einer vergleichenden Gegenüberstellung ihrer Fortschritte in bequemer und behaglicher Lebensweise gar keine Rede sein; denn in beiden sind die Engländer und wir ebenfalls allen übrigen Nationen vorangeschritten. Bei keiner Nation kann in den untern Ständen häusliche Behaglichkeit und Annehmlichkeit, ja nicht einmal häusliche Nettigkeit und Sauberkeit bestehen, wo die Frauen sogar mit Feldarbeiten geplagt werden. Nur in dem Verhältniß, als es den Frauen möglich ist, ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dem Hauswesen zuzuwenden, in demselben Verhältniß wird die Behaglichkeit und Sauberkeit in den Haushaltungen zunehmen, versteht sich, unter übrigens gleichen Nebenumständen. Aber auch falsche Ansichten mancher Art ändern hierin viel.

In den Häusern der vornehmen Engländer finden wir vermöge der Vollkommenheit der Gewerberzeugnisse, so wie vermöge des ausgebreiteten Handelsverkehrs eine zahllose Menge von Gegenständen, die recht eigentlich zur Behaglichkeit und Annehmlichkeit des häuslichen Lebens erfunden sind; von solchen Dingen besitzen die Engländer weit mehr, als die vornehmen Stände anderer Nationen. Doch in andern wesentlichen Dingen stehen die Engländer dagegen weit hinter andern Nationen zurück.

Wie wenig haben unter andern die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten englischer Stadtwohnungen zu bedeuten, wenn man sie mit denen einer italienischen Stadtwohnung vergleicht? Sie brauchen blos die Badezimmer, Ankleidezimmer und Vorzimmer eines französischen Hôtels oder eines italienischen Palazzo mit dem zu vergleichen, was dessen Stelle in einer vornehmen Haushaltung in London vertritt! Die Badegemächer, Ankleidezimmer, Kabinette und Vorgemächer in unsrer Wohnung in Florenz waren allein eben so geräumig und geschmackvoll eingerichtet, als unsere ganze Wohnung in London zusammengenommen; und ich glaube sämmtliche Gemächer, die wir in London bewohnten, hatten miteinander nicht so viel Raum, als eines oder das andere unsrer besseren Zimmer in Florenz. In London zahlte ich wöchentlich fünfunddreißig Dollars Miethe, und in Florenz zahlte ich monatlich nur zweiundfunfzig!

Reisende sind nur zu sehr geneigt in ihren Erzählungen, die Eindrücke, welche von Kindheit an auf sie einwirkten, die Gewöhnungen, unter denen sie aufgewachsen sind, sich zur Richtschnur dienen zu lassen. Jemehr man aber in der Welt sich umsieht, desto mehr schleifen sich die vorgefaßten Meinungen ab, desto mehr nimmt das Mißtrauen gegen oberflächliche Aeußerungen und gegen die Unfehlbarkeit eignen Urtheils zu, und desto fähiger wird man zur treuen Darstellung dessen, was man beschreiben will. Wie viele Männer haben

ihre Reiseberichte mit dem festen Vorsatze begonnen, nur das getreu zu schildern, was sie selbst gesehen, und keine andere als durchaus unparteiische Bemerkungen einfließen zu lassen, und wie oft haben sie sich allmählig von dem vorgesetzten Ziel entfernt, bis sie endlich, durch wiederholte Erfahrungen belehrt, vorsichtiger in ihren Beobachtungen, mißtrauischer gegen eigne Ansichten, kaum sich selbst mehr zu gnügen vermochten! So wird mancher englische Spießbürger, der sein ganzes Leben hindurch kein Haus gesehen hat, in welchem mehr als höchstens zwei Gesellschaftszimmer befindlich sind, es sehr auffallend finden, daß ein Italiener, im Besitz eines Pallastes von weit größerm Umfang als der Saint James Pallast, nicht immer in seinen Staatszimmern sich aufhalten sollte, wiewohl der englische König dieß eben so wenig zu thun pflegt. Anstatt also in ihren Reiseberichten zu sagen; die Prinzen Doria, Chighi, Borghese, Colonna, Corsini u. a. m. haben große Palläste, wie Georg der Vierte, und ihre Staatszimmer stehn gastlich jedem Besucher offen, während sie wie König Georg und alle andern Könige ebenfalls, wenn sie mit ihren Hausgenossen allein sind und keinen Besuch haben, sich in weniger prächtigen und desto gemächlichern Zimmern aufhalten, — so behaupten sie vielmehr, diese vornehmen Römer besäßen zwar ungeheure Palläste, was sie freilich zugeben müssen, sie wohnten aber nur in den schlechtesten Gemächern derselben. Die falsche Ansicht solcher

englischer Reisenden über das wahre Verhalten in dieser Hinsicht beruht aber einzig auf dem Umstand, daß die vornehmen Engländer die wenigen besten Zimmer, die sie haben, selbst bewohnen; der Italiener aber hat deren weit mehr, als daß er sie sämmtlich zum täglichen Gebrauch benutzen könnte. Die Frage, ob die weniger prächtigen Gemächer eines italienischen Pallastes nicht den besten Gemächern eines anständigen englischen Hauses gleichkommen, wird dabei gar nicht Einmal untersucht.

Ich bin als Besuch im Palazzo Borghese gewesen, welcher nicht weit von unsrer Wohnung entfernt ist. Der Prinz hält sich öftek in Florenz auf, woselbst er ebenfalls ein schönes Haus besitzt und glänzende Gesellschaften gibt; hier in Rom ist ein großer Theil seines Hauses mit Gemälden erfüllt, zu deren Betrachtung jeder Fremde bei ihm freien Zutritt hat. Es ist wahr, daß das „appartamento nobile" jetzt nicht Jedermann offen steht; denn die Familie Aldobrandini will sich nur ganz kurze Zeit hier aufhalten; letzterer ist ein jüngerer Bruder, und sein eigentlicher Wohnort ist gegenwärtig Paris; denn er hat sich mit einer französischen Dame vermählt aus der bekannten Familie de Larochefoucauld. Komme ich also hin, so führt man mich nicht in die eigentlichen Staatszimmer, sondern in den dritten Stock, wie man bei uns sagen würde, wo ich die Familie des Prinzen ebenfalls antreffe. Ich könnte Ihnen hier ein hübsches Gemälde entwerfen, aber ich will Sie nicht irre machen. Hier

wohnt also eine fürstliche Familie in einem, fast könnte man sagen, ungeheuern Hause, und zwar auch nur in einem Winkel desselben in der zweiten Etage, und die schönsten Zimmer sind sämmtlich unbewohnt. So würde nämlich jeder Engländer seinen Gewohnheiten gemäß sich ausdrücken und jeder Amerikaner würde dasselbe thun. Wirklich ist aber der Eintritt in diese Wohnung des dritten Stocks weit prachtvoller und imposanter und dabei eben so bequem und ebenso wenig ermüdend, als zur Wohnung eines vornehmen Engländers in der ersten Etage. Wenige Ausnahmen abgerechnet, habe ich noch nie einen vornehmen Engländer in seinen Staatszimmern so fürstlich wohnen gesehen, wie die jetzigen Bewohner des Palazzo Borghese in ihrem Winkel des dritten Stocks. Die verkehrten Ansichten der Engländer rühren demnach offenbar von der falschen Auffassung der Lebensweise in Italien im Vergleich mit der in London her; und wir haben uns zu denselben irrigen Ansichten bekannt, weil wir gewohnt sind, den Engländern vieles nachzuthun und selbst alle ihre irrigen Urtheile unbedingt nachsprechen, so lange sie die gute Meinung, die wir von uns selbst haben, nicht antasten; kurz, wir nehmen nur zu oft Alles, was Engländer sagen, für ausgemachte Wahrheit, ohne uns die Mühe zu nehmen, mit unsern eignen Augen zu sehen.

Ohne Zweifel gibt es vornehme italienische Familien, die nicht reich genug sind, um ihre weitläufigen

Palläste mit der erforderlichen Pracht einzurichten, und es gibt auch vornehme englische Familien, die sich in ihren Schlössern in ähnlichem Falle befinden. In solchen Fällen zieht sich der vornehme Engländer nach dem Festlande zurück, um wohlfeiler leben zu können; und der Italiener zieht sich in seine bescheidneren Gemächer zurück oder in sein mezzanino, welches meistens weit schöner ist, als die vornehme Etage eines englischen Hauses in der Stadt. Der Italiener verzehrt am wenigsten im eignen Lande.

Was die Unsauberkeit auf den Treppen betrifft, die ich den englischen Beschreibungen zufolge, überall erwartete, so ist mir dergleichen in keinem einzigen Pallaste oder großen Hause vorgekommen. Es ist wohl möglich, daß irgend eine lange Zeit hindurch nicht benutzte Treppe oder irgend ein lange Zeit nicht betretener Gang in diesen weitläufigen Gebäuden einmal etwas unsauber aussehen mag, was in London in den besten Häusern ebenfalls vorkommt; aber dergleichen als landesüblich, als durchaus gewöhnlich zu beschreiben, ist so falsch, als ich dieß aus achtzehnmonatlicher Erfahrung mit Bestimmtheit behaupten kann. Uebrigens hat jede prächtige Einrichtung ihre unvermeidlichen Nachtheile, worunter eben diese die unangenehmsten sind, daß Größe und Pracht nie das Behagliche und Niedliche einer kleinern und nettern Einrichtung möglich macht. Aber eine prächtige und geschmackvolle Einrichtung läßt sich oft eben so wenig mit dem

„Klein und Rein" vereinigen, als eben dieses behagliche Klein und Rein mit dem Glanze des Prächtigen und Geschmackvollen sich vereinigen läßt. Was den moralischen Punkt dieser Streitfrage betrifft, darüber ließe sich manche lange Predigt schreiben; wenn man aber bloß von dem äußern Werth der Dinge spricht, so dürfen ihre natürlichen Verhältnisse nicht übersehen werden.

Von den italienischen Gebräuchen und von der Lebensweise der Italiener weiß ich eigentlich noch viel zu wenig, um Ihnen darüber Etwas zu sagen, was Sie noch nicht wüßten, oder um auch nur mit Bestimmtheit das Allen längst bekannte bestätigen zu können. Mir scheint es indessen, als ob in neuern Zeiten bei der Vermählung von Töchtern aus vornehmen Familien die Neigung der am meisten Betheiligten weit mehr als in frühern Zeiten berücksichtigt würde, wiewohl Frankreich in dieser Beziehung noch Vieles vor Italien voraus hat. Ein solches faktisches Fortschreiten gilt mir einigermaßen als Probstein des glücklichern oder unglücklichen Familienlebens nicht allein, sondern auch des höhern oder tiefern Standpunktes der Sittlichkeit überhaupt. Denn Frauen, welche frei nach eigner Wahl sich verheirathen, werden selbst unter den mißlichsten Verhältnissen sich nicht leicht dazu verstehen, die wichtigen Pflichten der ehelichen Bande zu verletzen. Zwar besteht noch einigermaßen das Cicisbeat; denn ich habe einige Fälle der Art bemerkt. Doch scheint es mir beinah, als ob fremde

Reisende in dieser Landessitte Manches mißverstanden hätten. So viel ich davon habe erfahren können, hat sich hierin Vieles den heutigen Ansichten gemäß geändert. Ein Fremder, welcher eine Italienerin aus einer vornehmen Familie geheirathet und sich schon seit langer Zeit hier häuslich niedergelassen hat, versichert mich, daß die Sitte der Frauen hier von großem Einfluß auf das gesellige Leben sei; die italienischen Frauen gäben sich meistens weit mehr der Vorliebe für den Umgang mit wenigen einzelnen Personen hin, als daß sie in den Fall kommen könnten, an großen Gesellschaften und ausgebreitetem Umgang Vergnügen zu finden. Ob nun diese einzelnen Hausfreunde ihre Gatten oder bloß ihre guten Freunde seien, darüber pflegten italienische Damen sich nicht weiter zu erklären.

Die italienischen Frauen gehören zu den liebenswürdigsten und schönsten, die irgend in der Welt zu finden sind. Man braucht nur einen Monat hier zu verweilen, um zu verstehen und zu fühlen, was das heiße: Lingua toscana in *bocca romana*. Nirgends reden Frauen ihre Muttersprache so lieblich wie hier. Die anmuthige Weise, mit welcher sie das schöne, wonnige Wörtchen „grazie“ aussprechen, ist wahre Musik. Das niedliche, artige Wörtchen „merci“ lautet im Munde der Französinnen recht hübsch; aber es liegt doch darin etwas Affectation und gar nicht der natürliche Ausdruck italienischen Danks. Wenn überhaupt die Sprache das

Mittel der Gedankenmittheilung ist; wenn sie das Band ist, durch welches alle menschlichen Verhältnisse inniger verknüpft und inniger verstanden werden sollen; so kann es keine größere Sprachvervollkommnung geben, als in der Kunst der gefälligen und schönen Aussprache. Unglücklicherweise ist unsere eigne Civilisation noch nicht auf den Punct gelangt, um diese Wahrheit vollkommen einzusehen, oder die unruhige, übergeschäftige Lebensweise unsrer Landsleute verhindert sie, im Geringsten darauf zu denken, wie sie sich schöner und anmuthiger ausdrücken könnten. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo gebildete Frauen selbst bei uns eine ruhige, sanfte und würdevolle Art zu reden als ein Erforderniß ächt weiblichen Benehmens ansahen. Es ist wirklich auffallend, wenn in einem Lande, wie das unsrige, wo man so eifersüchtig auf Auszeichnung im geselligen Leben ist, und wo Auszeichnungen ebensowohl wie in jedem andern Lande vorkommen müssen, da eine völlige Gleichheit aller Stände selbst mit dem Begriff der vollkommensten menschlichen und bürgerlichen Freiheit unverträglich ist, daß in einem solchen Lande, sage ich, wo die Mädchen bei'm Melken der Kühe sogar in Musselin und Seide sich kleiden dürfen, und es daher auch thun, diese demungeachtet so wenig um eine ausgezeichnet schöne Aussprache und um ein ausgezeichnet liebenswürdiges Benehmen sich bemühen! Ich setze mein Leben zum Pfande, daß Alle, die sich auf letztere Weise auszuzeichnen streben, aller übrigen Aus-

zeichnungen gewiß sein könnten, nach welchen sie oftmals lange vergeblich hoffen und harren müssen.

In Rom befindet sich in diesem Augenblick eine große Anzahl von Fremden aus allen Theilen der christlichen Welt. Die meisten sind Engländer, allem Anschein nach; denn diese trifft man am häufigsten in größern Gesellschaften an. Sie bilden nicht immer die vorzüglicheren Glieder derselben, sondern sind öfter nur mittelmäßige Gesellschafter. Vor nicht langer Zeit befand ich mich auf einem großen Ball, welchen der Prinz — — gab, und es fehlte weder an geschmackvoller Anordnung, noch an gutem geselligen Ton. Ich erinnere mich kaum in einer Gesellschaft gewesen zu sein, wo solche ungezwungene Unterhaltung und so feine Bildung geherrscht hätte; denn nur wenige Ausnahmen fand ich, und diese blieben ganz unbemerkt. Die Gesellschaftssäle waren geräumig und glanzvoll, und die Abendmahlzeit dem Uebrigen ganz angemessen. Denn die Italiener aus den höhern Ständen sind wirklich gebildete und angenehme Gesellschafter, wie man auch über ihre Kenntnisse und Fähigkeiten urtheilen mag. In den letztern Eigenschaften scheinen sie mir nicht hinter Andern zurückzubleiben, wenn sie auch weniger damit prahlen, als dieß bei andern Nationen der Fall ist. Bei den gelehrten Ständen war mir die umfassende und vielseitige Bildung desto überraschender. Sie besteht nicht etwa bloß in eingeschultem Griechisch und Lateinisch, sondern sie äußert sich in ächt

wissenschaftlichem Streben, in aufrichtiger Theilnahme an schöner Kunst, und in der innigen Würdigung des Klassisch-Schönen.

In Hinsicht der niedern Stände haben mich meine Erwartungen recht angenehm getäuscht. Die Fremden sind gewohnt, hier Alles nur von der schlimmsten Seite zu betrachten, oder sie lernen wirklich nur die schlimmsten Leute kennen. Es gibt aber kaum ein gefälligeres, aufgeweckteres und höflicheres Volk, als die ländliche Bevölkerung in dieser Gegend. Wären wir in unsern Ansichten auf die Erfahrungen der ersten neun Monate unsers Aufenthalts in Italien beschränkt geblieben, so würden wir ebenfalls mehr zu tadelnden Urtheilen geneigt gewesen sein, vorzüglich über die dienende Klasse; doch in der Folge haben wir Gelegenheit gehabt, aus letzterer Manche von vorzüglich guten Eigenschaften kennen zu lernen.

Im Ganzen lernen Reisende nur wenig das gesellige Leben der Italiener kennen. Der häufige Zufluß von Fremden macht die meisten italienischen Familien vorsichtiger, um nicht Allen ohne Unterschied ihre Häuser zu öffnen; öfters pflegen aber auch die Fremden selbst ihre eigne Gesellschaft vorzuziehen. Wie man mir sagt, befinden sich eben jetzt mehre Tausende von Reisenden innerhalb Rom, und welchen Einfluß die Lebensart und die Gewöhnungen so vieler Ausländer auf eine verhältnißmäßig geringe Bevölkerung haben muß, können Sie sich

wenigstens zum Theil vorstellen. Wie gewöhnlich suchen die Engländer den Ton anzugeben, zumal auf öffentlichen Plätzen und in den Gasthäusern. Bei dem Ball aber, dessen ich vorhin erwähnte, waren bloß drei Engländer zugegen; von fast allen übrigen Nationen waren aber recht viele gegenwärtig. Dieser Umstand war etwas auffallend, und ich erkundigte mich nach der Veranlassung bei einem Römer. Seine Antwort war, daß der Herr des Hauses kein sonderlicher Freund der Engländer sei, und ungeachtet eben dieser Ball einem Prinzen zu Ehren gegeben wurde, der mit dem Hause des Königs von England in verwandtschaftlichen Verhältnissen stand, so waren doch nur drei Engländer eingeladen worden. Man sagte mir, daß die Unart der Engländer, ihre Ansichten und Gewohnheiten allen andern Menschen aufdringen zu wollen, sie wenig beliebt mache, und daß man ebendeßwegen im Allgemeinen ihren Besuch ungern empfange Die Italiener mögen hierin ganz richtig urtheilen, was eine zahlreiche Klasse derselben betrifft, vielleicht die meisten Engländer, die hierher kommen; doch in Ansehung der gebildetern Klasse haben die Römer wirklich Unrecht und verlieren selbst am meisten dabei.

Unter andern Neuigkeiten erfuhr ich, daß die unverheiratheteten Engländer gemeinschaftlich hier einen Ball veranstaltet hätten, um sich gegen die Familien, wo sie wohnten oder mit denen sie sonst bekannt waren, artig zu beweisen. Sie schickten ihre Einladnngskarten, auf

ähnliche Weise abgefaßt, wie sie solches in England gewohnt waren; die Römerinnen nahmen aber diesen Verstoß gegen die römische Sitte übel und kamen nicht. So geht es, wenn man in einem fremden Lande die Sprache nicht versteht und die üblichen Formen nicht beobachtet; im Ganzen ist aber Zartsinn und feiner Tact bei der Erweisung von Gefälligkeiten und Höflichkeiten den Engländern nicht besonders eigen.

Wir, ich meine, wir Amerikaner, haben ebenfalls ein Festmahl unserm Washington zu Ehren gegeben, wobei ich zufällig die Ehre hatte den Vorsitz einzunehmen. Sie werden sich wundern, wenn Sie hören, daß wir nahe an siebzig Yankee's (in europäischem Sinne) bei einander waren in der „ewigen Stadt." Es ging durchaus vaterländisch dabei her, ungeachtet wir sämmtlich in den Schranken der Mäßigung blieben.

Gelegentlich habe ich mich überzeugt, daß man in Rom ziemlich zuversichtliche Hoffnungen nährt rücksichtlich der Fortschritte der katholischen Religion und folglich des zunehmenden römischen Einflusses in unserm Vaterlande. Wenn die Römer dieses bewirken können, so habe ich nichts dagegen; denn allen religiösen Ansichten muß meiner Meinung nach freier Spielraum gestattet werden. Wenn man aber in Rom solche zuversichtliche Hoffnungen hegt, so ist es gut, wenn Andersdenkende dieß wenigstens wissen. Zwar möchte wohl einem Amerikaner kaum jemals der Verdacht in den Sinn kommen, daß es

irgend möglich sein könne, daß sich seine Landsleute zum Uebertritt zur römischkatholischen Religion verleiten ließen, aber ein solcher Erfolg wird hier gar nicht zu den Unmöglichkeiten gezählt. Ich möchte Ihnen daher wohl rathen, sich mit tüchtiger protestantischer Wehr und Waffen zu versehen, damit Sie nicht eines Abends als unbesorgter Calvinist sich niederlegen und am andern Morgen mit strengem Glauben an die Transsubstantiation erwachen.

Desto mehr wird es Sie wundern, wenn Sie hören, daß in Rom selbst weit weniger strenge Bigoterie herrscht, als in manchen entferntern Ländern, die unter dem canonischen Scepter sich beugen. Da die Regierung mit allen untergeordneten Verwaltungszweigen sich in den Händen der Geistlichkeit befindet, so wird freilich keine offenbare Vernachlässigung der religiösen Gebräuche geduldet; aber davon abgesehen, und mit Ausnahme der großen Zahl von Kirchen und von Geistlichen ebenfalls, findet sich sonst wenig in Rom, was Fremde auf den Gedanken bringen könnte, daß sie wirklich in einem durchaus geistlich verwalteten Staat sich befänden. Die Päpste selbst sind die machtvollkommenen Herrscher nicht mehr, die sie vormals waren; Nepotismus, Herrschsucht, Habgier, sowie die übrigen Mißbräuche zu weit weltlich ausgedehnten geistlichen Einflusses, wagen kaum mehr ihr Haupt zu erheben; und seit die früheren Motive der Bewerbung um die dreifache Krone nicht mehr bestehen, so können auch bessere Männer auf den päpstlichen Sitz

gelangen. Die letzterwählten Päpste sind fast alle milde, fromme Männer, und so weit menschliches Wissen reicht, wirklich zur Erfüllung ihrer wichtigen Berufspflichten ganz geeignet gewesen. Das System indessen, das die päpstliche Regierung, abgesehen von den persönlichen Eigenschaften des regierenden Papstes, befolgen muß, erfordert aber die Verfolgung mancher anderer Zwecke, die nicht einzig und allein auf den Glauben an Gott und an seine Offenbarung bezogen werden können. Doch alle menschliche Einrichtungen dieser Art haben ihre schwachen Seiten; ich möchte nicht behaupten, daß die „General Assemblies“ u. s. w. in Amerika jederzeit aus lauter zusammenberufenen Heiligen bestehen.

Man muthet jetzt den Fremden nicht mehr zu, wo die geweihte Hostie erscheint, in den Straßen oder in der Kirche niederzuknien. Das Volk hat sich daran gewöhnt, daß die Protestanten andere Meinungen hegen; und wiewohl es dieses Andersdenken nicht günstig beurtheilt, so überläßt es sie doch ungestört ihrem verschiedenen Glauben und Benehmen. Eine starke Probe davon habe ich neulich gesehn. Einer meiner Freunde, der mit mir ging, trat abseit in eine enge Gasse, eines Bedürfnisses wegen. Er glaubte von Niemanden beobachtet zu werden; als ich aber stehen blieb, um auf ihn zu warten, bemerkte ich, daß eine Menge Leute sich an der Stelle versammelten, die er eben verlassen hatte. Er hatte in der Eile nicht gleich bemerkt, daß ein Marienbild sich an der

Mauer grade über der Stelle befand, die er sich ausgesucht hatte, und folglich war eine geweihte Stelle durch seine Unvorsichtigkeit besudelt worden! Ich blieb stehen, und es war sicher ein Beweis, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten, daß ich es wagen durfte, das Ende abzuwarten, während mein Freund es für gerathener hielt, sich aus dem Staube zu machen. Bald darauf erschien ein Priester, und die Mauer wurde mit Weihwasser besprengt, während das Volk in ernstem Schweigen bald die Mauer, bald mich ansah. Vor dreißig Jahren hätte eine solche Unvorsichtigkeit uns Beiden das Leben kosten können.

In der That wird diese Schonung gegen Andersdenken fast übertrieben. Der Chorgesang in der Sanct Peterskirche ist weit und breit berühmt, und Fremde pflegen daher öfter diese Kirche zu besuchen, um den herrlichen Gesang mit anzuhören. In einer besondern Kapelle wird ein feierlicher Gesang, vermuthlich eine Vesper, jeden Sonntag Nachmittag gesungen, eine Vocalmusik, wie man sie sonst nirgends in der Welt hört, weit schöner als die Musik der königlichen Kapelle in Dresden; letztere ist übrigens hauptsächlich Instrumentalmusik, während erstere einzig von menschlichen Stimmen aufgeführt wird. Wer noch nie einen solchen Tempel Gottes gesehn, wer nie den Wohllaut vernommen hat, der aus einer solchen Vereinigung gründlichen Studiums, seltnen Talents und natürlicher — ich möchte sagen, kunstschöpfe-

rischer Gewalt des Gesanges hervorgehen kann, der hat keine Vorstellung von den Empfindungen, die sich des menschlichen Innern bemächtigen, wenn man auf und nieder wandelt durch die wundervollen Wölbungen dieser Kirche und den himmlischen Tönen lauscht. Zuweilen ziehe ich mich in einiger Entfernung zurück, und die ernsten, feierlichen Klänge dringen wie das Brausen der Lüfte aus fernen Welten zu mir herüber; dann nähere ich mich wieder allmählig dem Eingang der Kapelle und lasse die volle Kraft der Harmonie mich durchschauern. Alle Opern, alle Concerte, alle Conservatorien verschwinden in ein Nichts gegen die erhabne Vereintwirkung dieses Kirchenbaues und eines solchen gottesdienstlichen Gesanges. Denn beide scheinen den höchsten Gipfel menschlicher Kunst erstrebt zu haben, so weit solches durch irdische Mittel möglich ist.

Um den Eingang zu dieser Kapelle, welche, wie ich glaube, die Chorkapelle genannt wird, pflegen ganze Schwärme von Fremden sich zu versammeln. Es thut mir leid, daß ich nichts Besseres von ihnen sagen kann; hier plaudern sie und lachen, führen müßige Reden und treiben allerlei Kurzweil, wie solches wohlerzogene Leute höchstens in einer lustigen Abendgesellschaft anderswo sich erlauben würden. Sie machen zwar keinen sonderlichen Lärm, den man aber auch sonst nicht von wohlerzogenen Leuten erwartet; aber es ist auch keine stille Andacht, nicht einmal schonende Rücksicht gegen gottesdienstliche

Bräuche bei ihnen zu finden. Mag man noch so viel der Verschiedenheit der katholischen von den protestantischen Religionsmeinungen zuschreiben; so ist doch diese Nichtachtung eines christlichen Tempels, eines christlichen Gottesdienstes durchaus nicht zu entschuldigen. Glücklicherweise habe ich bis jetzt keinen einzigen Amerikaner einem solchen Leichtsinn fröhnen gesehen. Dieses einzige Factum beweist mehr als ganze Bände, die man wider unsere Nation schreiben mag, als ermangle sie aller Religion. Es gibt größere Gemeinden in Amerika, die vor einer Kirche, sofern sie solche bloß als Gebäude betrachten, keine sonderliche Ehrfurcht beweisen, die in ihren Kirchen politische Versammlungen halten, ja selbst Musikstücke und Oratorien aufführen, was ich Alles als unziemlich und tadelnswerth betrachte; sobald aber irgend Etwas, das auf gottesdienstliche Handlungen Bezug hat, vorgenommen wird, dann herrscht andächtige Stille und würdiges Benehmen durch die ganze Versammlung. Dieses Gefühl begleitet unsre Landsleute auch in fremden Ländern; aber die Protestanten anderer Nationen, besonders die Engländer, welche doch in ihrer Heimath so streng auf geziemendes Benehmen achten, scheinen solche Gefühle hier ganz zu verläugnen.

Doch muß ich auch zugeben, daß die Katholiken selbst nicht immer ein gutes Beispiel geben. Neulich wandelte ich durch die weiten Hallen der Kirche gleicherweise von

Andacht und Entzücken erfüllt, als ich einen Kardinal durch eine Seitenthüre eintreten sah. Er war noch ein junger Mann von bezeichnend vornehmem Anstande, so daß ich vermuthete, daß er seine frühe Beförderung zu solcher hohen kirchlichen Würde zum Theil seinem hohen Stande verdankte. Er war mit den Zeichen seines kirchlichen Amts geschmückt und trug den rothen Hut an seine Brust gepreßt. Da er von der Seite des Vaticans herkam, so vermuthete ich weiter, daß er eben bei dem Papste gewesen sein mochte. Ihm folgten vier Personen; zwei davon in schwarzer geistlicher Tracht; die zunächst hinter ihm hergingen, schienen mir eine Art geistlicher Knappen zu sein, nur weiß ich den Namen ihres geistlichen Dienstamtes nicht zu nennen; die zwei andern schienen ganz gewöhnliche Bedienten zu sein. Der Kardinal näherte sich dem großen Altar unter dem berühmten Baldachino und kniete nieder, um zu beten. Sein Benehmen war durchaus geziemend, bescheiden, würdig und andächtig. So weit war Alles recht erbaulich. Die zwei geistlichen Diener knieten hinter dem Kardinal auf die Steinplatten, hielten ihre Hüte vor ihr Angesicht und schienen ebenfalls zu beten. Die beiden Bedienten knieten hinter den beiden geistlichen Beamten, in einem Abstande von etwa zwanzig Fuß; auch sie hoben ihre Hüte vor's Gesicht, aber — um einander zuzulachen und Gesichter zu schneiden! Dieses geckenhafte Benehmen war zu auffallend, es artete gradezu in Hohn aus und

konnte von Jedermann bemerkt werden, der in ihrer Nähe sich befand.

Sie kennen meine Vorliebe für das Poetische des römischkatholischen Gottesdienstes. Der Weihrauchduft, die Deckenwölbungen, die in weite Ferne sich verlierenden Bogengänge, die hohen weiten Räume, die düstern Fensterbögen mit den ernsten Glasmalereien, die ergreifende Harmonie des Chorgesangs, Alles vereinigt sich in mir zu einer unversiegbaren Quelle innerlichen unnennbaren Behagens. Zwar sieht man in Rom keine gothische Bauart, aber ihre Stelle wird auf eine würdige Weise ersetzt. Fast unglaublich scheint der Reichthum wie die Anzahl der Kirchen in Rom, und man vermag sich mit der übermäßigen Pracht, die diese vielen Kirchen schmückt, nur durch den Gedanken auszusöhnen, daß sie dem Dienste des höchsten Wesens geweiht sein soll. Ein Tempel Gottes im Herzen des Menschen ist gewiß besser, als ein Tempelbau von Steinen; und ich sehe nicht ein, warum sich beide nicht mit einander vertragen könnten. Doch dieses führt zu spitzfindigen Untersuchungen, in welche ich mich nicht einlassen mag; und wenn ich bisweilen doch mich an dergleichen wage, so fühle ich mich überzeugt, daß es eben so nachtheilig ist, den Altar alles geziemenden und ehrwürdigen Schmucks zu berauben, als ihn mit nutzlosem Gepränge und eitelm Tand zu überladen.

Wer nicht selbst in Rom gewesen ist, kann sich

durchaus keine richtige Vorstellung von der Wirkung machen, welche die Meisterhand eines Domenichino, eines Guido, oder gar eines Raphael hervorbringt, obwohl man von letzterem auch an andern Orten Manches in vortheilhafterem Lichte kennen lernt; nur in Rom erhält man einen deutlichen Begriff von dem, was Menschenkunst im Kirchenbau Großes und Erhabenes zu leisten im Stande war. Hier rede ich gar nicht von der beispiellos ungeheuern Pracht des Sanct Peterdoms, sondern nur von dem Glanze, der andere Kirchen schmückt und insbesondere die verschiedenen Privatkapellen. Diese Privatkapellen sind von verschiedenen einzelnen Familien Jahrhunderte hindurch ausgeschmückt worden, und das Resultat davon ist, daß sie im wörtlichen Sinne architectonische Gemmen darstellen, und wenn auch nicht überall im reinsten Kunstgeschmack, aber doch in der ausgesuchtesten Pracht diesen Namen verdienen. Die Kapelle der Familie Corsini im Lateran ist die reichste, die ich jemals sah; und ich bin überzeugt, daß ich gar nicht übertreibe, wenn ich sage, daß das Geld, welches die Erbauung eines solchen kleinen Bet-Ortes in Amerika kosten möchte, völlig hinreichen würde, um dafür ein Dutzend unserer größten und schönsten Kirchen aufzubauen. Zwar machen die außerordentlichen Hülfsmittel, welche Rom an Antiken, Säulen, prächtigen Steinen besitzt, einen solchen Bau hier weniger kostspielig, als in andern Ländern, wo solche Dinge erst mühsam aus fremden Gegen-

den herbeigeschafft werden müssen; aber dennoch ist der innere Werth jener Kapelle fast unermeßlich. Der Prinz von — — zeigte mir unter andern einen Mosaikzierrath in der Vorhalle, welcher nun bereits seit einigen Jahrhunderten darin befindlich war; und er sagte mir, daß die kostbaren Steine, die sich darunter befänden, für eine außerordentlich große Summe verkauft werden könnten.

Vasi gibt uns ein Verzeichniß von einhundert und drei und dreißig Kirchen, und da er von jeder derselben eine besondere Beschreibung macht, so sieht man daraus, daß die kleinen Kapellen, welche aus den alten römischen Tempeln entstanden und deren etwa ein oder zwei Dutzend in Rom sein mögen, noch gar nicht unter jener Anzahl inbegriffen sind. Die kleinsten unter diesen Kirchen sind, mit Ausnahme der kleinen Tempel, größer als die größten Kirchen bei uns. Jede Basilica aber, deren jetzt sechs in Rom sind, ist für sich allein beinahe, wo nicht ganz so groß ihrem kubischen Inhalt nach als sämmtliche Kirchen in New-York zusammen genommen. Die Peterskirche ist natürlich noch größer; denn mit Einschluß der Colonnade nimmt sie eine so große Fläche ein, daß auf derselben alle öffentliche Gebäude jeder Art, die es in New-York gibt, Platz finden würden, — von der Höhe desselben will ich jetzt gar nicht reden.

Neulich sind wir auf die Bedachung dieses wundervollsten Baues, den es in der Welt gibt, hinaufgestiegen. Dieses Kirchendach hat einige Aehnlichkeit mit einem

geebneten Berggipfel; ich konnte mich kaum des Gedankens erwehren, daß ich ein Pferd haben möchte, um auf dieser großen Fläche auf und nieder zu galoppiren. Die beiden kleinern Kuppeln erheben sich wie zwei Kirchen über derselben und die große Kuppel nimmt sich wie ein Berg aus. Die Sacristei ist für sich allein ein großes Gebäude und ihre Pracht übersteigt alle Begriffe eines Amerikaners von solchen Gegenständen.

Der Beiname in Laterano, welchen der Pallast San Giovanni führt, soll von einem Plautius Lateranus herrühren, dessen Haus oder Pallast an dieser Stelle gestanden haben soll. Der Lateran-Pallast steht bei der Kirche gleiches Namens wie der Vatican-Pallast bei der Peterskirche. Den jetzigen Pallast hat Sixtus der Fünfte erbaut; aber Constantin wohnte schon an dieser Stelle. In der Masse von Gebäuden, die dazu gehören, sieht man auch eine ganz alte Battisteria, in welcher jener Kaiser angeblich die heilige Taufe empfangen haben soll. Ich glaube aber, daß wenn ein Mann einmal entschlossen ist, sich in die Gemeinschaft des Christenthums aufnehmen zu lassen, er schwerlich erst den Ausbau einer Kirche abwarten wird, um die Aufnahme-Ceremonien zu begehen. Der Ausdruck „Concilien des Laterans" kommt begreiflicherweise ebensowohl von dem Umstande her, daß sie in diesem Pallast gehalten wurden, als der Ausdruck „Bannstrahlen des Vaticans" daher rührt, daß die Päpste, von welchen jene ausgehen, gewöhnlich hier wohnen.

Die Kirche di San Pietro in Vaticano nebst dem päpstlichen Pallaste, zu welchem sie gehört, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, hat ihren Beinamen von der altrömischen Benennung dieser Gegend. Hier auf dem Mons Vaticanus befanden sich die Gärten und der Circus des Kaisers Nero, und dieses ist zugleich der Ort, wo größtentheils die Christen den Märtyrer-Tod leiden mußten. Die erste Kirche an dieser Stelle war nur klein, obschon man sie nach und nach durch Anbauten erweiterte; später wurde sie ganz abgebrochen, als der Bau der jetzigen Peterskirche hinreichend vorgeschritten war. Der Pallast des Vaticans ist sehr alt und hat viele Veränderungen erfahren; schon Karl der Große wohnte darin, als er sich in Rom aufhielt, um die kaiserliche Krone zu empfangen, welches nun mehr als tausend Jahre her ist. Der alte Pallast wurde immer baufälliger und von Cölestinus dem Dritten ward er ein paar hundert Jahre später wiederhergestellt. In seinem jetzigen Zustande ist er nun schon seit dreihundert Jahren geblieben; denn Raphael und Michel Angelo haben an seinen Mauern Spuren hinterlassen, die nicht verkannt werden können. Letzterer hat das Vorzüglichste an der Bedachung und im Innern der Peterskirche aufgeführt, und daraus folgt, daß der jetzige Pallast weit älter als die Kirche sein müsse. Man kann also mit Wahrheit sagen, die letztere sei bloß ein späterer Anbau zum Pallast!

Der Vatican ist ein ungeheures weitläufiges Ge-

bäude, welches weit mehr Raum einnimmt als die Sanct Peterskirche; der Vatican ist eine Folge vieler durch mehre Höfe verbundener Palläste, aber kein einzelnes Gebäude, wie vielleicht Manche sich vorstellen. Vasi gibt die Ausdehnung sämmtlicher Bauten auf elfhundert Fuß in die Länge und auf achthundert in die Breite an; doch diesen Raum nehmen die Gebäude nebst den Höfen allein ein, die Gärten sind in dieser Angabe nicht mitbegriffen. Ich habe irgendwo gelesen, daß wenn man sämmtliche Gebäude des Vaticans in eine Linie aufstellen wollte, diese alsdann eine englische Meile einnehmen würden.

Der Pallast des Vaticans und die Kirche sind in einen einzigen Bau verbunden. Doch die prachtvolle Colonnade, die zu der letztern führt, die Einheit des Planes und die ungeheure Ausdehnung, so wie die außerordentliche Höhe dieses prachtvollen Baues, und der Umstand, daß der Pallast des Vaticans keine in die Augen fallende Façade darbietet, bewirkt, daß man in dem Eindruck, welchen der Anblick des erstern hervorbringt, den letztern ganz und gar übersieht; obschon die Gebäude des Pallastes einen weit größern Raum einnehmen, wenn man nicht etwa den großen Platz, den die Colonnade vor der Kirche einschließt, ebenfalls zu letzterer zählen will.

Es heißt gewöhnlich, daß die im Conclave vorgenommene Papstwahl im Vatican stattfinde; dagegen hat man mich hier versichert, daß die letzte Papstwahl im

Quirinalpallaste vorgenommen wurde, oder vielmehr in einem an das Quirinal anstoßenden Gebäude. Der Quirinalpallast heißt vorzugsweise der päpstliche Pallast, und ich glaube, daß der Papst meistens in demselben zubringt. Seine Wohnung in derselben ist ganz einfach, so daß man darüber sich fast verwundern muß; doch sind daselbst die herrlichen Basreliefs von Thorwaldsen.

Die Frescomalereien Raphaels im Vatican und die von Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle in demselben Pallast werden für die vorzüglichsten Meisterwerke dieser beiden Künstler gehalten. Die „Loggien" von Raphael enthalten manche ganz außerordentliche Dinge in ihrer Art. Die Malereien befinden sich an den Decken von Abtheilungen, welche man Piazza's oder offene Gallerien nennen könnte. Die Darstellungen beginnen mit der Schöpfung. In einer derselben sieht man Gott in der Gestalt eines alten Mannes sich mitten in das Chaos begeben, um die Stoffe des Weltalls zu sammeln und zu ordnen. Die erhabenste Idee, die sich in solchen Dingen auffassen läßt, die einzige, welche eine kritische Beleuchtung aushalten kann, ist die eines Wesens, dessen Allmacht und Allweisheit ohne Mühe und Anstrengung die Schöpfung einer Welt vollbringen kann. Die einfachen Worte der Bibel können durch Nichts übertroffen werden. Eine Darstellung des allmächtigen Willens dürfte vielleicht in einzelnen Zügen auch andern Malern gelingen; doch nur wenigen möchte es gegeben sein, sich

bis zu den erhabensten Vorstellungen des Antlitzes eines Wesens aufzuschwingen, das solchen allmächtigen Wollens sich bewußt, in der gewissen Ueberzeugung des mit dem Gedanken einstimmigen Erfolgs nach ewig unwandelbaren Gesetzen schafft. Wer solches nicht vermag, der komme her und sehe, was einem Raphael widerfahren ist. Seine Idee ist großartig, und wenn man die schwachen Hülfsmittel, welche menschliche Kunst vermag, schonend berücksichtigt, so war sie vielleicht die erhabenste, die er hätte mit dem Pinsel ausführen können. Die Idee eines allmächtigen Wesens, das sich in das Chaos begibt, um Licht zu scheiden von der Finsterniß, um zu ordnen das Verworrene zu einem vollkommenen All, ist prächtig und eignet sich ganz zu dichterischer Einkleidung. Aber diese Idee erreicht nie die weit würdigere Vorstellung von der unendlichen Wirkung des allmächtigen Willens, dessen ewig schöpferischer Gedanke ununterbrochene That wird. Nach dieser weit erhabenern Vorstellung kann jene des Trennens und Ordnens höchstens die zweite Stelle einnehmen. Wie verschieden aber erscheint sie hier in sichtbarer Versinnlichung? Ein alter Mann, der sich abmüht, der mit augenscheinlicher Anstrengung, mit ausgespreizten Fingern und weit ausgreifenden Armen sich in ein verworrenes Durcheinander von düstern Farben hineinstürzt; diese Darstellung ist nicht ohne jenen unnennbaren Ausdruck dichterischschwärmenden Ungestüms, was ich wohl zugeben will; allein er erreicht lange nicht die Höhe des

reinen Gedankens, nicht einmal des Gedankens, für welchen die Sprache noch Ausdrücke hat! Hätte Raphael die einfach erhabenen Worte der heiligen Schrift: „Und Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht," in dieser Abtheilung der Gallerie hingemalt, so würde er seine schwierige Aufgabe weit würdiger gelös't haben, so weit menschliche Mittel zur Versinnlichung des erhabensten Gedankens ausreichen können.

Noch mehr wundert man sich, wenn man sieht, daß ein Künstler, der wenigstens zu der übel versinnlichten Idee des Ordnens des Chaos sich aufgeschwungen, in der nächsten Malerei so tief herabsinken konnte. In der folgenden Abtheilung nämlich sehen wir denselben alten Mann einen Weltkörper mit beiden Händen in seine Bahn hineinwerfen, und den Mond oder irgend einen andern Himmelskörper durch einen Fußtritt fortschnellen. Alle kritische Beleuchtung wäre hier durchaus weggeworfen.

Es kann meine Absicht nicht sein, mit Ihnen die Runde der Gallerieen und Museen zu machen; doch wollte ich Ihnen wenigstens nicht vorenthalten, welchen Eindruck diese hochgepriesenen Meisterwerke künstlerischer Darstellung auf mich hervorbrachten. Sechs oder acht der berühmtesten Staffeleigemälde in der Welt befinden sich im Vatican. Sie stehen in Einem Saal beisammen zur Bequemlichkeit der Maler, welche sie nachzuzeichnen wünschen. Die Transfiguration nimmt die erste Stelle ein, und die Communion des heiligen Hieronymus befindet

sich zur Seite als ein Gemälde, das ersterm ziemlich nahe kommt. Unter den beiden Gemälden ziehe ich dagegen das letztere vor; die Zeichnung eines alten Mannes erfordert bisweilen die größte ins Einzelne gehende Aufmerksamkeit des Künstlers. Wäre mir die Wahl überlassen, so würde ich noch viele andere Gemälde der Transfiguration vorziehen. Doch ist letzteres in der That ein großartiges Gemälde, und in mancher Beziehung bis jetzt unerreichbar. Seine Schönheiten sind höherer Art, sie gehören ins Reich des Ideellen, seine Fehler liegen meist nur in der mechanischen Ausführung. Mir scheint es beinah, als ob dieses Gemälde hauptsächlich dem Nebenumstande seinen hohen Ruf verdanke, daß es das letzte Gemälde des Künstlers gewesen sein soll, — daß er diesen Gedanken denkend seinen Geist aufgab.

Die meisten Werke der Bildnerei sind hier in langen Gallerien aufgestellt, durch welche man mit immer neuem Interesse weiter wandelt. Die äußerste Genauigkeit, mit welcher die Alten ihre Thiergestalten ausmeißelten, ist wundervoll; dieses sieht man besonders an manchen Stellungen von Hunden, die so naturgetreu und schön gewählt sind, und welche diese Thiere selbst nur augenblicklich annehmen und wieder verlassen, ohne daß dem beobachtenden Blick des Künstlers die nöthige Zeit zur längern Betrachtung gestattet würde. Diese Genauigkeit der Darstellung streift an deutsche Achtsamkeit auf die kleinsten Einzelnheiten, welche man kaum von Römern

erwarten sollte. Aber die unvergleichlich schönsten Werke der Bildhauerei sind auf einer Tribüne aufgestellt, sind in Ansehung der vortheilhaftesten Beleuchtung vorzüglich geordnet und so gestellt, daß dem Beschauer nur der Anblick Eines Meisterwerks auf einmal gestattet wird. Diese Anordnung gehört zu den bessern Einrichtungen eines Museums; denn die gewöhnliche Nebeneinanderstellung zu vieler Gegenstände erregt eher Verwirrung als Vergnügen, vorzüglich bei einem ersten Besuch. Auch eine große Menge von Grabsteinen, welche ehemals den Märtyrertod gestorbenen Christen gesetzt worden waren, hat man gesammelt und hier aufgestellt. Man will sie an dem Kreuz erkannt haben, welches, wie man weiß, auf denselben ausgehauen wurde.

Allerdings war es ein eignes Gefühl, welches mich ergriff, als ich zuerst die Gallerie dieser Tribüne betrat, — ich sollte sie lieber eine Säulenhalle oder einen Porticus nennen. Diese Stelle enthält Manches, was mich weit weniger anzieht; aber die vorzüglichsten Meisterwerke sind der Apollo, der Laocoon, der Antinous, der Perseus, — und die Faustkämpfer von Canova.

Unglücklicher Weise steht der Perseus zu sehr in der Nähe des Apollo, denn die Aehnlichkeiten zwischen beiden Figuren sind nur zu auffallend. Die Statüe des Apollo übertraf alle meine Erwartungen, ungeachtet ich, mit vielen Nachbildungen desselben vertraut, keine geringe Vorstellung von diesem Meisterwerk aufgefaßt hatte; und

sogar diese Statüe soll, wie Einige vermuthen, nur eine Copie sein! Ich schreibe diese gewagte Vermuthung nur mit einigem Mißtrauen nach; doch flüstert man sie einander so laut zu, daß sie Jedermann hören kann. Man sagt nämlich, es sei gewiß, daß sie von Carrarischem Marmor sei, und dadurch werde ihr vermeintlicher griechischer Ursprung durchaus widerlegt. Ist diese Bildsäule wirklich nur eine Copie, so war das Original vielleicht von Erz, und rostet irgendwo in der Erde, wenn es nicht gar in einer Feuersbrunst zerschmolzen ist. Die glänzendglatte Rundung der Formen dieser Statüe, welche eine ebene, durch Muskelausdruck nirgends vertiefte oder erhöhte Oberfläche zeigt, kann einigermaßen auf den Gedanken bringen, daß diese schönen Formen wirklich eine bloße Copie sein könnten. Der vorzüglichste Ausdruck derselben liegt in der Stellung, welche mit mathematischer Genauigkeit nachgebildet werden kann; und wenn auch die gefälligsten und in mancher Hinsicht edelsten Formen in dieser Statüe sich weit mehr vereinigen, als dieß bei allen bekannten Statüen der Fall ist, so scheint es doch, als ob grade diese von geübter Hand am leichtesten wieder dargestellt werden können. Zu Ihrem Troste will ich hinzusetzen, daß die Abgüsse und Nachbildungen, welche wir gewöhnlich in Amerika von dieser Statüe antreffen, dem Original so genau ähnlich sind, wie die in unsern abgelegenen Dörfern gefertigten Militäruniformen der reglementmäßigen Musteruniform glei-

chen, wie sie die Regierung vorgeschrieben und ein genialer Stadtschneider kunstgerecht gemacht hat. Farbe des Tuchs, Aufschläge und Knöpfe finden Sie ganz vorschriftmäßig; was aber den Zuschnitt betrifft, und wie der Rock sitzt, darauf scheint es im Geringsten nicht anzukommen. Der sterbende Fechter und der Faun befinden sich in der Sammlung auf dem Kapitol. Mir scheint diese Zerstreuung der verschiednen Meisterwerke keine wünschenswerthe Einrichtung zu sein.

Wie es sich auch mit der Statüe des Apollo verhalten mag, so möchte ich es doch für fast unmöglich halten, daß die Gruppe des Laocoon eine Copie sein könne, wiewohl profane Menschen wirklich schon ähnliche Vermuthungen haben verlauten lassen. Es gibt in der That eine oder mehre gute Nachbildungen dieses Meisterwerks, aber ich habe mich bei diesen deutlich überzeugt, daß es noch keinem Künstler gelungen ist, die Oberfläche genau nachzubilden. Es ist zwar richtig, daß keine andere Originalstatüe vorhanden ist, welche mit diesem verglichen werden könnte, und es wäre daher wohl möglich, daß Manches, was an diesem als Vollkommenheit erscheint, werde sich bei genauer Untersuchung anders erweisen; denn alle Welt pflegt in Einzelnheiten desto leichter sich täuschen zu lassen, jemehr die Hauptzüge eines Werks den Charakter der Vollendung an sich tragen. Allein demungeachtet kann ich nicht anders als die Gruppe des

Laocoon für das vorzüglichste Bildnerwerk ansehen, welches die Welt besitzt.

Plinius erwähnte eben dieses Werks oder wenigstens eines ähnlichen, als des vorzüglichsten Meisterwerks griechischer Bildhauerkunst, das damals in Rom sich befand. Er schreibt dasselbe drei Bildhauern zu! Wenn dieses Factum sich erweisen ließe, so würde ich zweifeln, ob diese Gruppe wirklich mehr als eine bloße Nachbildung eines Originals in Erz sein könne. Sie werden mich fragen, ob die Auctorität eines Plinius nicht hinreichend sei, um diesen streitigen Punkt zu entscheiden? Ich glaube, nein. Plinius schrieb um das Jahr 90. Winkelmann aber zeigt, daß diese Staüte in das Zeitalter Alexanders des Großen gehöre, welcher vierhundert Jahre früher gelebt hat. Jetzt urtheilen Sie selbst, ob Plinius, wie zu seiner Zeit die Sachen standen, wohl geeignet sein konnte, genauere Nachrichten als wir selbst über eine Thatsache mittheilen zu können, welche damals schon so lange Zeit hindurch manchen Zweifeln unterworfen gewesen sein mochte! Europa besitzt eine Menge Gemälde, welche ihren vermeintlichen Urhebern nie zu Gesicht gekommen sind. Die berühmte „Belle Jardinière“ im Louvre soll wirklich nur eine Copie sein, welche Mazarin durch Unterschleif zu bekommen gewußt habe; und ich erinnere mich noch deutlich, wie ich eines Tags die schöne „Hochzeit von Santa Catharina“ in derselben Gallerie bewunderte, und fast gegen meinen Willen überzeugt wurde, daß es

nur eine Copie sei, ungeachtet Correggio kaum vor drei Jahrhunderten erst gestorben ist.

Indem ich diesen Brief schreibe, fällt mir noch manches Andere ein, welches beweist, wie wenig man sich bisweilen auf Auctoritäten verlassen darf. Das Werk der Mrs. Starke ist hinlänglich bekannt, und hat in seiner Art vorzüglichen Werth. Doch hat diese Schriftstellerin gleich den meisten Damen keine ganz deutliche Vorstellung von Entfernungen, Raumverhältnissen u. dgl. Schriftstellern, die nicht mehr sind als Schriftsteller, entschlüpfen dergleichen Verstöße desto häufiger, je weniger sie zu den eigentlichen praktischen Menschen gehören. Weil ich eben damit beschäftigt war, Ihnen Einiges über den Vatican zu schreiben, so schlug ich in dem Werk der Mrs. Starke nach, um Ihnen wo möglich einige genaue Angaben in Fußen und Zollen mitzutheilen, und fand: „der gegenwärtige Umfang (des Vatican's) wird auf nahe an siebenzigtausend Fuß berechnet.“ Hier brauche ich blos das der Verfasserin geläufige: „!!!!“ hinzusetzen, wenn ich ihr auf's Wort glauben will. Aber eine Meile hält nur 5280 Fuß, und hiernach müßte der Vatican einen Umfang von mehr als dreizehn unserer Meilen haben, welches nicht viel weniger ist, als der Umfang von ganz Rom innerhalb der jetzigen Mauern. Siebentausend Fuß würde der Wahrheit schon einigermaßen näher kommen; aber selbst die letztere Annahme ist um ein Merkliches zu groß.

Was nun die vergleichungsweise Glaubwürdigkeit von Handschriften und von gedruckten Büchern betrifft, so kann man sich doch wegen der Genauigkeit des Textes weit mehr auf letztere verlassen; denn wenn auch Druckfehler kaum vermieden werden können, so geben wiederholte Auflagen doch hinreichende Gelegenheit zur Verbesserung derselben, welches bei wiederholten Abschriften von handschriftlichen Werken nicht leicht der Fall sein kann. Die Ausgaben letzter Hand von irgend einem wichtigen Werke zieht man daher mit Recht als die correctesten den frühern vor, zumal, wenn solche noch bei Lebzeiten des Verfassers erschienen sind. Wer aber kann sagen, wann die wenigen Handschriften, die wir von Plinius noch haben, wirklich abgeschrieben wurden? oder zu welcher Zeit, durch wen, und unter wessen berichtigender Durchsicht solches geschehen ist? Wer also ein großes Gewicht auf die Behauptung irgend eines Factums legt, welches keinen andern Beweis in sich hat, als die historische Glaubwürdigkeit, und welches folglich immer nur eine Behauptung nach Hörensagen bleibt, der wird oftmals fehlgreifen, zumal wenn ein Buch, sei es ein handschriftliches oder ein gedrucktes, die einzige Auctorität ist und bleibt. Es gibt allerdings Gegenstände, deren öffentliche Notorietät an bestimmten Orten zur Zeit, wo sie eben mitgetheilt werden, den Schriftsteller in den Stand setzt, ganz genaue Auskunft darüber zu geben, so daß man in solchem Falle seinen Worten allgemeinen

Glauben schenken kann; doch wenn es sich von Dingen handelt, welche der Gewährsmann selbst erst aus der zweiten oder dritten Hand erhielt, und welche keineswegs zu den zu seiner Zeit notorischen Dingen gehören, dann wird man bisweilen weit sicherer gehen, wenn man einem wichtigern Umstande mehr als irgend einer klassisch genannten Stelle vertraut, wenn auch die Schreibart des Verfassers so schön und sententiös ist, als irgend möglich. Wenn nämlich erwiesen werden kann, daß der Apollo des Vatican wirklich von carrarischem Marmor ist, so ist kaum wahrscheinlich, daß diese Bildsäule griechischen Ursprungs sein könne, und sinkt dann mit einem Male zu einer bloßen Copie herab; denn kein römischer Bildhauer war im Stande, dergleichen zu erfinden. Noch bleibt der Ausweg übrig, daß dieser Apollo das Werk eines griechischen Künstlers gewesen sei, der sich in Italien aufhielt. In der That ist es sogar möglich, daß ein Marmorblock aus Carrara nach Griechenland gekommen sei; doch alsdann wäre es ein sonderbarer Zufall, wenn er grade zu diesem in seiner Art einzigen Meisterwerk benutzt worden wäre.

Die Frescomalerei, von Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle, welche das „jüngste Gericht" darstellt, ist eine der außerordentlichsten Vermischungen des Erhabenen mit dem Fratzenhaften in der schönen Kunst. Die Anekdote von diesem Maler wird Ihnen bekannt sein, daß er einmal in den farnesischen Pallast kam, als Raphael eben

mit seinen berühmten Frescogemälden beschäftigt war, unter denen sich auch eine Galathea befand, und daß Michel Angelo, weil eben Niemand sonst zugegen war, im Aerger über die liebliche Zeichnung des göttlichen Meisters, den Umriß eines gigantischen Hauptes an einen Karnieß mit Kohle entwarf. Dieser Kopf ist noch zu sehen; denn Raphael war so artig, ihn stehen zu lassen, und Jedermann sieht darin noch heute eine Probe des Wetteifers beider Künstler. Michel Angelo hat sein „Jüngstes Gericht“ in denselben Ideen des Großartigen durchgeführt, die aus der Umrißzeichnung im farnesischen Pallast schon allein erkannt werden kann. Es ist kein gefälliges Gemälde, und der Gegenstand selbst schien dieses zu verbieten; aber es ist dagegen ganz außerordentlich in seiner Art. Ich kann die Werke dieser beiden Künstler nicht ansehen, ohne darüber nachzusinnen, was ein Künstler von Michel Angelo's großartigen Ideen leisten könnte, wenn er dabei die Zartheit und Innigkeit Raphael's besäße. Eben so könnte man fragen, was Shakespeare aus Milton's Gegenstande würde gemacht haben, wenn er zugleich Milton's Bildung nnd Geschmack besessen hätte. Gewiß wäre alsdann Nichts aus Virgil nach Dante's Ueberarbeitung entwendet worden.

Wegen der ausführlichen Beschreibung der Kunstschätze, welche nicht bloß der Vatican im Ueberfluß besitzt, verweise ich Sie wiederholt auf die Schriften der Reisenden von Fach; denn meine kleinen Nachlesen enthal-

ten, wie Sie sehen, mehr meine eignen Empfindungen und Ansichten, als den Nachhall der gewöhnlichen Meinungen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Ein Picnic auf dem Monte Mario. — Verschiedene Weisen in Europa, einander anzureden. — Ansicht von Rom vom Monte Mario. — Vergleichung zwischen Neu-Rom und New-York. — Geringschätzung der Römer gegen Fremde. — Erhaltung Roms vor gänzlichem Verfall durch das Papstthum. — Roms endliches Schicksal. — Der Picnic.

Die Fürstin B——, eine russische Dame, die sich ihrer Gesundheit wegen in Rom aufhält, hat neulich einen „Picnic" auf dem Monte Mario gegeben; — wenn man es einen Picnic nennen kann, wenn nur Wenige zu den Kosten beitragen. Ein Picnic auf dem Monte Mario? Es war keine Schmauserei in einer Ruine, sondern über einer Ruine, und wenn ich nicht aus Artigkeit gegen eine solche liebenswürdige Dame hätte dabei sein müssen, so würde ich lieber die Einladung abgelehnt haben. Weil es nun einmal nicht anders sein konnte, so schwang ich mich auf den Chighi *) — nicht

---

*) Die Italiener bedienen sich des Artikels, wenn sie von andern Personen reden, in der vertrauten Sprechweise. Sie sagen nicht bloß: die Pasta, sondern auch öfters: die Borghese,

den Fürsten meine ich, sondern das nach ihm benannte Pferd aus seinem Gestüt; und begab mich ein Paar Stunden früher als die bestimmte Zeit auf den Weg. Beiläufig gesagt, ich erinnere mich nicht, daß ich irgendwo erwähnt hätte, wie man in Europa einander in Gesellschaften anzureden pflegt; nur das Einzige erinnere ich mich, daß ich Ihnen schon gesagt habe, die einfachste Weise im Umgange mit Gebildeten gelte im Allgemeinen für die beste, und dieses wird Ihnen eben so gut einleuchten, als den Leuten hier.

Die Deutschen stehen längst in dem Ruf, daß sie ängstlich darauf halten, Jedermann seinen amtlichen Titel zu geben. Hierin gleichen sie einigermaßen den Leuten in Neu-England, welche außerordentlich viel auf Titel halten, dagegen öfter auf unziemliche und selbst beleidigende Weise die in Gesellschaften gebräuchlichen Benennungen vergessen oder verwechseln. Da hören Sie denselben Mann, der eben noch einen Diebsfänger nachdrücklich: Sicherheitsbeamter Rehbock! angeredet hat, von einem gebildeten und angesehenen Mann ohne Um-

---

die Ghighi, wenn sie von den Prinzessinnen dieses Namens reden. Gebildete Italiener beobachten indessen den nöthigen Unterschied, und meines Wissens wird es für unhöflich gehalten, auch nur von Künstlerinnen zu reden, ohne Madama oder Signora ihren Namen vorzusetzen. Doch ist es selbst in den bessern Gesellschaften nicht durchaus üblich. Nur die spießbürgerlich Artigen und solche Leute, welche den großen Ton affectiren, pflegen hierin bisweilen etwas zu übertreiben.

stände sagen: der Peter, der alte Peter, mein guter Peter, wenn auch durchaus kein vertrauliches Verhältniß solche Ausdrücke rechtfertigt. „Wohlgeboren, Hochwohlgeboren“ und ähnliche Titel sind den Deutschen besonders in Briefen geringerer Personen an höhere sehr geläufig, aber nicht durchaus unerläßlich; doch wehe denen, die es unterlassen, Jemanden seinen officiellen, amtlichen Titel zu geben! In Frankreich wird man dergleichen wenig gewahr, außer in Dienst- und Geschäftsverhältnissen. So hört man in letzterem Falle öfter die Anreden: Herr Präfect, Herr Unterpräfect, ja wohl gar Herr Sergeant, — in Gesellschaften aber äußerst selten, oder vielmehr niemals. Militärische Titel, so lange Jemand nicht wenigstens Generalsrang hat, werden fast Niemanden gegeben. Dieses rührt zum Theil von dem Umstande her, daß die meisten Officiere von hohem Adel waren oder noch sind, und daß also die Anreden nach dem Rangsunterschied als die ehrenvollsten betrachtet wurden. Dieser Brauch besteht auch mehr oder weniger in England. Eben jetzt hält sich ein Engländer in Rom auf, den ich kenne und der mir neulich eine Karte daließ, worauf er sich Oberstlieutenant betitelte. Ich fragte ihn, warum er bisher noch nie dieses Titels sich bedient hätte. Er antwortete, daß er bis vor wenigen Tagen bloß auf halbem Sold gestanden habe, jetzt aber sei er wirklich wieder der Armee zugetheilt worden, wenn auch sein Regiment in einem entlegenen Lande stehe. Ich erinnere

mich nicht, daß er von irgend Jemanden seinem hohen Officiersrange gemäß wäre angeredet worden, und ich vermuthe fast, daß über die Hälfte seiner Bekannten eben so wenig darum wußten, wie ich, daß dieser Mann irgend einen Posten in der Armee bekleide.

Die gemeinen Italiener sind mit hohen Titulaturen äußerst verschwenderisch; die gewöhnliche Anrede gegen jeden anständig gekleideten Mann ist: „Eure Excellenz", und manche Aufschriften auf Briefen sind wunderlich genug. Im Uebrigen aber ist hier der gebildete Umgangston so anständig und einfach, wie an andern Orten.

Doch wieder zurück zum Monte Mario. Dieses ist ein Ort, den ich öfter besuche, und letzthin war ich glücklich genug, mich ganz allein daselbst zu befinden. Eine Pappelallee ist längs dem Rande des Hügels angelegt; und hier wählte ich mir einen bequemen Platz und blieb wohl länger als eine Stunde sitzen, ganz meinen einsamen Betrachtungen mich hingebend. Die Aussicht von diesem Hügel über Rom ist zwar nicht ganz so umfassend, wie die vom Montmartre aus über Paris; doch ist diese noch immer die beste Aussicht von oben herab, die man von einer der umliegenden Anhöhen auf Rom genießen kann, wenn auch nicht besser als von der Kuppel der Sanct-Peterskirche, oder eben so gut als von dem Thurm des Capitols. Es ist jedenfalls eine schöne und anmuthige Aussicht, die man auf einem Morgenspazierritt gern mitgenießt.

Die Vergleichung zwischen Rom, wie es jetzt ist, und einer unserer großen Städte, hat sich mir fast bei jeder Veranlassung wiederholt aufgedrungen. Das heutige Rom und New-York zum Beispiel sind in moralischer Hinsicht einander gradezu entgegengesetzt und physisch ebenfalls. Die eine ist eine Stadt voll herrlicher Erinnerungen, die andere voll großer Hoffnungen. In der einen scheinen die Leute sich mit Nichts beschäftigen zu wollen, als mit Rückblicken in vergangene Zeiten, in der andern beschäftigt man sich bloß mit allerlei Entwürfen für die nächste Zukunft. Hier schlummern die Menschen auf ihren Ruinen, bei uns brüsten sie sich geschäftig auf immer neuen Unternehmungen. Der Römer begnügt sich mit dem Stolz auf das, was seine Vorfahren einst gewesen sind; wir setzen unsern Ruhm in das, was unsre Nachkommen einst werden könnten.

Dieses sind die augenfälligsten Unterschiede zwischen dem heutigen Rom und unserer Vaterstadt; sie sind das, wodurch sich Beide beim ersten Blick verschieden zeigen. Es gibt aber noch andere Unterschiede, die tiefer im innern Wesen beider Bevölkerungen gegründet scheinen. Die Ueberlieferungen aus einer Vorzeit von drittehalb Jahrtausenden haben in den Gemüthern der Römer ein Selbstgefühl erweckt, welches eine Ansiedlungs- und Provincialgeschichte von ein Paar Jahrhunderten in den Bewohnern der Manhattan-Insel noch nicht zu erregen vermochte. Die Leute, welche jetzt innerhalb der Mauern

Roms sich befinden, sind gleichsam ein Bruchstück der Millionen, die vormals durch ihre Straßen sich drängten; während diejenigen, die jetzt so geschäftig durch die Straßen von New-York sich regen, alle Mühe haben würden, noch einige wenige Nachkommen der Bürger einer frühern Generation aufzufinden. Rom ist, wie vormals Troja, wenigstens gewesen; aber es scheint nicht, daß New-York, so sehr sich jährlich seine Bewohner um viele Tausende vermehren, jemals sein wird.

Die Gelehrten, die Gebildeten, die Aufgeklärten aller Nationen ziehen scharenweise nach Rom und huldigen der vergangenen und gegenwärtigen Kunst der Römer, und diese blicken auf sie wie auf die Nachkommen barbarischer Völker herab. Die Macht des Geldes einerseits und der Drang der Noth auf der andern Seite haben zwar dieses Gefühl von Verachtung allmählig gemildert; aber Spuren desselben sind noch häufig leicht zu entdecken. Ein Amerikaner hatte neulich eine Bittschrift bei der römischen Regierung einzureichen und sagte dem Beamten, das Gesuch werde durch seine Landsleute unterstützt werden. „Was ist denn Amerika anders", wurde ihm hochmüthig entgegnet, „als ein Land, das Schiffe hat!" — Freilich, ein Schiff ist ihnen nicht so viel werth, als eine alterthümliche Gemme! —

Wir werden von manchen Andern für Barbaren ausgeschrieen, die noch weniger Ansprüche auf fremde Achtung machen können als diese Römer. Diejenigen,

welche unsere Märkte überschwemmen, kommen bloß in der Hoffnung des Gewinnes, und bringen nichts mit, als ihr Geld und ihre Habsucht. Ein Römer wird in seiner Krämerbude kaum sich die Mühe geben, eine Leiter hinanzusteigen, um vielleicht einen Scudo zu verdienen; doch so wie es einigermaßen verlautet, es sei Einer angelangt, der Gold hat, so wird er der Abgott der flüchtigen Stunde, bis ihn ein Anderer ablös't. Nichts kann den, der Gold bringt, vor völliger Ausplünderung retten, als die Ueberzeugung, daß außer ihm noch viele Andere kommen, die eben so volle Goldbörsen haben.

Rom ist eine Stadt voll Palläste, Denkmähler und Kirchen, die bereits Jahrhunderte überdauert haben; New-York zeigt nichts, als baukünstlerische Nothbehelfe, die kein Menschenalter überleben, so wenig wie die Menschen darin. Der Römer ist stolz auf seinen Geburtsort und auf seine Vergangenheit; sein gegenwärtiger Zustand genügt ihm, und es dünkt ihm rühmlich, seine Abstammung weit genug rückwärts, vielleicht bis zu irgend einem römischen Consul verfolgen zu können. In New-York wird dagegen so wenig Werth auf alte Abstammung, auf Thaten der Vorzeit gesetzt, kurz auf Nichts, was nicht unmittelbar Geld ist, daß über die Hälfte seiner Einwohner, statt auf ihre Familie stolz zu sein, oder auf ihre geschichtlichen Erinnerungen oder ruhmwürdige Thaten, öfter kaum genau wissen, welcher Nation sie eigentlich angehören. Während die Nachkommen derjenigen,

die einst den Palatinischen Hügel umwohnten, an ihrer Geschichte und Ueberlieferung mit einer Innigkeit haften, die sie mit derselben Theilnahme einander verbindet, als ob jene Erinnerungen die gemeinschaftlichen Erlebnisse des gestrigen Tages umfaßten; — so gibt es auf der weiten Erde wohl keine Stadtbevölkerung außer der unsrigen, in welcher alle geselligen Verhältnisse, sofern sie auf irgend etwas Anderes als unmittelbaren und offenbaren Vortheil Bezug haben, so äußerst unbeständig und lose zusammenhängen.

„Welches von beiden Völkern ist glücklicher?“ so fragte ich mich selbst, während ich meine Blicke über die sagenreiche Gegend gleiten ließ, „diejenigen, welche ihr Dasein in diesen Erinnerungen verträumen, oder die, welche den Augenblick mit solcher Gier ergreifen, als gälte es, Vergangenheit und Zukunft in einen Tag zusammenzupressen, die bloß darum zu leben scheinen, um, wenn die Nacht kommt, sich zu rühmen, daß sie abermals reicher geworden, als sie am Morgen waren?“ Diese Frage ist nicht leicht beantwortet; obschon ich tausendmal vorziehen möchte, daß das Loos meines Lebens mir in Rom zugetheilt gewesen wäre, als in New-York oder in irgend einer bloß Handel treibenden Stadt. Denn was die Krämerseelen in New-York betrifft, so möchte ich „lieber ein Hund sein und den Mond anbellen, als solch ein Römer.“

Die Römer verachten die Yankees, und die Yankees

verachten die Römer; die Einen deßhalb, weil jene bloß an die vorübergehenden Interessen des Augenblicks denken, die Andern diese, weil sie gar nicht an dieselben denken. Die Bewohner der „ewigen Stadt“ sind ein Theil der Nachkommen jener alten Römer, die an dieser Stelle einst die bekannte Welt beherrschten; sie stammen von Männern ab, die, umgeben von den Denkmählern der Großthaten ihrer Vorfahren, die von den erhabenen Gesinnungen durchwärmt, die sich in den Ereignissen ihrer Vorzeit aussprachen, wenn auch zu schwach, es ihnen gleich zu thun, doch in der Erinnerung sich gehoben fühlten, und diese Erinnerung als ihr bestes Erbe den späten Nachkommen zu erhalten strebten. Dagegen der große Handelsplatz des Westen, was ist er anders, als ein Zusammenströmen von Abenteurern aus allen Weltgegenden, die alle Bande, die sie an ihr Geburtsland knüpften, zerrissen, jedes Gefühl für Nationalität verläugnet, jede Werthschätzung historischer Beziehungen vergessen haben; denen keine anderen Ueberlieferungen zusagen, als die sich auf die Whittingtone unserer Tage beziehen, und die für keine andere Größe empfänglich sind, als für die Größe eines Inventariums. Die Einen sind öfters thöricht, indem sie das Positive mit dem Idealen verwechseln; die Andern sind unvermögend, sich über die Grenzen der niedrigsten menschlichen Bestrebungen hoch genug zu erheben, um eines Gefühls theilhaftig zu werden, das etwas mehr ist, als das Bewußtsein, ihr ganzes Leben im beständigen

Abquälen nach Gewinn zugebracht zu haben. „Dollars, Dollars, Dollars, Dollars; Actien, Actien, Actien, Actien!“

Ich wiederhole es, die Welt hat keine zwei Städte aufzuweisen, deren Bewohner in ihren geschichtlichen Erlebnissen, ihren Gewohnheiten, Vorstellungen, Beschäftigungen, in ihrem Ursprung, in ihrer Entwicklung, in ihren charakteristischen Eigenschaften so durchaus einander entgegengesetzt wären, als Neu-Rom und New-York. Wäre es möglich, daß die Bewohner beider Städte wechselweise ein Jahr lang in den Umgebungen der andern zuzubringen sich bewegen ließen, so würde dieser gegenseitige Verkehr auf Beide einen heilsamen Einfluß ausüben; die Einen würden muthmaßlich ein wenig aus ihrem trägen Hinbrüten über vergangene Jahrhunderte aufgerüttelt werden, und die Andern würden vielleicht zur Erkenntniß kommen, daß es noch andere Dinge des menschlichen Strebens würdig gebe, als bloß Geld, und wieder Geld, und abermals Geld.

Wie lange Rom noch werde bestehen können, ist ebenfalls eine Frage, welche zu manchen verwickelten Untersuchungen führen kann. Ich erinnere mich nicht, innerhalb seiner jetzigen Mauern nur ein einziges neues Gebäude gesehen zu haben, das im Bau begriffen gewesen wäre; die bereits vorhandenen Häuser scheinen allen Bedürfnissen zu entsprechen. Die lange Dauer der päpstlichen Suprematie, welche dem gesunkenen Ansehen der alten Kaiser unmittelbar nachfolgte, ist das Mittel gewe-

sen, durch welches Rom sich noch bis in unsere Zeiten erhalten hat. Wäre dieses nicht gewesen, so läge die „ewige Stadt" vermuthlich längst in Trümmern, und es gäbe keine Römer mehr. Die Palläste der Vornehmen, von denen manche überdieß ausgedehnte Ländereien besitzen, — selbst die allgemeine in Europa zunehmende Geschmacksbildung, wie das vermehrte Interesse an Kunstschätzen und Alterthümern, welches ganze Schaaren von Fremden zu ihrer Ausbildung oder zu ihrem Vergnügen nach Rom zieht, — und der Handel in Cameen, Mosaic, Bildhauerarbeiten und Abgüssen, welche die Einnahmen der Einwohner nicht wenig vermehren hilft, Alles dieses kann vielleicht das jetzige Rom noch mehre Jahrhunderte hindurch zu einer interessanten Stadt machen. Ihr ärgster Feind ist die Malaria, von welcher Manche behaupten, daß sie langsam aber unabwendbar in ihrem verderblichen Einfluß immer weiter um sich greife, während Andere noch immer der Meinung sind, das Uebel sei bloß stationär. Da die Abdachung nach dem Meere der Natur der Sache gemäß nach und nach abnehmen muß, so liegt es gar nicht im Reiche der Unmöglichkeit, daß das endliche Schicksal dieser berühmten Stadt vielleicht durch den langsamen vernichtenden Einfluß jener unsichtbaren, geheimnißvollen Potenzen bereits im Voraus entschieden sei, deren sich die Vorsehung zur Vollbringung ihrer unerforschlichen Absichten bedient. Nach allen seinen Kriegen, Belagerungen, Feuersbrünsten wird also Rom dereinst

fallen, wie es den Anschein hat, wenn es keine Bewohner mehr zählt, die über seinen Ruinen trauern! Wenn Sie also nur ein wenig eilen, so werden Sie gleichwohl noch im Stande sein, eher nach Rom zu kommen, ehe diese furchtbare Verödung verwirklicht wird. Gleich der schon so oft vorher verkündeten und so sehnlich herbeigewünschten Auflösung der amerikanischen Union wird hoffentlich Dieses eben so wenig wie Jenes erfüllt werden, so lange wir Beide noch am Leben sind.

Aber über diesen Betrachtungen habe ich unsern Picnic auf dem Monte Mario ganz vergessen. Russen, Polen, Franzosen, Schweizer, Deutsche u. s. w. befanden sich in dieser Gesellschaft, aber keine Engländer. Ich war der Einzige in der Gesellschaft, dessen Muttersprache die englische war. Unter die Bäume wurde der Tisch gestellt, um welchen wir auf eine Weise Platz nahmen, daß Keinem die Aussicht nach Rom verdeckt wurde; während Jedermann nach Lust und Behagen die Freuden des ländlichen Mahls genoß. Eine Gewitterwolke lagerte sich um die Sabinischen Hügel und bildete einen hehren Hintergrund zu dem weitausgebreiteten Panorama von Ruinen. Doch über Rom schien fortwährend die Sonne, als wolle sie uns verkünden, daß sie noch nicht aufhöre, über Rom auf- und unterzugehen.

Unter den Gästen war ein geistreicher Franzose, der ein unterhaltendes Buch, eine Reise durch sein Schlafzimmer, geschrieben hat. Um nun einen practischen Com-

mentar zu seinen theoretischen Reisen zu machen, war er eben auf einer Reise durch Europa begriffen in einem „Gig". —

Sechsundzwanzigster Brief.

Der Carneval zu Rom. — Maskerade im Theater. — Lächerliches Mißverständniß. — Scherz über einen Geistlichen aus Neu-England. — Schönheit der römischen Frauen. — Carnevals-Freuden. — Zuckerwerk-Artillerie. — Wettrennen. — Fackelauslöschen. — Fasten- und Psalmsonntags-Gebräuche. — Canonische Vorschriften der römisch-katholischen Kirche. — Kardinäle. — Päpste. — Feierlichkeiten in der Charwoche. — Päpstlicher Segen. — Wirkung der religiösen Ceremonien. — Erleuchtung der St.-Peterskirche. — Feuerwerk.

Die Faschingszeit mit ihren Narrheiten und Späßen ist vorüber; und jetzt sind wir in der Charwoche. Während des Carnewals läßt die päpstliche Regierung in ihrer Strenge bedeutend nach, indem sie Bälle, Maskeraden, Ballete und Opern gestattet. Obgleich Rom mehre Theater besitzt, so wird doch das Oeffnen derselben nur in dieser Jahrszeit erlaubter Ausgelassenheit gestattet; denn der geistliche Charakter der Regierung verbietet Manches, worauf man anderswo wenig Wichtigkeit zu legen pflegt.

Die öffentlichen Maskeraden werden in den Theatern gehalten. Eins besonders, in unserer unmittelbaren Nachbarschaft, wurde zu solchem Zweck häufig in Anspruch

genommen, und die Musik allein belohnte die Mühe des Anziehens und Maskirens. Parterre und Scene waren in gleicher Erhöhung, so daß auf diese Weise eine ungeheure „Sala" entstand; die Logen, welche in Europa fast immer durch Verschläge von einander abgesondert sind, werden von einzelnen Familien oder Gesellschaften gemiethet, um, ohne maskirt zu sein, den Spaß mit ansehen zu können. Ich gestehe, daß ich närrisch genug war, eine Maske vorzuziehen, obschon ich niemals weiter gegangen bin, als bis zum Domino. An solchen Orten erscheinen Krieger, Griechen, Landleute, Dottori, ein Lieblingscharakter der Römer, Teufel und Arlechino's in gehöriger Anzahl. Die Italiener sind ein Volk voll heitrer Laune und lustiger Schwänke, und sie spielen ihre Rollen weit besser als irgend andere Nationen. Im Ganzen aber bleibt eine Maskerade höchstens eine drollige Unterhaltung; es ist weit leichter, das zu einem schönen Anzug erforderliche Geld aufzutreiben, als den nöthigen Witz zur vollkommenen Durchführung eines Charakters!

Ein lächerlicher Vorfall, der mich selbst betraf, trug sich bei einer Maskerade auf dem genannten Theater zu. Die Familien, welche die untere Logenreihe einnehmen, gehören meistens den mittleren Ständen an, weil die Dielenflur, um sie der Höhe der Scene gleich zu machen, im Parterre so hoch gehoben wird, daß Familien aus höhern Ständen in den untern Logen sich nicht gehörig

allein dünken. Die Masken gehn vorüber und bleiben auch stehn, wenn es ihnen gefällt, um sich mit denen zu unterhalten, die nicht maskirt sind. Indem ich ebenfalls an einer der Logen vorüberging, überraschte mich die außerordentliche Schönheit eines etwa siebenzehnjährigen Mädchens. Ihr Anzug war vorzüglich gut gewählt, und ihr Gesicht war ein Ideal classischer Züge und vollkommener Anmuth. Ich war so entzückt durch diese Erscheinung, daß ich einige meiner Freunde aufsuchte, damit ihnen der seltne Anblick einer so vollendeten Schönheit nicht entginge. Die Bewundrung war allgemein, und das schöne Mädchen empfing unsere Huldigung mit einem bescheidenen Selbstgefühl, das ihre Reize noch verschönerte. Endlich verließ die Gesellschaft, zu der sie gehörte, die Loge und erschien im Saale. Zwei von uns gingen ihr nach, um diese Schönheit etwas näher zu betrachten und zu sehn, ob wir gar keine Mängel an derselben entdecken könnten. Als ich im Gedränge ihr ganz nahe war, begann sie zu sprechen, und es ging mir wie dem Slender in den „Lustigen Weibern von Windsor", — ich entdeckte auf einmal an einer krächzenden Stimme, wie sie jemals aus der Kehle eines halbwüchsigen Knaben von etwa 15 Jahren kam, daß es nur ein übrigens wohlgestalteter Junge war. Ein classisches Aeußeres, schöne Augen, etwas Schminke und der passende Anzug hatte uns Alle getäuscht. Der Eindruck, den bisweilen solche Masken hervorbringen, versetzt Manchen in das

Reich romantischer und zauberhafter Sagen und macht Manches wahrscheinlich, was einer lebhaften Einbildungskraft kaum möglich erscheint.

Es gereichte mir zur Unterhaltung, manche von unsern Landsleuten mitten in dieser bunten Menge anzutreffen, ungeachtet sie in Amerika Anstand genommen haben würden, sich bei einer solchen Lustbarkeit sehn zu lassen. Hier konnte man den Umfang persönlicher Freiheit bei individuellen Handlungen beurtheilen, der in einem Lande voll feststehender Gewohnheiten statt findet, wenn man nämlich das Benehmen seiner Eingebornen in der Fremde beobachtet. Es kam ein jugendlicher, neckischer Einfall über W— —. Vor ein Paar Abenden bemerkte er einen Geistlichen aus Neu-England mitten unter den Tänzern und Masken. Er war sogleich entschlossen, ihn zu foppen, näherte sich ihm, und sagte in gebrochenem Englisch, es sei Jemand auf dem Ball, der sich alle Mühe gegeben habe, ihn aufzufinden; wenn es ihm gefällig sei, so wolle er, nämlich W— —, ihn an die Stelle führen, wo er Jenen treffen könne. Der Prediger willigte ein mit vertrauendem Blick, ließ sich gutwillig hinführen und der abscheulichsten Teufelsfratze vorstellen, die sich an diesem Abende blicken ließ. Der Prediger verlor seine ruhige Haltung nicht, und W— — überließ ihn seinem geschwornen Feinde, um den berufsmäßigen Kampf mit demselben auszufechten. Ich erzähle Ihnen dieses nicht in der Absicht, diesen Ehrenmann deßhalb zu tadeln,

weil er eine Maskerade besucht hat, sondern bloß des Contrastes wegen mit dem, was unsere Gewohnheiten zu Hause gestatten und nicht gestatten. Frömmelei hat noch nie die wahre Religion gefördert und eben so wenig der Verderbniß der Sitten entgegengewirkt; sie hat vielmehr, wie die in Alles sich mischende, Alles bekrittelnde Klatschsucht, scheinheilige Heuchelei befördert, — die widerwärtigste aller menschlichen Sündhaftigkeit. Dieser Prediger aber war durch seine schonende Nächstenliebe und seinen reinen Lebenswandel bekannt, und dieses bürgt für seinen Charakter.

Ganz vorzüglich zog mich die eigenthümliche Schönheit der Frauen an, die während der letzten Woche der Faschingszeit in den Straßen Roms zu sehn waren; die Meisten von ihnen gehörten den mittlern Ständen an, und da ich sie am hellen Tage sah, so konnte ich mich nicht leicht über ihre Schönheit täuschen. Sie waren sämmtlich zart geformt, wie die amerikanischen Frauen, doch anmuthiger in den Umrissen der Brust und der Schultern gebildet; dabei fehlt es ihnen nicht an jugendlich frischem Aussehn; ihr Benehmen war meistens ächt weiblich und anspruchslos.

Gewiß, an keinem Ort habe ich die lustigen Aufzüge des Carnevals so sinn- und geistreich durchführen sehen. Die jüngern Fremden wissen sich in die allgemeine Lust mit nicht weniger gutem Geschmack hineinzufinden, wie die gebornen Italiener selbst. Nicht ohne theilnehmenden

Lachreiz vermag man die unzähligen Schnurren mit anzusehn. Die Römer haben einen eigenthümlichen Brauch, der darin besteht, daß sie einander mit nachgemachtem Zuckerwerk werfen. Da sieht man Männer von dem ernsthaftesten Aeußern in ihren Kutschen vorüberfahren und plötzlich aufspringen, um die Vorübergehenden mit einer Handvoll dieses zierlichen Schießmaterials zu begrüßen. Damit noch nicht zufrieden, hat man eine Art von Geschützen ersonnen, womit diese „Confetti" so nachdrücklich und so sicher abgeschossen werden können, daß man kaum vor einer solchen Ladung sich zu retten weiß. So sah man hier junge Engländer auf Karren, welche mit täuschender Aehnlichkeit Schiffe vorstellten, mit zehn bis zwölf Personen bemannt, sämmtlich in Matrosentracht; und wenn zwei solche Schiffe einander zufällig, Raa gegen Raa begegneten, — denn immer fahren die Wagen in zwei Reihen, die eine vor-, die andere rückwärts durch die nicht sehr breite Straße, — dann wurden gewöhnlich beiderseits volle Ladungen auf einander abgefeuert. Wer es irgend bestreiten kann, miethet ein Zimmer auf dem Corso, um die Maskenzüge mit anzusehn; Fenster und Balkone sind voll von Zuschauerinnen und versäumen diese, ihre Freunde unten mit einem artigen Kußhändchen zu begrüßen, so werden beide Parteien in gegenseitigen Würfen handgemein.

Man wird fast wider Willen in die allgemeine Thorheit mit hineingezogen; mir war es ein wohlthuen-

des Gefühl, daß diese gemeinschaftliche Lustigkeit Aller die gegenseitige Anhänglichkeit und Zuneigung der Bevölkerung vermehren muß. Die Polizei trägt Sorge, daß der Spaß nirgends in ernsten Unfug ausarte; sogar einige „Confetti“=Geschütze wurden unterdrückt, um manchen unangenehmen Folgen vorzubeugen. Wollte Jemand einen etwas zu derben Wurf von Confetti übel nehmen, während er selbst unter den Spaßmachern sich befindet, so würde man ihn für einen albernen und unverträglichen Menschen halten. Es war ein Gerücht, daß in Folge einiger Würfe eine Herausforderung vorgefallen sei, und obgleich beide Theile schon vorher mit einander gespannt waren, so wurde doch der Herausforderer allgemein als ein widerwärtiger Mensch getadelt, der von den Straßenlustbarkeiten ganz und gar hätte wegbleiben sollen.

Die berühmten Pferderennen, deren mehre in der vorigen Woche gehalten wurden, glichen denen von Florenz, doch wurden sie mit weit mehr unmittelbarer Theilnahme geleitet. Die Rennpferde liefen etwa eine Meile Wegs durch das dichte Volksgewühl, welches sie mit Schreien und Gebärden antrieb. Sie wissen, diese Pferde laufen ohne Reiter; aber lederne Riemen sind am Rückengeschirr befestigt, indem sie zugleich am Gurt und am Schwanzriemen fest geschnallt werden, und diese besondern Riemen sind mit Bleikugeln beschwert und mit kurzen Eisenstacheln besetzt, hinreichend spitz, um

als Sporen dienen zu können, wenn sie während dem Lauf des Pferdes die Seiten desselben treffen. Diese Vorrichtung sieht einigermaßen grausam aus; doch im Ganzen ist das Spornen und Peitschen der Jockey's weit ärger. Zwar sieht man die Bleikugelriemen in beständiger Bewegung, doch scheint es nicht, daß sie den Pferden sonderlich wehe thun können.

Dieses Wettrennen ist eigentlich nicht viel mehr als Kinderei; nur hat die Art und Weise etwas Schreckhaftes, wie die Straße, ehe der Wettlauf beginnt, freigemacht wird. Dazu müssen Sie sich eine ganz gerade und gar nicht breite Straße vorstellen, die buchstäblich mit Menschen vollgepropft ist. Mit einem Mal sieht man eine Abtheilung berittener Gensdarmen am einen Ende der Straße; sie fangen an, die Mitte der Straße frei zu machen, indem sie in allmählig verstärktem Trab vorwärts reiten. Nach und nach gehen sie aus dem Trab in Galopp über, und Knie an Knie fest anschließend, durchfliegen endlich diese zehn oder zwölf Mann den Menschenschwarm mit solcher Eile, als ihre Pferde es aushalten können. Zu beiden Seiten sieht man die wogende Menschenmenge ausweichen, wie die Wellen im Sturm vor dem Bug eines Schiffes zurückprallen; manchmal scheint es fast unmöglich, daß die Menge ungefährdet ausweichen könne. Bisweilen fällt auch wohl ein Unglück vor, doch äußerst selten. Dieses Durchreiten um

den Weg frei zu machen, schien mir das Sehenswürdigste bei dem ganzen Spaß.

Aber vorzüglich unterhaltend ist die Volksbelustigung, womit diese Fastnachtsspäße auf den Straßen beschlossen werden. Kaum ist die Sonne untergegangen, so erscheint Jedermann mit einem oder zwei Windlichtern. Diese Windlichter sind theils zu diesem Zweck besonders zubereitete Wachskerzen, theils gewöhnliche Pechfackeln. Jedermann hat das Recht, seinem Nachbar das Licht auszulöschen. Ganz gemeine Straßenmasken sieht man an fürstlichen Wagen hinaufspringen, um ihnen die Fackeln auszublasen, die aber schnell wieder angezündet werden, als ob es ein Ehrenpunkt sei, sie immer brennend zu erhalten. Manche kletten sogar zu den Balkonen hinauf, um die Lichter auszulöschen, und von oben herab wirft man nach dem Vorübergehenden, damit ihre Lichter erlöschen. Es hat wirklich ein spaßhaftes Ansehen, wenn mancher ehrwürdige alte Mann sorgfältig seine Fackel vor Jemanden beschützt, der ihn von vornen angreift, blos um ihn zu necken, während ganz langsam von hinten her ein Lichtknecht an einem langen Stock befestigt, sich auf seine Fackel herabläßt und sie völlig auslöscht. Alle lachen, und der Ueberwundene selbst stimmt endlich ein in den allgemeinen Jubel, indem er schnell seine Fackel wieder anzündet. Diese Lustbarkeit führt den Namen der „mocheletti", und man sagt, es sei dieß eine Nachahmung der alten Saturnalien.

Die anmuthige Stille der Fastenzeit folgte auf die rauschenden und lärmenden Schnurren des Carnevals. Doch hätte ich beinah vergessen, daß die Vornehmen die Faschingsbelustigungen durch kleine Gelage beschließen, bei welchen es hoch her geht. Die Strenge der Fasten wird, was mir aufgefallen ist, hier durchaus nicht so genau beobachtet, wie an andern Orten; aber die allgemeinen Religionsgebräuche wurden dagegen mit weit prachtvollerer Feierlichkeit von der römisch-katholischen Geistlichkeit begangen. Sowie die Leidenswoche anfing, sahen wir, daß wir uns im Mittelpunkte der Christenheit befanden. Der Palmsonntag war ein vorzüglich feierlicher Tag, sämmtliche Kardinäle erschienen in der Sixtinischen Kapelle und trugen Palmzweige. Bei dieser Gelegenheit sahen wir auch einen Engländer, einen Mr. Weld, im Kardinals-Schmuck, wie ich glaube, der erste aus dieser Nation, seit dem letzten Kardinal York. Dieser Herr war vorher ein Weltlicher gewesen, hatte sich früher verehelicht gehabt und Nachkommenschaft hinterlassen. Er besitzt ein großes Vermögen und gehört zu den ältern englischen katholischen Familien.

Ueber die Vorschriften der römischen Kirche bestehen mancherlei gangbare Irrthümer. Die canonische Rangordnung ist fast dieselbe wie bei uns; es gibt Bischöfe, Priester, Diakone. Alle höheren und niedrigeren Rangstufen sind bloße Zusätze, welche die Kirche bekanntlich zur bessern Handhabung der Disciplin erfunden hat; auf

gleiche Weise hat die Kirche von England ihre Erzbischöfe, Archidiakonen, Dechanten, Vicarien, Rectoren, Curatoren u. s. w. Der Erzbischof von Canterbury und der Papst selbst sind im geistlichen Vorstande nicht mehr als Bischöfe. So ist es auch nicht durchaus nothwendig, daß ein Kardinal zu irgend einem geistlichen Orden gehöre; bei den Meisten ist es der Fall; doch gibt es davon, wie ich höre, manche Ausnahmen. Ich weiß nicht, ob Mr. Weld wirklich jemals die geistlichen Weihen empfangen hat. Die Functionen eines Kardinals sind eigentlich mehr politischer Art, wiewohl sie in genauer Beziehung zum Kirchenregiment stehen. Die Kardinäle sind Geistliche und dürfen als solche nicht heirathen; doch habe ich von Kardinälen gehört, die ihre hohe Stellung verlassen und später sich verehlicht hatten. Einer oder zwei sind mir namentlich bezeichnet worden.

Es ist gebräuchlich und fast jedesmal der Fall, daß der Papst aus den Mitgliedern des heiligen Collegiums gewählt wird; aber die Verfassung der römisch-katholischen Kirche macht solches nicht zur nothwendigen Bedingung. Sie oder ich könnten zu Päpsten gewählt werden; das einzige Erforderniß dazu wäre, daß wir vorerst, wie man sich ausdrückt, in den Schooß der römisch-katholischen, allein selig-machenden Kirche zurückkehrten, die katholische Taufe empfingen und die verschiedenen Stufen geistlicher Rangordnung, eines Diakonus, Presbyter und Episcopus durchmachten. Der Papst ist

im canonischen Sinne nichts weiter als Bischof zu Rom, und vermöge dieses seines geistlichen Amtes ist er das Haupt der ganzen römisch-katholischen Christenheit. Die Kardinäle werden unter einander als Kardinalbischöfe, Kardinalpriester und Kardinaldiaconen classificirt; doch ist dieß nicht ihr geistlicher Rang. So wird der Kardinal Fesch, obschon er Erzbischof zu Lyon ist, in der Liste der Kardinäle nur als Kardinalpriester aufgeführt. Der Kardinal Albani ist Staatssecretär, aber nur Kardinaldiakonus, hat kein Bisthum und war früher verheirathet. Ich vermuthe sogar, daß er nicht einmal die heiligen Weihen empfangen hat.

Die Meinung, daß der Papst durchaus ein Italiener sein müsse, ist falsch; denn es besteht keine in der Kirchenverfassung begründete Beschränkung für das heilige Kollegium bei der Papstwahl. Die Ceremonien, welche denen des Palmsonntags folgten, waren imposant und prächtig, und die herrliche Kirchenmusik überstieg alle Vorstellungen. Diese Dinge sind aber schon zu oft beschrieben worden, als daß sie in dieser flüchtigen Nachlese wiederholt erwähnt werden könnten. Doch eine Sache setzte mich in Erstaunen, ich meine die unüberlegte Zudringlichkeit der Fremden. Hier befindet sich ein Corps von Hellebardieren, sämmtlich Schweizern. Einer darunter zeichnet sich durch seine vorzügliche Leibesstärke und außerordentliche Größe aus; diesen sah ich wie im Fegfeuer geplagt, wie er sich anstrengte, eine Menge

englischer Frauenzimmer zurückzuhalten, die mit Gewalt in ein Gemach hinein wollten, das gar nicht für sie in Bereitschaft gesetzt war. Ich sah, wie ihm der Angstschweiß ausbrach, und wie er endlich, unvermögend ihrer Zudringlichkeit Widerstand zu leisten, seinen Posten in Verzweiflung aufgab. So eine Scene muß man selbst mit angesehen haben, um zu glauben, daß sie nicht erdichtet sei.

Gegen das Ende kamen die päſtlichen Segensprüche an die Reihe. Die zwei Hauptceremonien waren, daß in der einen der Papst der Stadt Rom und in der andern dem ganzen Erdkreis den Segen ertheilte. Die letztere Ceremonie ist wahrhaft ergreifend. Die Ambassadeure fuhren im großen Staat dahin, deßgleichen der ganze hohe Adel, und Sitze für die ausgezeichnetsten Personen waren um den großen Altar in der Sanct Peterskirche in Bereitschaft gesetzt. So ungeheuer groß dieses Gebäude ist, so war es doch dicht mit Menschen besetzt, aber zu sagen, daß die Kirche übervoll gewesen sei, wäre nicht der Wahrheit gemäß. Der Papst erschien in der versammelten Menge, auf menschlichen Schultern getragen, in der Mitte wallender Federbüsche, in einem goldnen, — das heißt in einem reich vergoldeten Sessel.

Die Ertheilung des Segens an das Volk, erfolgt von einem Balkon an der Fronte der Kirche, und das Volk befindet sich in dem Raume vor derselben zwischen den beiden Colonnaden. Der Raum war groß genug,

um zehnmal mehr Menschen zu fassen, als gerade damals zugegen waren. Die Colonnaden waren ebenfalls besetzt, und in einer derselben hatte ich mir meinen Standplatz ausgesucht. Ich bemerkte einen ehrwürdig aussehenden schwarzen Mann hinter mir, und weil mir seine Erscheinung auffallend war, so nahm ich Gelegenheit, um ihm nicht gleich meine Abkunft zu verrathen, ihn französisch anzureden. Das Französische schien ihm nicht geläufig, und ein Versuch im Italienischen gelang ebenso wenig. Englisch konnte er gar nicht; doch bald zeigte er sich als meinen Meister, indem er Lateinisch zu reden anfing. Ich war zu ungeschickt, um es ihm gleich thun zu können; doch verstand ich genug von seinen Reden, um daraus zu entnehmen, er sei ein römisch-katholischer Priester aus Afrika, vermuthlich zur Missionsgesellschaft de propaganda fide gehörig. Als ich ihm sagte, ich sei ein Amerikaner, betrachtete er mich mit Theilnahme, und er schien mir ebenso sehr über meine weiße Farbe, als ich über seine schwarze verwundert zu sein. Hielt er mich vielleicht für einen Missionär aus Amerika?

Die Ceremonie der Segenertheilung, so feierlich und großartig sie auch ist, ging für die versammelte Menge fast verloren, bis auf die Armbewegungen des Papstes. Seine Stimme konnte nicht gehört werden, aber seine Bewegungen waren anmuthig und würdevoll. Die Katholiken lagen auf den Knieen, die Protestanten aber nicht; ich verwunderte mich beinahe darüber; denn die Segens-

sprüche' eines braven Mannes sind nicht zu verachten. In uns Protestanten steckt nur zu viel von dem: „verd — t will ich sein! meine Religion verändern? nimmermehr!" jenes Matrosen, wir scheinen uns nur zu oft einzubilden: es liege etwas Verdienstliches in schonungsloser Intoleranz und in der Verachtung gegen Andersdenkende, wann es gilt, gegen Katholiken mit Nachsicht und Achtung uns zu benehmen. Wer aber freiwillig einem katholischen gottesdienstlichen Gebrauch mit beiwohnen will, ist meines Erachtens verbunden, sich mit Achtung und Bescheidenheit zu benehmen; übrigens ist Gott überall gegenwärtig. Ich sehe nichts Unrechtes darin, mit allen Anwesenden vor der geweihten Hostie niederzuknieen; denn wenn wir auch nicht an die wirkliche Gegenwart des Leibes des Herrn glauben können, so sind wir doch überzeugt, daß andächtige Verehrung des höchsten Wesens, sei es unter welcher Gestalt es wolle, niemals außer der Zeit sein könne. Gewiß würden alle Menschen ähnliche Gesinnungen hegen, wenn nicht die Politik so viel in die Religion und diese in jene sich gemischt hätte.

Fragen Sie mich vielleicht, welchen Eindruck überhaupt diese Ceremonien hervorbringen, so kann ich bloß antworten, daß dieß Volk hier das einzige ist, das ich kenne, welches zu solchen Dingen vollkommen „eingeschult" und „gedrillt" ist. Die ungeheure Ausdehnung dieser Kirchen, ihr reicher Schmuck, die kostbaren Gewänder, die vorzüglichen Werke der Kunst, die unübertreffliche

Kirchenmusik und das Bewußtsein, sich hier in dem Hauptsitz des Christenthums zu befinden, Alles vereinigt sich, um den Eindruck zu erhöhen; und dennoch, sollte man es glauben! die ächte, innige Andacht, es ergriff mich schmerzlich, fehlte fast ganz und gar. Ich war bei einer achtungeinflößenden Feierlichkeit unserer Gemeinde in unsrer kleinen Christuskirche in C——n gegenwärtig, welche einen weit tiefern Eindruck auf mich machte, als alle diese gekünstelten, an heidnischen Pomp gränzenden Gebräuche in der Sanct Peterskirche zu Rom; und Sie wissen wohl, daß ich nicht zu den Leuten gehöre, die nirgends andächtig sein können als auf dem gewohnten Sitze in ihrer Dorfkirche. Der Mangel an äußerer Andacht, — die übereilte und unwürdige Weise, in welcher gewöhnlich die römischen Kirchengebräuche befolgt werden, und die unverkennbare Thatsache, daß die meisten Anwesenden nur als neugierige Zuschauer zugegen waren und fast gar keine Theilnahme an den gottesdienstlichen Feierlichkeiten wahrnehmen ließen, wirkte störend selbst auf die Besserdenkenden ein, und verscheuchte die erhabeneren Gefühle der Andacht, welche sonst von solcher Feierlichkeit unzertrennlich sind.

Die berühmte Illumination übertraf dagegen meine Erwartungen. Alle Umrisse des großen, ungeheuren Doms waren von Lampen erleuchtet, welche so angebracht waren, daß alle Hauptzüge dieses bewundrungswürdigen Meisterwerks der Baukunst, so wie der Façade,

der Kirche selbst und der Colonnaden deutlich hervortraten. Da Sie das Aussehen dieses prachtvollen Baues hinreichend kennen, so werden Sie sich einigermaßen eine Vorstellung von der Wirkung einer solchen Beleuchtung machen. Die Lampen standen dicht gedrängt und gaben ein glänzendes Licht, wie es die großartigen Verhältnisse eines solchen Baues fordern, und die Schnelligkeit, mit welcher sie, fast möchte ich sagen, beinah augenblicklich angezündet worden, ist wahrhaft wundervoll. Es ist zwar nicht buchstäblich wahr, daß sämmtliche Lampen alle auf einmal aufflammen. Denn eine große Anzahl der kleinern Lampen, die ebenfalls die Umrisse des Gebäudes erleuchten sollen, wird schon am hellen Tage angezündet und wird erst sichtbar mit annähernder Dunkelheit, so daß dieses allmählig hellere Aufleuchten schon allein einen angenehmen Eindruck hervorbringt. Aber eine Menge größerer Lampen anderer Art oder Fackelleuchten wird wirklich zu einer bestimmten Stunde auf ein Mal angesteckt, und zu ihrem weit stärkern Licht bilden alsdann die erstgenannten kleinern Lampen gleichsam eine milderstrahlende Einfassung von mehren verschiedenfarbigen Nebenlinien. Ich habe noch keine ähnliche Beleuchtung gesehen, die dieser an Pracht gleichkam, und keine, bei welcher ein ähnlicher dramatischer Effect in dem überraschend schnellen Aufflammen so unzählig vieler Lichter den Eindruck des Ganzen erhöhte. Wenn ich aber sagte, dieses Aufflammen sei ein augenblickliches gewesen, so dürfen Sie freilich

dieses nicht ganz und gar wörtlich nehmen; denn es vergehen wirklich einige Minuten, bis das ganze Gebäude durchaus erleuchtet ist; aber dieser Zeitraum ist so kurz, und die Wirkung der schnellen Aufeinanderfolge der Beleuchtung des Ganzen ist so außerordentlich, daß man fast keine Zeit findet, um die Augenblicke zu zählen, bis man von allen Seiten her durch das plötzliche Aufflammen überrascht wird. Die Wirkung ist einigermaßen derjenigen ähnlich, welche das schnelle Aufziehen oder Einziehen aller Segel auf einem Kriegsschiffe hervorbringt. Auch dieses schnell ineinandergreifende Manöver erfordert Zeit, aber in einer Minute geschieht dabei so außerordentlich viel, daß Jedem, der mit dem Seewesen wenig bekannt ist, das Ganze wie in einem Augenblick vollbracht zu sein scheint.

Die Feuerwerke auf der Engelsburg waren nicht weniger prachtvoll, weit schöner, als ich irgend sonst gesehen habe. Unter andern wurde ein Vulcan dargestellt, dessen Wirkung Alles übertraf, was ich jemals von den Fortschritten in diesem Kunstzweig erwartet hätte. Aber die reine italienische Luft ist solchen Schauspielen ganz vorzüglich günstig.

Siebenundzwanzigster Brief.

Abreise von Rom. — Ein scheltsüchtiger Reisender durch einen schelmischen Gastwirth in Civita Castellana überlistet. — Von Rom zurückkehrende Pilgrime. — Narni. — Wasserfälle von Terni. — Spoleto. — Einsiedeleien. — Der Tempel des Clitumnus. — Foligno.

Nachdem wir fünf vergnügte Monate in Rom verlebt hatten, war endlich die Zeit gekommen, wo wir es wieder verlassen mußten. Jedermann wartete auf das Ende der Charwoche, und Jedermann schien die Zeit kaum abwarten zu können, um nur schnell wieder weg zu kommen. Wir verzogen indessen doch noch einige Tage, um erst noch Tivoli zu besuchen, nebst noch einigen andern sehenswürdigen Orten in der Umgegend, die wir bisher ganz vernachlässigt hatten; und dann erst thaten wir es den meisten andern Fremden nach, und mit öfter rückwärts gewandtem Blick verließen wir endlich Rom durch die Porta del Popolo. Unser Reisezug bestand aus unsrer eignen Kutsche, mit vier muntern Schimmeln bespannt, und einer den Vetturini's gehörigen Kutsche, mit vier starken Braunen. Die Kutsche des Vetturino hatte ich aus der Ursache genommen, weil sie geräumig war und einen besondern Wagen für unser Gepäck entbehrlich machte.

Unser erstes Anhalten geschah noch in der Campagna, und zwar in einem kleinen unbedeutenden Dörfchen, wo wir frühstückten. Die Landstraße stellte überall eine ununterbrechne Folge von Reisekutschen dar; aber mit Hülfe unsrer durch Erfahrung vermehrten Pferdekenntniß hatten wir uns zwei Gespanne verschafft, die alle andern hinter sich ließen, außer den Postpferden. Sie können sich vorstellen, daß die Ueberfüllung der Landstraßen mit Reisenden gerade um diese Zeit groß genug war, so daß es Jedem wichtig sein mußte, so schnell als möglich die nächste Station zu erreichen. Vor dem Hause, wo wir zuerst frühstückten, fanden wir einen englischen Reisewagen mit drei Postpferden bespannt; es waren drei Personen darinnen außer der Bedienung. Der Engländer hatte eine besonders ausdrucksvolle Physiognomie, welche meine Kinder veranlaßte, ihm den Beinamen „Grognon" zu geben. Er schalt auch tüchtig während seines Frühstücks, das übrigens nichts weniger als vortrefflich war, und fuhr uns wieder voran. Der Mann schien sich vorgenommen zu haben, eine ganze Woche hindurch zu zanken.

Die Gegend, welche wir den übrigen Theil des Tags durchreis'ten, war von vulkanischer Formation, und wiewohl noch Ebene, so war sie doch angebauter und wohnlicher als die Campagna. Zu unsrer Rechten hatten wir den Gipfel des Soracte und allmählich wich er hinter uns zurück. Der Ort, wo wir für die nächste

Nacht anhielten, war Civita Castellana. Diese Stadt hatte wie Sorrento einen natürlichen Graben, durch die Spalten der vulkanischen Felsenmasse gebildet. So wie wir auf dem großen Marktplatz anlangten, dachte ich nicht anders, als alle Vetturini Italiens wären uns bereits vorangeeilt. Der unsrige fuhr indessen, ohne sich irre machen zu lassen, rasch nach dem ersten Gasthof zu. Nur wenige Kutschen waren vor uns angelangt, er winkte mir daher, nur ja recht schnell mit dem Wirth einig zu werden.

Ich traf den Gastwirth im heftigen Wortwechsel mit meinem Bekannten vom vorigen Wirthshause her; der Streit betraf einige Zimmer, die besten im ganzen Hause, welche der „Grognon" durchaus für sich verlangte. Der Wirth betheuerte aber, diese Zimmer seien bereits für einen Herrn in Beschlag genommen, der bloß deßhalb einen Eilboten vorangeschickt habe, um diese fest zu bestellen. Ich hörte den Streit mit an, denn ich war eben eingetreten, und nahm die Sache als eine schlimme Vorbedeutung auf. Unterdessen hatte der schelmische Gastwirth einen Blick zum Fenster hinausgethan, und so wie er mit Einschluß der Postillione eilf Personen und acht Pferde gewahrte; wandte er sich schnell nach mir um, mit dem Ausruf: „Aha! da ist der Herr schon selbst! Hier, Signore, sind die Zimmer, die ich für Sie aufgehoben habe. Es thut mir leid, dem andern Herrn nicht eben so gefällig sein zu können. Er wird

sich hoffentlich mit den andern Zimmern hier gegenüber zufrieden stellen. Sie wissen einmal, daß Ihnen diese zugesagt sind, ich darf nicht anders.“

Obgleich ich beinah dem Wirth hätte in's Gesicht lachen mögen, so wollte ich mich doch mit dem zanksüchtigen Engländer in keine Erörterungen einlassen, sondern fragte den Wirth ganz bestimmt, ob ich diese Zimmer bekommen würde, und da er dieß bejahte, nahm ich sogleich von ihnen Besitz mit dem stillschweigenden Entschluß, mich nicht wieder daraus vertreiben zu lassen. Der „Grognon,“ der diesen Spitznamen nicht mit Unrecht bekommen hatte, sah sich genöthigt, nachzugeben, wiewohl er die Schelmerei des Wirths zu merken schien. Ich folgte, wie Sie sehen, dem Princip, ihm zu thun, wie er mir gethan haben würde.

Jedermann war mit Tagesanbruch auf den Beinen; die Reisekutschen fuhren um die Wette zum Thor von Cività Castellana hinaus und bildeten eine lange Reihe gleich den Packwägen eines Regiments auf dem Marsche. Wir waren bald allen übrigen voran, und durch schnelles Zufahren hatten wir in kurzer Zeit die Landstraße für uns allein. Mittelst einer Brücke fuhren wir über die Tiber und begannen die Apenninen allmählig hinan zu steigen. In einem Dörfchen an einem Abhang nahmen wir ein Frühstück ein, und um den Pferden zum Füttern Zeit zu lassen, gingen wir zu Fuße voraus. Es war ein einsamer wilder Bergweg, aber vortrefflich unter-

halten, und bald begegneten wir einer Anzahl Pilger, die von Rom zurückkehrten. Diese Leute trugen Stäbe und Zwerchsäcke, hatten helle Tuchkleider an und auf den Köpfen muschelnverzierte Hüte. Sie waren aufgeweckt und gesprächig, durchaus nicht erschöpft von ihrer Wanderung und hatten in Rom das Ihrige zu den letzten Ceremonien beigetragen.

Als die Kutschen uns wieder einholten, befanden wir uns in einer wilden, malerischen Umgebung, vorzüglich schön in der Gegend von Narni, wo sich auch einige römische Ruinen befanden. Von da führte unser Weg bergab in ein schönes Thal, auf dessen Grunde wir die Ueberreste einer Brücke aus den Zeiten Augusts betrachteten. Hiernach kamen wir mitten durch Weinpflanzungen, Oliven- und Obstbäume nach der kleinen Stadt Terni; sie hat etwa sechs bis siebentausend Einwohner, und ihre Lage am Flusse Nera mitten in einer herrlich angebauten Gegend, gefiel mir ungemein. Dieß ist das Geburtsland von Tacitus.

Es war noch früh am Tage; doch zogen wir vor, einzukehren, um uns bei Zeiten mit guten Zimmern zu versehen. Darauf eilten wir zu den Wasserfällen. Sie sind über eine starke Stunde Weges vor der Stadt, welches wir zu unserm Verdruß erst später erfuhren, als wir schon den Weg dahin zu Fuß angetreten hatten. Glücklicherweise trafen wir einige Esel unterweges, W— — aber und ich mußten hin und zurück zu Fuße gehen.

Diese berühmten Wasserfälle sind ein Werk der Kunst und einige Jahrhunderte vor Chr. Geb. von den Römern angelegt worden, indem sie den Lauf eines hübschen kleines Flusses veränderten. Sie werden für die schönsten in ganz Europa gehalten; dieser Welttheil hat überhaupt viele schöne Wasserfälle, aber wenig schöne Wasserstürze. Die von Terni halten zwischen beiden die Mitte, als Wasserstürze sind sie nicht bedeutend, als Wasserfälle aber haben sie eine beträchtliche Breite. Einige von uns hatten die Fälle von Trenton gesehen und gaben diesen den Vorzug vor den Fällen bei Terni. Ich kann darüber nicht urtheilen, weil ich die von Trenton noch nicht gesehen habe. Es ist zwar das Erkünstelte, „das Methodische in der Narrheit," in dem wilden Herabrauschen nicht zu verkennen, aber dennoch sind diese Fälle sehr schön. Die Wasserfälle von Tivoli sind dagegen ziemlich unbedeutend; doch soll die Schönheit der letztern viel verloren haben durch einige öffentliche Arbeiten. Dasselbe ist, wie Sie wissen, den Choes-Fällen widerfahren.

Zwischen Terni und Spoleto hatten wir nochmals einen Gebirgszug zu überschreiten und kamen durch schöne Berglandschaften. Auch Ruinen aus der alten Römerzeit sahen wir bei Spoleto, welches eine anmuthige Lage auf einer unebenen felsigen Anhöhe hat, die Manche für einen erloschenen Krater ansehen. Eine römisch genannte Wasserleitung hat Bogenwölbungen in gothischem

Styl, kann also wohl nur aus dem Mittelalter herrühren. Außerdem war eine hohe Brücke sehenswürdig, die über eine Bergschlucht weg nach einer Einsiedlerwohnung führte, ein Beweis mehr, wozu religiöse Schwärmerei die Menschen zu führen vermag. Für Reisende ist indessen der Anblick einer Einsiedelei meistens interessant, wegen der romantischen Ideen, die gewöhnlich durch ihren Anblick in uns aufsteigen. Ich habe Hunderte solcher einsamen Wohnungen auf meinen Reisen gesehen, von denen eine große Anzahl gar nicht mehr bewohnt wird; die italienischen Einsiedeleien zeichnen sich aber vor allen andern durch ihre vorzüglich schöne Lage aus.

In Spoleto selbst war wieder ein großer Andrang von Reisekutschen. Der „Grognon“ mit zanklustigem und heißhungrigem Angesicht, traf wieder in demselben Wirthshause mit uns znsammeu. Sein Gepolter wegen Frühstück und Zimmer war wirklich unleidlich; doch da wir allen übrigen Gästen zuvorgekommen waren, so ging Alles noch besser, als wir beiderseits erwartet hatten.

Hinter Spoleto fuhren wir durch ein schönes Thal. An der rechten Seite unsers Weges lag eine angebaute Hügelreihe, eine côte im französischen Sinne, Kirchen und Wohnungen längs dem Abhang, der in Obstbäumen fast begraben war. Nachdem wir eine ziemliche Strecke längs der anmuthigen Hügelkette weiter gefahren waren, sahen wir ein kleines backsteinernes Gebäude nahe an der Landstraße, und zwischen dieser und den Wiesengrün-

den, die sich links von uns ausbreiteten, so daß diese Gegend mehr einer nördlich von den Alpen, als einer südlichen italienischen Landschaaft ähnelte. Das kleine Gebäude kam den in der Campagna so häufig erwähnten kleinen Tempeln an Größe ziemlich gleich, und ist wohl ebenso gewiß wie jene römischen Ursprungs. Man nennt es den Tempel des Clitumnus, weil er sich an der Quelle dieses klassischen Flüßchens befindet; jetzt aber ist dieser Tempel eine christliche Kapelle. Sie wundern sich vielleicht über die Kleinheit dieser römischen Tempel; es ist der fünfzigste der Art, den ich gesehen habe, und keiner von ihnen größer als eine gewöhnliche große Getreidescheuer. Die Bauart ist hübsch, aber ganz einfach; doch ist es wahrscheinlich, daß aller Marmor, der ihn ehemals geschmückt haben mag, gleiches Schicksal gehabt hat, wie die Marmorzierrathen so vieler anderer Tempel, Amphitheater, Theater und öffentlicher Plätze, die man in ganz Italien zerstreut findet. Mit diesen Ruinen geht es uns, wie mit verlassenen Freunden; erst wenn sie völlig für uns verloren sind, empfinden wir recht innig, wie viel wir in ihnen verloren haben.

Wir kamen bei guter Zeit nach Foligno, und mit einiger Anstrengung gelang es, fast alle Zimmer eines etwas von der Hauptstraße entlegenen Wirthshauses für uns allein in Beschlag zu nehmen. Da wir von hier aus ganz und gar die am meisten befahrene, große Landstraße verlassen wollten, so schmeichelten wir uns mit der

angenehmen Aussicht, bald so weit außer dem Bereich der großen Zahl von Reisenden uns zu befinden, daß wir nicht länger nöthig haben würden, mit List unser Frühstück zu erobern oder durch Gezänk uns den Besitz eines Zimmers mehr oder weniger zu verkümmern.

Achtundzwanzigster Brief.

Der „Col Fiorito" in den Apenninen. — Wettfahrten eines guten Frühstücks wegen. — Tolentino. — Macerata. — Reconati. — Loretto. — Die Santa Casa. — Das Hospital. — Zeichnungen von Raphael. — Ancona. — Sinigaglia. — Schloß bei La Catolica. — Scenerie längs dem Adriatischen Meer. — Rimini. — Procession um Regen zu erflehen. — San Marino. — Der Rubicon. — Cesena. — Forli. — Napoleon und seine Landstraßen. — Faenza. — Imola. — Gegend von Ancona bis nach Bologna.

Der Tag brach eben erst an, als wir zum Thore von Foligno hinausfuhren. Bis jetzt hatten wir gleichsam nur Vorpostengefechte mit den Nebenzügen der Apenninenkette; doch hier mußten wir jetzt über die Hauptrücken derselben hinüber, wie wir dieß 1826 bei unsrer Reise von Bologna nach Florenz thun mußten. Neugierig blickten wir vor uns, nachdem wir eine gute Strecke weit einen Hohlweg längs einem Flusse durchfahren hatten und darauf einen gewundenen Weg bergan fuhren, so daß wir eine ziemliche Strecke den Weg vor uns übersehen konnten. Alle waren wir begierig zu wissen,

ob vielleicht der eine oder andere aus der großen Zahl der die Landstraße überfüllenden Fremden denselben Weg mit uns nehmen wolle. Wir konnten aber Nichts von Reisenden entdecken und setzten unsern Weg mit desto größerem Vergnügen weiter fort.

Dieser Apenninen-Paß wird der „Col Fiorito" genannt. Die Landstraße über denselben ist vortrefflich, die Berge sind keine Alpen, aber das Ansteigen war dennoch beschwerlich und langsam genug. Wir stiegen aus und spazierten einige englische Meilen weit zu Fuß, ehe wir den eigentlichen Gipfel erreichten. Ehe wir aber völlig oben waren, blickte ich zufällig rückwärts, und zu meiner Kurzweil oder zu meinem Verdruß fiel mir auf einmal wieder die so oft gesehene gelbe Reisekutsche mit den drei Postpferden des zanksüchtigen Engländers in die Augen; mühsam schleppte sich sein schwächeres Gespann weit hinter uns bergan; vielleicht noch eine Stunde Weges war es hinter unsern Wägen zurück. Es schien, als ob der Mann aus keiner andern Ursache denselben Weg genommen habe, als um uns den ganzen Spaß zu verderben.

Dieser Anblick beschleunigte unsere Schritte; denn wir sahen ein, daß wir entweder in dem nächsten ärmlichen Bergdörfchen ein Frühstück, wornach wir Alle sehr begierig waren, uns voraus versichern, oder uns damit bis zur Nachmittagszeit gedulden müßten. Zum Glück hatten wir nach diesem kleinen Schrecken nicht mehr weit

bergan, und der übrige Weg bis zum Dörfchen ging fast immerfort bergab. Unsere Verfolger waren dagegen genöthigt, noch eine ganze Stunde lang Schritt zu fahren, ehe sie vom Gipfel aus im Trabe uns nacheilen konnten. Sonach war alle Wahrscheinlichkeit des Sieges auf unserer Seite: „Ganz Lombardstreet gegen eine einzige Apfelsine!“

Nach einer Stunde Zeit hielten wir vor der Thüre des Wirthshauses. Ein Bursche wurde zu Pferde ausgeschickt, um Milch herbeizuschaffen. Denn Wein finden Sie durch ganz Italien in Ueberfluß, aber keine Milch. Lucie mußte in die Küche, wie sie ging und stand, um schnell Kaffe zu machen; in zwanzig Minuten saßen wir Alle um den Tisch, und alles Eßbare im Hause, bis auf den Brodvorrath, wurde durchaus aufgezehrt. Ich hatte gehört, daß ein Paar gebratene Hühner in einer Art Speisewirthschaft vorräthig wären; ich ließ diese daher ebenfalls holen, damit wir im Nothfalle nicht Mangel litten.

Sobald wir mit unserm Frühstück fertig waren, verließen wir das Wirthshaus, und wollten eben wieder zu Fuße voranspazieren und die Kutschen nachkommen lassen; da sahen wir die gelbe Kutsche im vollen Jagen hinter uns drein bergabkommen. Da der mürrische Engländer vermuthlich bemerkte, daß wir ihm längst zuvorgekommen waren, so streckte er bloß den Kopf zum Kutschenfenster hinaus, ließ seine Zankstimme zu einem Befehl an den

Postillion erschallen, und der Wagen fuhr stolz vorüber, als ob er es der Mühe nicht werth halte, nach dem Wirthshause zu fahren. Wir folgten ihm, nachdem wir unsern Leuten gesagt hatten, daß sie uns unten an der Landstraße finden würden. Zu unsrer nicht geringen Verwunderung begegneten wir unten im Dorfe dem „Grognon“ mit seiner Gesellschaft, eben im Begriff, eilig nach dem Wirthshause zu Fuß zurückzukehren. Sie sahen wie Leute aus, denen eine Erwartung fehlgeschlagen ist, die aber noch nicht alle Hoffnung aufgegeben haben. Das Haus, wo er eben herkam, war das erwähnte Speisehaus, und als wir nachfragten, erfuhren wir, daß er ebenfalls, vermuthlich schon in Foligno, etwas von den zwei gebratenen Hühnern gehört haben mochte, und daß er, uns vor dem Wirthshause findend, absichtlich weiter gefahren war, um diese kostbaren Vögel in Beschlag zu nehmen, die aber schon verzehrt waren! Indessen: Noth bricht Eisen, und dieser tapfere Zänker war gezwungen, seinen Appetit zu bekämpfen, wenn er ihm nicht unterliegen wollte. Der Mann dauerte uns; denn Leute, denen es wohl geht und an Nichts fehlt, bedauern andere Menschen, denen es schlecht geht und die an Allem Mangel leiden, wenn sie ihnen auch nicht helfen; wir nahmen uns vor, in einem ähnlichen Falle lieber mit trocknem Brod vorlieb zu nehmen. W— — blieb aber dabei, dem Manne sei ganz Recht geschehen. — „Mag er doch lieber vier Pferde nehmen,“ sagte er, „anstatt drei Pferde mit

dem schweren Wagen stundenlang bergan keuchen zu lassen, wenn es ihn nach gebratenen Hühnern gelüstet!"

Die übrige Zeit des Tages hatten wir eine recht angenehme Fahrt. Es war eine wilde Landschaft, die sich anfangs wie in einer Camera lucida ausnahm. Die Scenerie hatte bisweilen einige überraschend großartige Züge; doch mit Alpengegenden verglichen, erschien uns Alles gleichsam im verjüngten Maßstabe. So wie aber das Tagslicht allmählig abnahm, waren wir in fortwährendem, unmerklichen Bergabfahren, aus der Wildniß nach und nach immer tiefer in eine heitere Gegend hineingerathen, wo Städte, Landhäuser, Dörfer und alle Zeichen des civilisirten Zustandes uns umgaben. Wir befanden uns im Gebiete von Ancona und blieben die Nacht in Tolentino, diesem durch Napoleon's frühere Negociationen einst berühmten Ort.

Tolentino liegt auf einem einzelnstehenden Hügel in der Mitte einer schönen Landschaft, die nicht ganz eben, sondern eine ununterbrochene Folge von Hügeln und Thälern darstellt. Die Stadt selbst scheint mir bloß deßhalb einigermaßen wichtig zu sein, weil sie dem Bergpaß so nahe liegt, durch welchen wir eben gekommen waren. Die „Serra Valle", eine Schlucht an dieser Straße droben, steht in einigem Ruf; aber sie hat Nichts, was an das Grausige schweizerischer Bergschluchten erinnern könnte. Zu Anfang des Frühlings und mitten im Win=

ter mag übrigens der Uebergang über den Col Fiorito nicht ohne Beschwerde sein. Wir hatten auf unserm Uebergang keine andere Gefahren zu bestehen, als gelegentlich Hunger zu leiden. Wir warteten ungeduldig, ob unser mürrischer Engländer nicht bald nachkommen werde. Er schien es aber zu verschmähen, diese Nacht in Tolentino zu übernachten.

Am folgenden Tage fuhren wir durch dieselbe schöne Gegend weiter; unser Weg ging immerfort bergab, bis wir eine andere Anhöhe erreichten und in Macerata Halt machten. Diese Stadt war einst die Hauptstadt der Mark von Ancona, und vom Wirthshause konnten wir das Adriatische Meer erkennen, das wie ein silberner Gürtel sich in einer Entfernung von etwa acht (englischen) Meilen am Horizont ausdehnte. Alle Städte in dieser Gegend scheinen auf einzelnen Anhöhen erbaut worden zu sein, um ihre Befestigung desto erfolgreicher zu machen. Da aber so viele andere einzelne Hügel umherliegen, so möchte das Erbauen von Städten auf solchen einander bestreichenden Anhöhen bei der jetzigen Art des Kriegführens keine große Sicherheit gewähren. Wir kamen noch an zwei andern solchen Hügelstädten, nachdem wir unser Frühstück verzehrt hatten, vorüber. Die eine davon, Reconati, stand auf einer Hügelkette, deren Auf- und Absteigen eine Aehnlichkeit mit den russischen, zur Volksbelustigung aufgeworfenen Schneehügeln, den in Paris sogenannten „montagnes russes“ darstellte.

Gegen drei Uhr Nachmittags kamen wir an den Fuß einer andern Hügelkette, welche rechtwinklig nach dem Gestade des Adriatischen Meers ausläuft, von welchem sie noch eine Stunde Weges entfernt sein mochte. Der Weg zu dieser Anhöhe führte weit sanfter bergan, und es dauerte weit längere Zeit als bei Reconati, bis wir den Gipfel erreichten. Hier befanden wir uns in einem Dorfe, das nur aus einer einzigen langen Straße bestand und in einen großen Marktplatz endete; hier sahen wir eine schöne, ziemlich große Kirche nebst andern zu geistlichen Zwecken bestimmten Gebäuden, in einem ziemlich guten Baustyl ausgeführt, und hinreichend geräumig und groß genug selbst für den Kirchenstaat. Es war dieß das Dorf und die berühmte Kapelle von Loretto, ein Ort, der ehmals in der Christenwelt nur Jerusalem an Berühmtheit nachgab.

Den Reisebüchern nach soll Loretto fünftausend Einwohner haben; ich möchte nach dem, was meine eignen Augen sehen, die Seelenzahl nur etwa halb so hoch anschlagen, und doch können jene Recht haben. Der Ort ist ganz einfach gebaut, um nicht zu sagen: erbärmlich, versteht sich, mit Ausnahme der geistlichen Gebäude; und wie in Einsiedeln in der Schweiz sind hier die meisten kleinen Häuser entweder Wirthshäuser oder Läden, in welchen man Rosenkränze und andere Nebendinge, die als wesentliche Stücke der katholischen Gebräuche angesehen werden, verkauft. Wir suchten uns die nöthigen

Zimmer, bestellten unsere Mahlzeit und gingen, die Merkwürdigkeiten des Orts zu besehen.

Die Kirche von Loretto ist in einem schönern Styl erbaut, als die von Einsiedeln, aber durchaus nicht so groß. Die reiche Ausschmückung und innere Einrichtung der Kirche ist italienisch, und diese kann daher nicht leicht mit irgend einer katholischen Kirche in der Schweiz verglichen werden. Sie nimmt die vorzüglichste Stelle auf dem großen Platz ein, und zur linken Seite derselben erstreckt sich ein weitläufiges Gebäude, welches, wie ich glaube, die Wohnung des Bischofs und eine Bibliothek enthält, und der Kirche zum Theil gegenüber sind andere große Gebäude, die zu geistlichen Zwecken bestimmt sind; denn es sind beständig viele Geistliche hier, um den Dienst in der Hauptkapelle zu versehen. Es gehören viele Kapellen zur Kirche, von denen einige durch historische oder traditionelle Merkwürdigkeiten sich auszeichnen.

Die Santa Casa selbst, das berühmte hier befindliche Heiligthum ist, wie Sie wissen, das Haus Josephs; es steht fast in der Mitte der Kirche, welche über und um dasselbe, gleichsam ein prachtvolles Tabernaculum, erbaut worden ist. Das heilige Haus ist von außen mit carrarischem Marmor umlegt, dessen vorzüglich schöne Bilderwerke nach Zeichnungen von Bramante wundervoll ausgeführt sind. Die Sculpturen desselben stellen Scenen aus der Lebensgeschichte der Mutter Christi vor. Das eigentliche Gemäuer des Hauses steht innerhalb der Marmorhülle,

nur Weniges ist verdeckt; es besteht aus Backsteinen, und Bruchstücke von natürlichen Steinen sind hin und wieder eingefügt, wie dieses ehemals in Europa häufig vorkam; ob auch in Palästina, weiß ich nicht zu sagen. Vermuthlich war dieser Gebrauch ehemals allgemein. Das Bildniß der Jungfrau ist von den übrigen Gegenständen in dem Hause durch ein Gitterwerk abgesondert; es heißt, dieß Bildniß sei aus Cederholz vom Libanon geschnitzt. Es trägt eine dreifache Krone auf dem Haupte, ist mit prachtvollen Gewändern geschmückt, hält das Bild eines Jesusknaben im Arm und hat den ehernen, steifen, mystischen Ausdruck, welchen man in den Zügen der meisten Marienbildnisse der berühmtesten Altäre antrifft. Im Hause befindet sich auch ein kleiner Feuerheerd und ein einzelnes Fenster. Durch letzteres soll der Engel hereingekommen sein, die Geburt Jesu zu verkündigen. Dieses Haus Josephs ist etwa dreißig Fuß lang, vierzehn breit und etwa zwanzig Fuß hoch. Wenn jemals ein zweites Stockwerk darin war, so ist wenigstens jetzt keine Spur mehr davon übrig.

Die Ueberliefernng von diesem Heiligthume, wie solche in einem Büchlein, das man hier verkauft, erzählt wird, ist ungefähr folgende: Das Haus ist, wie sich von selbst versteht, ursprünglich in Nazareth erbaut worden, wo Jesus herstammt. Im Jahr 1291 aber hoben Engel dasselbe von den Grundmauern ab und trugen es nach Dalmatien hinüber. Hier blieb es vier bis fünf Jahre

stehn, bis es auf dieselbe Weise nach Italien gebracht wurde. Anfänglich hatten die Engel es in ein Gehölz bei Reconati hingebracht und zwar auf das Gebiet einer Edelfrau Namens Lauretta; daher kommt der jetzige Name Loretto. Da diese Gegend aber häufig durch Räuber beunruhigt wurde, so trugen die Engel das Haus eine Strecke Weges weiter auf das Grundeigenthum zweier Brüder. Diese beiden Brüder geriethen über die Gaben der Pilger in Streit und Kampf mit einander; denn damals begannen schon Schaaren von Andächtigen dieses Heiligthum zu besuchen. Als die Brüder in dem Streite gegen einander endlich umgekommen waren, wurde zuletzt das heilige Haus von den Engeln an die Stelle gebracht, wo es noch jetzt sich befindet.

Zum Beweise der Wahrheit dieser Erzählung werden verschiedene äußere Umstände angeführt. In Nazareth soll nämlich wirklich dieß Haus plötzlich verschwunden und bloß das Fundament zurückgeblieben sein. Die einzelnen Bruchstellen am Fundamente passen genau in die des Hauses, das Baumaterial, das Größenverhältniß ist genau dasselbe. Meines Wissens wird auch ein geologischer Beweis angeführt, um die Identität des Baumaterials zu erweisen.

Was sollen wir von einer solchen Erzählung halten? Glauben diejenigen, welche solche unter das Volk verbreiten, selbst an die Wahrheit derselben, oder ist sie Nichts

als eine Erdichtung, um die Gläubigen zu täuschen? Ist diese Begebenheit möglicherweise wahr? Möglich kann sie ebensowohl sein, als es möglich war, daß die Erde erschaffen wurde, und als es möglich sein konnte, daß die Erde noch immerfort in ihrer einmal angewiesenen Bahn sich bewegt. — Ist die Sache wirklich wahr? Das ist eine durchaus verschiedene Frage, die weit mehr umfaßt, als ich geneigt sein möchte, als wahr zu behaupten, oder auch nur muthmaßlich für wahr zu halten. Die ganze als wahr angenommene Begebenheit liegt so sehr außer aller Beziehung zu irgend erheblichen Umständen und ist an sich selbst von solcher geringfügigen Bedeutung, daß man unmöglich glauben kann, daß an einer solchen die Gottheit so außergewöhnliche Proben ihrer Allmacht verschwenden werde! — Glauben die Leute, welche die Santa Casa besuchen, an diese Wundergeschichte? Das letztere bezweifle ich kaum, wenigstens denke ich mir, daß die Mehrzahl wirklich daran glaubt. — Ich kann Ihnen das eigne Gefühl nicht beschreiben, das mich ergriff, als ich Menschen, Wesen wie ich, meine Mitgeschöpfe, vor diesem Heiligthume knieen sah, und als ich Zeuge von der Zuversicht war, mit welcher sie in allen ihren Gebärden ihre gläubige Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Legende kund gaben. Eine Frau unter andern, die durch ihren Anzug und durch ihr Aeußeres sich als eine achtungswürdige Frau zu erkennen gab, bemerkte ich ganz versteckt im innersten Winkel des

Feuerheerds, wo sie wohl eine Stunde lang auf ihren Knieen unbeweglich blieb!

Loretto wird schon seit längerer Zeit nicht mehr von Pilgern aus entferntern Gegenden besucht. Vormals stand der Kirchenschatz im Ruf, unermeßliche Reichthümer zu besitzen, und es war daher auch sonst eine Garnison im Orte selbst, um diese großen Reichthümer zu schützen. Noch jetzt sieht man einige Ueberreste von militärischen Vertheidigungswerken um die Kirche her, welche an eine Stelle hingebaut ist, wo der Felsen in der Richtung nach dem adriatischen Meer einen jähen Absturz bildet. Manche haben behauptet, daß die Päpste sich bisweilen dieses Schatzes bedient hätten, und es ist ziemlich gewiß, daß er seit der Zeit des Einfalls der Franzosen größtentheils verschwunden ist. Die Franzosen müssen jetzt den Schimpf tragen, daß sie den reichen Schatz geplündert hätten; aber es ist eben so wahrscheinlich, daß Andere ihnen zuvorgekommen sind; denn wer hätte wohl damals, wo Jedermann die Schnelligkeit kannte, mit welcher die Franzosen in Oberitalien vorrückten, erst abwarten mögen, bis der Feind vor den Thoren war? Es ist nur wenig von den frühern Reichthümern noch übrig. Doch zeigte man uns viele äußerst werthvolle Kostbarkeiten, unter denen manche in neuerer Zeit erst geschenkte Gaben gekrönter Häupter sich befanden.

Zu den kirchlichen Gebäuden gehört auch ein Spital für arme und kranke Pilger. Ich ging hinein, um einige

gerühmte Zeichnungen von Raphael zu betrachten, von denen ich gehört hatte, daß sie sich auf den Krügen und andern Gefäßen befänden, in denen die Arzneien aufbewahrt werden. Es kommen außerordentliche Dinge darunter vor, welche beweisen, daß die Göttlichkeit der Malereien Raphaels nicht die Göttlichkeit eines Anachoreten sei. Diese Arzneigefäße, so wie die Wände seines Landhauses an der Porta del Popolo bei Rom, zeigen einen Kunstgeschmack dieses Schöpfers der Transfiguration, wie man ihn höchstens von einem Ovid in seinen Methamorphosen, oder von einem Juvenal in seinen Satiren erwarten kann.

Wir brachten eine Nacht in Loretto zu, wo wir auch Rosenkränze aus Muscheln von der benachbarten Küste, so wie geweihte Kerzen, kleine Heiligenbilder und andere Andenken an diesem Ort einkauften, Alles mit den erforderlichen Certificaten ihrer Authenticität versehen.

Ich sehe nicht ein, in wiefern die römisch-katholische Kirche noch heutiges Tages auf den Glauben an die Ge chichte der Santa Casa eine große Wichtigkeit legen könne. Weder in jetziger Zeit noch ehemals kann der Glaube an diese angebliche Thatsache als ein wesentlicher Punkt betrachtet worden sein, welchen die Gemeinschaft der Gläubigen nicht entbehren könnte, obgleich vormals von den Päpsten ein großer Werth darauf gelegt wurde. Im Gegentheil wünschen, wie ich gelegentlich bemerkt habe, mehre verständige Katholiken und zwar vorzüglich

in Italien selbst, daß man weniger Werth auf diese Legende lege; sie meinen, es liege wenig daran, ob man daran glaube oder nicht, so wie auch das Fürwahrhalten anderer alter Ueberlieferungen nicht durchaus erforderlich sei; diese Geschichte gehöre nicht in den Canon der heiligen Geschichten, und es bestehe daher keine unerläßliche Verbindlichkeit für katholische Christen, an Dinge zu glauben, die in demselben nicht unmittelbar enthalten seien. Ich könnte sogar hinzusetzen, daß selbst hier die gebildeteren Katholiken in diese ganze Geschichte kein sonderliches Vertrauen setzen. Denn wer wirklich daran glaubt, daß die Gottheit ihre Allmacht durch ein solches Wunder habe offenbaren wollen, der würde sich keinen Augenblick besinnen, seine gläubige Ueberzeugung durch Anbetung vor diesem Heiligthume zu beweisen, vorausgesetzt, daß er überhaupt vor Heiligenbildern betet; er würde dieses Heiligthum vorzugsweise zum Gegenstand andächtiger Verehrung machen, weil nur durch göttliche Zulassung ein solches Wunder geschehen konnte. Ich glaube daher, daß man als sicher voraussetzen könne, daß wenige Katholiken aus den gebildeten Ständen noch jetzt an die Wahrheit dieser Tradition glauben; denn es ist durchaus factisch gewiß, daß von letztern nur äußerst Wenige zu diesem angeblichen Heiligthum als Pilger wallfahrten. Die Zeit scheint nicht mehr fern, wo das heilige Haus und die Legende selbst ganz vergessen sein werden.

Unsre nächste Tagereise war nur kurz; wir kamen nicht weiter als nach Ancona. Der Weg führte durch anmuthige Gegenden und die Aussichten waren, vorzüglich nach den Anhöhen, öfters überaus reizend. Die östlichen Abhänge der Apenninen kamen mir, wie die südlichen der Alpen, weit schroffer vor, als die von der entgegengesetzten Seite. Die Gipfel der Bergkette waren eben mit Schnee bedeckt, und der Vordergrund des Gemäldes zeigte eine herrliche Abwechselung von Grün und überall unverkennbare Spuren vorzüglicher Fruchtbarkeit. Letzteres erhöhte den Reiz dieser Landschaft ungemein, die im Uebrigen viel Aehnlichkeit mit einer Schweizergegend hatte; denn dieser mangelt öfter nur die Anmuth des südlich-ergiebigen Bodens. Die milde Wärme eines glücklichern Klima's erhöhte die Farbenpracht um uns her; ihr belebender Hauch verscheuchte den starren Frost der beeis'ten Gipfel, ohne ihren Glanz zu schwächen; und dazu kam die anmuthige Bläue des Himmels und die heimathliche Stille der Umgebungen, wie ich mir nicht erinnere, in Schweizerlandschaften, außer an den südlichen Abhängen empfunden zu haben.

Ancona ist von Loretto nur etwa sechszehn bis achtzehn englische Meilen entfernt. Wir kamen also frühe genug an, um uns in der Stadt etwas genauer umsehen zu können. Der Haven wird theilweise durch eine hüglige Erhebung des Bodens gebildet, an dessen Abhang die Stadt großentheils hinangebaut ist, und ein mit dieser

natürlichen Erhebung verbundner Molo gibt dem Haven eine beträchtliche Ausdehnung. Ein Theil des Molo ist schon sehr alt; denn auf demselben befindet sich ein zu Ehren Trajans erbauter Bogen, der hier gewöhnlich der Bogen von Augustus genannt wird. Ein anderer Ehrenbogen weiter seewärts zeigt, daß die Päpste dieses Werk bedeutend vergrößert haben. Der Haven hat eine hübsche und sichere Lage, nur scheint es ihm an erforderlichem Wasser zu fehlen. Hier befanden wir uns zum ersten Mal an den Küsten des adriatischen Meers. Die Farbe des Wassers ist hier weniger schön als im offnen Mittelmeer; die Bläue geht hier mehr in die grünliche Färbung des Meers an unsern Küsten über.

Von dem bergigen Vorlande war die Aussicht nach der Stadt recht hübsch; aber vergeblich strengte ich mich an, die entgegengesetzte dalmatische Küste zu entdecken. Auf dieser Anhöhe befindet sich eine große Kirche und in derselben ein Gemälde von Guercino. Um die Leistungen dieses Künstlers gehörig zu schätzen, muß man seine Werke im Kirchenstaate selbst gesehen haben. Die Stadt ist gut befestigt und scheint als ein wichtiger militärischer Posten besonderer Aufmerksamkeit werth gehalten zu werden.

Als wir am folgenden Morgen Ancona verließen, begann für uns eine Reise von zwanzig bis dreißig Stunden weit längs dem Meer; der Weg war während der ganzen Strecke nie über zwei bis drei englische Mei-

len von der adriatischen Küste entfernt, und öfter fuhren wir ganz nahe längs derselben, so daß wir fast ununterbrochen die Aussicht auf das Meer hatten. Unser erstes Anhalten war in Sinigaglia, ein niedliches Städtchen mit einer Art von Haven. Fast alle kleine Städtchen längs der adriatischen Küste machen einigen Anspruch darauf, Seehäven genannt zu werden, obschon die Küste fast durchaus ein niedriges sandiges Gestade darstellt, das ohne merkliche Buchten und Vorlande nur wenige eigentliche Havenstellen darbietet. Irgend ein kleiner Bach war hier die gewöhnliche Veranlassung, einen Havenplatz anzulegen, und mit Hülfe geeigneter Ausgrabungen, Aufwerfen von Dämmen und Errichtung von Molo's am Ausgange, um die Versandung durch südliche Winde oder durch Strömungen zu verhindern, war gewöhnlich die Sache abgethan. Manche Glieder der Buonapartischen Familie wohnen in und um Sinigaglia, in dessen Nähe sich viele hübsche Landhäuser befinden.

Die Nacht brachten wir in Fano zu, einer Stadt von einigen Tausend Einwohnern, worin sich manche achtungeinflößende römische Ruinen befinden, aber aus der spätern kaiserlichen Periode. Den nächsten Morgen kamen wir nach La Catolica, einem kleinen unbedeutenden Ort, wo wir frühstückten; durch einen weit ansehnlichern Ort, Pesaro, waren wir bloß durchgefahren, ohne anzuhalten.

Bei La Catolica besahen wir die Ruinen eines

ansehnlichen Schlosses, das ehemals den Herzogen von Urbino gehörte und noch jetzt von den Päpsten als ein fester Ort benutzt wird, wie ich glaube. Dieses Schloß war ein in Italien selten vorkommender Bau; denn in Italien sind feste Burgbauten etwas äußerst Seltenes. Zwar beschreibt uns Mrs. Radcliffe in ihren Romanen manche von Gräben und Wällen umgebene italienische Burgen in den Apenninen; mir ist aber noch kein Burgbau irgend in Italien vorgekommen, der solche Beschreibungen rechtfertigte. Gibt es deren, so müssen sie zufällig alle außer dem Bereich der von mir bereisten Straßen liegen. Mit Ausnahme des Castel Guelfo bei Modena und der regelmäßigen Festungen und Citadellen ist mir im ganzen Lande kein einziger Schloßbau vorgekommen, der mit einem Graben umgeben gewesen wäre. Manche italienische Schlösser, die auf Anhöhen liegen, sind außerordentlich prächtig und malerisch, wie unter andern die auf Ischia; sonst aber sieht man in keinem Lande Europa's so wenig mittelalterliche Burgen, als in Italien. Die Römer scheinen niemals solche burgähnliche Bauten aufgeführt zu haben, sie gehören ganz in die Zeit des mittelalterlichen Ritterthums, welches keineswegs dem italienischen Boden entsprossen ist, und während der Periode, wo auch nach Italien Einiges von diesem Ritterthum verpflanzt wurde, sind die in etwas abweichender Bauart entstandenen Burgen meistens aus den Ruinen römischer Werke aufgeführt worden. So viel

ist gewiß, daß ungeachtet ich während zwei Jahren von Nizza bis Neapel und von Neapel bis hierher Italien durchreist bin, mir dennoch keine von jenen alten Burgen aufgestoßen ist, wie sie in manchen Romanen geschildert werden.

Die englischen Romane überhaupt, und die vorzüglich, die in den letztern Jahren erschienen sind, enthalten ganz falsche Schilderungen von dem geselligen Zustande des europäischen Festlandes, und nicht weniger falsch sind die Schilderungen des geselligen Zustands Englands, die man in den neuern Romanen des europäischen Festlandes liest. Es gibt wirklich nichts Gezwungneres und Alberneres, als sogar des gefeierten Richardson's Geschichte von Clementinen in „Sir Richard Grandison," welche nur zu deutlich seine Nichtkenntniß italienischer Sitten beweist; aber dieser Richardson kannte nicht einmal die Sitten der gebildetern Stände seines eignen Vaterlandes hinreichend; denn wenn er auch ganz wahr berichtet hat, daß die Lords und Ladies jener Zeit Perücken und Reifröcke trugen, so hat er doch darin Unrecht, daß er sie als Erztaugenichtse voll leerer Förmlichkeiten geschildert hat.

Als wir an diesem Morgen den Kutschen voraus spaziert waren, belustigten wir uns einige Stunden lang am Gestade. Hier fühlte ich, wie weit wir es bereits als Reisende gebracht haben; an der amerikanischen Küste

hatten die Kinder schon Muschelschalen gesucht, dasselbe hatten sie an den Küsten des mittelländischen Meers, wie am Gestade der Nordsee gethan, und hier sah ich sie am Strande des adriatischen Meers mit derselben Unterhaltung beschäftigt. Aus dem Herzogthum Urbino kamen wir in die Romagna in der Umgegend von La Catolica.

Die Scenerie wurde immer interessanter, je weiter wir kamen; die Berge näherten sich der Küste, und der Vordergrund erhob sich wellenförmig in mannigfachem Farbenwechsel; das Meer blieb uns immer zur Seite und wir versäumten keine Gelegenheit, uns am Gestade zu belustigen. Wir machten täglich nur kurze Fahrten; die Städte lagen zu diesem Zwecke ganz erwünscht, nur in geringen Abständen von einander, und zu unserm nicht geringem Vergnügen bekamen wir keinen einzigen Reisewagen während der ganzen Reise mehr zu sehen; selbst der mürrische Engländer hatte seit der letzten ihm widerfahrenen Fehlschlagung sich nicht mehr in unsrer Nähe blicken lassen.

Die zweite Nacht nach unsrer Abreise aus Ancona brachten wir in Rimini zu. Bei dieser Stadt trafen die flaminische und die ämilische Straße zusammen. Wir waren nämlich von Rom aus fast ununterbrochen in der Richtung der alterthümlichen Landstraße weiter gereist, die von Rom nach dem Cisalpinischen Gallien führte.

Hier befindet sich ebenfalls ein zu Ehren des Kaisers Augustus errichteter Bogen und eine Brücke, die alt genug ist, um, wenn auch nicht ganz, doch beinah jenem Zeitalter angehören zu können. Man zeigte uns sogar eine Rednerbühne, von welcher herab Cäsar zum Volk geredet haben soll, nachdem er über den Rubicon gegangen war! Es war wenigstens etwas Männliches in der Keckheit dieser Behauptung.

In Rimini waren wir Zeugen einer Ceremonie, welche wir während unsers zweijährigen Aufenthaltes in in Italien noch nicht gesehen hatten. Es war lange Zeit kein Regen gefallen, und es wurde daher eine Procession, zu welcher Hunderte von Landleuten aus der Umgegend sich eingefunden hatten, nach mehren Gnadenbildern veranstaltet. Ein als vorzüglich wunderthätig berühmtes Madonnenbild wurde vorangetragen, und alle im Zuge befindlichen Personen zeigten sich sehr andächtig. Im Wesentlichen ist zwischen solchen Processionen, um den Himmel um Regen zu bitten, kein großer Unterschied von den Fürbitten um Regen, die auch in unsern Kirchen bei ähnlicher Veranlassung statt finden. Nur waren die äußern Förmlichkeiten bei dieser Procession etwas mehr auf den sinnlichen Eindruck berechnet. Mir machte es einigermaßen Spaß, wie wirklich während dieses feierlichen Umzugs die Wolken düster und drohend von den Apenninen herabsahen. Und doch kam kein Regen! Uebrigens weiß ich nicht, ob in der That diese Ceremonien in den Augen

der Katholiken eine größere Wirksamkeit haben, als unsre Kirchengebete in den Augen von uns Protestanten; es ist nur eine verschiedene Form des Vortrags derselben Bitte.

Nicht weit von Rimini ist ein Berg, der, abgesondert von der Bergkette der Apenninen, für sich allein eine beträchtliche Anhöhe bildet. Er ist unregelmäßig gestaltet, und nahe am Gipfel sieht man ein kleines Städtchen liegen, und die ganze Bergfläche scheint überhaupt weit sorgfältiger angebaut und weit zahlreicher bevölkert zu sein, als alle anderen Hügel in der Gegend umher. Dieses ist San Marino, die älteste Republik in der ganzen christlichen Welt. Ich hatte mir vorgenommen, diesen Ort zu besuchen; doch eine Unpäßlichkeit hinderte mich daran. Das ganze Gebiet der Republik beschränkt sich auf den Hügel und einen kleinen hügligen Distrikt am Fuß desselben, mit einer Bevölkerung von fast fünftausend Seelen. In Rom hatte mir ein Beamter erzählt, der früher in der Romagna angestellt war, die kleine Republik sei außerordentlich eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, und die Regierung derselben verfahre durchaus gerecht und besonnen. Freilich kann ein solcher Staat nur dann bestehen, wenn er geduldet wird. Der Papst kann jeden Augenblick den ganzen Staat gleichsam in's Gefängniß setzen, wenn er den Bürgern verbietet, seine Grenzen zu überschreiten. An dieser Stelle dehnt sich auch das Großherzogthum Toscana bis zu den Gipfeln

der Apenninen aus, indem es sich zugleich dem adriatischen Meer bis auf wenige Meilen nähert.

Es ist noch gar nicht entschieden, wo eigentlich der Rubicon fließt. Die Einwohner von Rimini behaupten, es sei die Marcochia, das kleine Flüßchen, über welches die alte, bereits erwähnte Brücke hinüberführt. Die Bewohner von Savignano dagegen nehmen diese Ehre für den Pisatello in Anspruch, ein noch kleineres Flüßchen, das an letzterm Oertchen vorbeifließt. Es scheint, als ob die allgemeinere Meinung für letzteres sich entscheiden wolle, und wirklich befindet sich an der Landstraße ein Monument, welches darauf hindeutet. Dem äußern Anschein nach ist hingegen das erstgenannte weit eher einem Grenzfluß ähnlich, da er in beinah ganz grader Richtung durch den schmalen Strich Landes hinfließt, der zwischen den Anhöhen und dem Meere sich befindet. Grenzbestimmungen haben oft viel Willkürliches; wer aber unbefangen die Gründe der Wahrscheinscheinlichkeit für und wider prüfen wollte, der würde meiner Meinung nach mehr der erstern Meinung beitreten und die Marcochia für den Rubicon halten können. Da nämlich die große Landstraße an diesem Puncte beginnt und endet, so wird dadurch die Vermuthung noch wahrscheinlicher, daß hier der Rubicon gewesen sein müsse. Denn Aemilius oder Flaminius würden gewiß den Bau ihrer Landstraße weit lieber an der Grenze, als einige Meilen weiter hin, begonnen haben. Was übrigens die

gelehrten Gründe für oder wider betrifft, so kenne ich diese freilich zu wenig, als daß ich mir ein Urtheil darüber anmaßen dürfte.

Das Flüßchen, welches der gangbaren Meinung nach der Rubicon sein soll, nämlich der Pisatello, ist kaum mehr als ein Bach, welcher Cäsar kein anderes Hinderniß entgegensetzte, als das gesetzliche Verbot; er kann durchwatet werden, ohne daß man die Knie benetzt.

An dem Tage, wo wir Rimini verließen, frühstückten wir in Cesena. Dieses ist der Stammort der Familie Malatesta, enthält einige Werke aus dem Mittelalter, welche noch ziemlich gut erhalten sind. Jetzt waren wir etwas weiter von der Küste entfernt und befanden uns schon auf der großen Lombardischen Ebene, wiewohl noch innerhalb des Gebiets der Romagna. Der Weg zog sich in fast gleichlaufender Richtung längs den Bergen hin, die hier von dem adriatischen Meerbusen zurückweichen und quer über nach der andern Küste streichen. Dadurch entsteht ein beträchtlicher Zwischenraum zwischen dem Fuß derselben und dem südlichen Abhang der Alpen, welchen die eben erwähnte große Ebene einnimmt. In Forli übernachteten wir; es ist ein ziemlich großer und dabei sauberer und freundlicher Ort. In diesem, wie in den andern Orten versäumten wir nicht, die Gemälde, die größern Kirchen und vorzüglichern Ruinen in Augenschein zu nehmen; aber keine dieser kleinen Städte erschien mir hinreichend merkwür-

dig, um einer ausführlichern Beschreibung werth zu sein. Unsere Tagereisen waren nur kurz, und die ganze Strecke von Ancona bis nach Bologna war der Weg beinah durchaus eben. Forli war das Forum Livii der Alten und befand sich folglich an der Via Aemilia, welche beinahe, wo nicht ganz genau dieselbe Richtung verfolgte, wie die jetzige Landstraße. Alle diese Hauptstraßen werden fortwährend in gutem Zustand erhalten, und es ist nicht leicht irgend eine Gegend in Europa nachzuweisen, welche bessere Poststraßen besäße, als Italien. Im Ganzen zeichnen sich die europäischen Länder in dieser Hinsicht aus; nur Frankreich scheint mir dieses Vorzugs weit weniger sich zu erfreuen, aller Lobpreisungen ungeachtet, mit welchen man Napoleon überhäufte, weil er hier und da einen bequemern Weg in das eine oder andere eroberte Land eröffnen ließ. Es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Hinsicht Italien dem Kaiser Napoleon Manches verdanke; aber der eigentliche Beweggrund seiner Unternehmungen liegt so offen am Tage, daß sie keinen Grund zu so großen Lobsprüchen abgeben. Ein Herrscher, welcher die Straßen von seiner eignen Hauptstadt nach den nächsten Orten in einem so schlechten Zustande ließ, daß fast die Hälfte aller Wagenräder auf ihnen in beständiger Gefahr des Zerbrechens schwebten, verdient kein sonderliches Vertrauen, wenn er auf Einmal keine Kosten scheut, um einen Gartenweg über die Alpen anzulegen. Eine solche Geschäftigkeit im schein-

baren Wohlthun hat einige Aehnlichkeit mit dem Religionseifer mancher Handelsspeculanten, welche sich so äußerst thätig in der Bekehrung entfernter heidnischer Nationen beweisen und darüber ihre eigne Nachbaren ganz vergessen. Einerseits waltet der Trieb Aufsehn zu erregen und eine krankhafte Eigenliebe vor, andererseits eine überlegte und eigennützige Berechnung der Vortheile, die aus solchen Unternehmungen hervorgehen können.

Am nächsten Tage kamen wir durch Faenza, ohne uns aufzuhalten, da wir es müde waren, Städte von zehn- bis zwanzigtausend Seelen zu sehen, ohne durch irgend eine erhebliche Sehenswürdigkeit für unser längeres Verweilen entschädigt zu werden. Letzterer Ort ist wegen seiner irdenen Waaren bekannt, und von ihm haben die Franzosen das Wort fayence entlehnt. In Imola frühstückten wir. Dieser Ort war ebenfalls ein Forum, eine Benennung, die vielen alten Städten oder Flecken gemeinschaftlich ist; Imola hieß nämlich Forum Cornelii. Die Stadt liegt am Rande der großen lombardischen Ebene, die nach der gewöhnlichen Annahme hier erst anfängt; wiewohl man wirklich schon bei Rimini, oder noch weiter bei Ancona den Anfang dieser Ebene bestimmen könnte. Hier fangen die Pappeln an, welche wir bei uns italienische nennen; diese Bäume sind übrigens in Frankreich weit häufiger, als in Italien, dem Lande, wornach wir sie zu nennen pflegen. Ich möchte fast behaupten, daß vor etwa zwanzig Jahren diese Bäume

noch weit häufiger bei uns zu sehen waren, als jetzt in Italien; jetzt sucht fast Jedermann ihrer eben so emsig wieder los zu werden, als man sich früher sie anzupflanzen bemühte. Bei uns zu Hause vermuthete man, das Absterben der Gipfel, welches diese Bäume so häufig entstellt, rühre davon her, daß bei uns keine hinreichende Befruchtung der Blüthen erzielt werden könne; indessen findet dieselbe Verunzierung dieser Bäume auch in Europa statt. Von Imola fuhren wir nach Bologna, welches wir bei guter Zeit erreichten.

Die Entfernung Bologna's von Ancona beträgt einhundert und fünfunddreißig englische Meilen, welche wir in vier mäßigen Tagereisen zurücklegten. Auf dem ganzen Wege hatten wir keinen einzigen Hügel zu übersteigen, eine kurze unebene Strecke zwischen Sinigaglia und Pesaro ausgenommen. Fast auf dem ganzen Wege kamen wir durch schöne Gegenden; die Apenninen hoben den Reiz der anmuthigen Thalgegend, deren Einförmigkeit ohne die Aussicht nach den Bergen ermüdend gewesen wäre. In mancher Beziehung kann ich diese kleine Reise unter allen, die ich in Europa gemacht habe, die anmuthigste nennen.

Neunundzwanzigster Brief.

Ferrara. — Tasso's Gefängniß. — Fliegende Brücke über den Po. — Oestreichisches Zollhaus. — Venetianische Frauen. — Padua. — Der Baustyl von Palladio. — Ein Wunder. — Der Unglaube in der Maske. — Die Straße nach Mestre und die Villen an der Brenta. — Fernsicht von Venedig. — Die Lagunen. — Ursprung von Venedig. — Wachtposten zu Wasser. — Annäherung an Venedig. — Die Kanäle. Der Rialto.

Unser Aufenthalt in Bologna war nur kurz; denn wir besorgten, zu spät in der Jahrszeit in Venedig einzutreffen. Unsere erste Tagreise ging bis Ferrara, wo wir bei guter Zeit eintrafen, weil wir Bologna mit Sonnenaufgang verlassen hatten. Die Gegend war flach und hatte an manchen Stellen ein mooriges, rietbewachsenes Ansehen, jemehr wir uns den niedrigen Marschländern näherten, welche Ravenna umgeben. Der ganze östliche Rand der Lombardischen Ebene hat diesen Charakter; denn die Abdachung von den Bergen her setzt sich ununterbrochen fort nach dem Meer, wie der Lauf der Flüsse dieses beweist, obgleich diese Abdachung nur so allmählig ist, daß man sie gar nicht bemerkt.

So verlassen ist mir noch keine Stadt von ansehnlicher Größe vorgekommen, wie Ferrara. Sie liegt in einer „todt-öden" Fläche, und die ganze Gegend zeigt

nichts als Graswuchs oder Schilf und Moor. Mitten in der Stadt steht ein massives düsteres Schloß von einem Graben umgeben, in welchem ehmals die Herzöge von Este wohnten. Wir durften nicht hinein gehen. Wir besuchten ein abgesondertes Gemach, von welchem behauptet wird, es sei einst Tasso's Gefängniß gewesen, und fanden Byron's Namen an der Mauer. Ein solcher Ausdruck von Achtung vor dem Dichter, der hier gefangen saß, kann gestattet werden; sonst aber gefällt mir das spießbürgerliche Beschreiben von Mauern und Wänden ganz und gar nicht. Da ich kein Dichter bin, so glaubte ich nicht nöthig zu haben, auch meinen Namen zu den übrigen hinzuschreiben.

Die Straßen der Stadt sind grade und breit; dadurch erscheint die Verödung Ferrara's noch auffallender. Hier wuchs im wahren Sinne des Worts das Gras in den Straßen. Ich möchte diese früher so lebhafte Stadt mit dem Posten Shenectady jenseits des Kanals vergleichen; nur die Zeichen ehmaliger Pracht und Wohlhabenheit hat erstere freilich voraus. Hier sahen wir viele seltne Bücher und Handschriften, und manche Dinge, die den Dichtern Tasso und Ariosto angehörten. Ein kleiner Fluß fließt durch die Stadt; aber das ganze Land hat, wie Holland, weil man das Meer noch nicht sieht, das Ansehen einer Anschwemmung. Der Aufenthalt in dieser Gegend soll im Herbst sehr ungesund sein, was mir sehr wahrscheinlich ist.

Hier waren wir abermals dem österreichischen Gebiet nahe. Ferrara gehört zwar noch zum Kirchenstaat, hat aber eine österreichische Garnison, weil die Stadt befestigt ist. Eine kurze Strecke von der Stadt kamen wir am andern Morgen an den Po, und über diesen führte eine sogenannte fliegende Brücke, ein *ponte volante.* Diese Art Brücken findet man in Europa häufig; sie sind bewegliche Fähren. Sie bestehen aus einem an den Seiten nur wenig erhöhetem, langen, flachen und mit Diehlen belegten Balkengefüge, welches geräumig genug ist, um mehre Wagen zugleich aufzunehmen. Dieses glatte Fahrzeug ist mittelst eines langen Kabeltaues an einem, ein paar hundert Faden stromaufwärts im Flusse aufgeführten Balkengerüst oder Mauerwerk befestigt; die Länge des Kabeltaues steht nämlich im richtigen Verhältniß zur Breite des Flusses. Damit das Kabeltau über dem Wasser bleibe, wird es durch mehr oder weniger kleine Böte getragen, welche mit der Fähre, sobald diese in Bewegung gesetzt wird, hin und her treiben, indem sie den Zug des Taues folgen müssen. Es bedarf alsdann keiner besondern Anstrengung, die Fähre hinüber und herüber zu bewegen, man hat bloß nöthig, die Seiten derselben in schräger Richtung der Strömung auszusetzen. Wir setzten mit unsern beiden Reisekutschen und acht Pferden in Zeit von wenigen Minuten über, ohne unsere Sitze zu verlassen.

Auf dem östreichischen Ufer stand ein Zollhaus; wir

wurden aber nicht länger aufgehalten, als nöthig war, unsre Pässe zu untersuchen. So sehr man sich über die österreichische Regierung rücksichtlich der Zolleinrichtungen beschweren mag, so kann ich doch in die Klagen über unnützen Aufenthalt und widerwärtige Plackerei nicht einstimmen; es müßten denn Fälle vorkommen, wo gegründeter Verdacht die Beamten zu genauerer Untersuchung nöthigte. Außerdem können despotische Regierungen nach Willkühr höfliche und artige Ausnahmen machen, wozu die Regierungen in Freistaaten nicht ermächtigt sind. In einem Lande, wo Gleichheit der Rechte besteht, muß die Ausübung des Gesetzes mit gleicher Strenge gegen Alle verfahren, wenn auch tausenderlei Fälle eintreten, wo diese gerechte Maßregel für diejenigen beschwerlich wird, welche, ohne dem Vortheil der Gesammtheit entgegenzuwirken, gleichwohl eine Ausnahme von der Regel ansprechen könnten; aber in einem despotisch-regierten Lande können besondere Weisungen von Oben den untern Beamten in geeigneten Fällen die nöthige Milderung ihres strengen Verfahrens sogar vorschreiben. Es ist richtig, daß solche besondere Ermächtigungen zu argen Mißbräuchen führen können; aber in einem Zeitalter wie das unsrige, führen sie weit häufiger zur Befreiung von lästigen und in manchen Fällen ganz unnützen Weitläufigkeiten. Diesem Grundsatz gemäß, erhalten Leute, deren Verhältnisse und Zwecke hinreichend bekannt sind, ihre Pässe auf eine Weise ausgefertigt,

daß ihnen die Fortsetzung ihrer Reise ohne Zögerung und Weitschweifigkeit an Thoren und Zollstätten überall erleichtert wird.

Dieß brauchen Sie nicht so auszulegen, als ob ich einen solchen vorzugbezweckenden Paß gehabt hätte. Vielmehr ist die Gefälligkeit und Artigkeit, welche mir bewiesen wurde, und die mir in Rücksicht meines Gepäcks alle Weitläufigkeiten ersparte, ein Benehmen, welches gegen Jedermann beobachtet wird, wo man keine Gründe hat, absichtliche Uebertretungen des Gesetzes vorauszusetzen. Sie wissen, daß ich keine Regierungsform vertheidige, die nicht die Gleichheit der Rechte aller Staatsbürger ausdrücklich bezweckt; daß ich keine andere, als demokratische Institutionen billigen kann, und nur die Mißbräuche demokratischer Formen entfernt wissen möchte. Aber ich habe mich hinreichend überzeugt, daß die alltäglichen Ausfälle des größten Theils unserer Reisenden gegen die Einrichtungen despotischer Staaten und gegen das verletzende Benehmen ihrer Beamten eben so sehr auf eingewurzelten Vorurtheilen und auf unwissende Einseitigkeit beruhen, als die gewohnten Ausfälle der Europäer gegen unsre demokratische Verfassung und Verwaltung. Der Zweck jeder Regierung ist in allen gewöhnlichen Fällen das gerechte Verfahren gegen Alle, und dieses Streben ist bei uns nicht ausgezeichneter, als bei den Kaisern von Oesterreich oder Rußland. Wenn man die Fehler unumschränkter Regierungen entdecken und rügen will, so darf

man sie nicht an der Oberfläche suchen; ihre Quelle liegt tiefer.

Wir fanden Rovigo, wo wir frühstückten, eben so verlassen und öde wie Ferrara; nur ist es freilich ein kleiner und wenig bedeutender Ort im Vergleich mit Ferrara. Darauf sahen wir ein Eiland von Hügeln vor uns mitten in der einem Meer ähnlichen Ebene, und am Fuße dieser Hügel lag Monselice, wo wir übernachteten. Diese Hügelgruppe bildet gleichsam eine Berg-Oase in der Wüste des Einförmigen umher. Im Wirthshause war eine Gesellschaft von Reisenden aus Venedig; die Frauen hatten eine lebhafte Gesichtsfarbe und blondes Haar; bei einer dieser Venetianerinnen grenzte die blonde Haarfarbe fast an das Röthliche. Dieß war uns ein Beweis, daß wir uns den Originalen von Titian's Gemälden näherten. Die Signora Guiccioli, die den Verehrern Byron's so gut bekannt ist, gehört ebenfalls zu den Titian'schen Idealen. Es ist auffallend, daß Raphael und fast alle italienischen Meister ihre Schönheiten meistens als Blondinen darstellen, während die italienischen Frauen fast durchgehends Brünetten sind. Von den acht amerikanischen Insassen, die unsere Reisegesellschäft zählt, bin ich der Einzige, der kein helles Haar und keine lebhafte Gesichtsfarbe hat. Dieser Umstand hat nicht wenig Aufsehen unter den Italienern erregt, welche sich einzubilden pflegen, wir müßten sämmtlich, gleichsam ex officio, schwarz sein.

Von Monselice hatten wir nur eine Tagreise bis Padua, und dieser Stadt näherten wir uns mit vorzüglichem Interesse. Sie ist groß und ihre Straßen für eine europäische Stadt ungewöhnlich breit. Sie war Palladio's Vaterstadt, und wir lernten demnach seinen Baustyl hier recht kennen. Ich kann nicht sagen, daß er mir so sehr gefallen hätte, als ich erwartete. Seine Bauten sind mehr prunkend, als einfach und schön, wie wohl beide letztere Eigenschaften nicht ganz vermißt werden. Auch fehlt es seinen Bauplanen nicht an höhern Ideen. Die Stadt Boston hat in ihrer Bauart im Allgemeinen etwas Aehnliches, obschon kein Gebäude dort wirklich in Palladio's Styl gebaut ist; nur ist es die einzige Stadt in Amerika, die einigermaßen an diesen Baustyl erinnert.

Die große Halle gefiel uns in Padua fast am meisten. Sie hat eine Länge von beinah dreihundert Fuß und ist ungefähr hundert Fuß breit, aber nicht gar hoch. Es ist der größte Saal, den ich jemals gesehen habe, die Gallericen ausgenommen. Die Bauart ist gemischt gothisch. Das Dach besteht aus offenem Quergebälk, und die Wirkung ist auffallend und zierlich. Im Ganzen gefiel sie mir beinah noch mehr als die Westminsterhalle; obgleich sie das Großartige und Edle der letztern nicht besitzt.

Ein Wunder hatte sich eben in einer der Kirchen von Padua ereignet: ein Marienbild hatte einige Zeichen des Belebtseins blicken lassen. Ich ging hin, fand aber, daß mein Besuch zur Unzeit kam; das Marienbild blieb

eben so unbeweglich, wie alle andern Bilder, so lange ein Ketzer zugegen war. Ich glaube, daß solche Wunder sich jetzt weit seltner ereignen, als sonst; denn das Eindringen der Franzosen hat nicht blos die religiösen Wunder zerstört, sondern auch den frühern religiösen Sinn der Einwohner. Es ist ein treffender Commentar zur gerühmten menschlichen Weisheit und Charakterfestigkeit, wenn man jetzt einen König und seine Hofleute in denselben Straßen mit Kerzen einer Procession sich anschließen sieht, wo noch vor wenigen Jahrzehnten die Beamten in Hemdärmeln einer losen Dirne unter der anmaßenden Benennung einer Vernunftgöttin folgten! Der Unglaube kommt jetzt nicht mehr in seiner Blöße zum Vorschein, er hat eine Maske von Philosophie und Dialektik vorgenommen, in dem vorgeblichen Charakter eines zeitgemäßen Christenthums. Wenn eine Festung sich nicht mit Sturm erobern läßt, so läßt man sie unterminiren.

Als wir Padua verließen, schlugen wir den Weg nach Mestre ein, und unser Gepäck wurde in eine große Gondel gepackt. Darauf nahmen wir unsere Plätze in demselben Boot, und so wie wir das Ufer erreicht hatten, waren wir in weniger als zehn Minuten schon unterwegs. Zuerst mußten wir ein kurzes Flüßchen oder Bächlein, sein Name ist mir entfallen, abwärts schiffen, und darauf kamen wir glücklich in die Bucht. Die Lagune ist durch die Anschwemmung mehrer Ströme gebildet und durch die Anspülung der Wellen des adriatischen Meers.

Letztere haben lange niedrige Sandbänke quer vor der Mündung der Bucht angehäuft, und ihre Anzahl hat sich seit undenklicher Zeit außerordentlich vermehrt. So entstanden innerhalb dieser Kette von Sandbänken eine große Anzahl niedriger Inseln, und durch diese bahnten viele Kanäle nothgedrungen ihren Weg, um die Wasser der Flüsse ins Meer zu leiten. Auf diesen Eilanden bauten die Fischer ihre Hütten. Von diesen kleinen Anfängen entstand mit Hülfe von ansehnlichen Wasserbauten Quai's und Steindämmen, wie sie ein Seehaven erfordert, die Stadt Venedig, und erhob sich von ihrem niedern Sitz im Schlamm der Lagunen zur mächtigen Beherrscherin des adriatischen Meers.

Wir hielten eine kleine Weile an einem Inselchen ungefähr halbwegs der Lagune, damit unsre Päsſe visirt werden konnten, wurden aber durchaus nicht aufgehalten. Das Eiland war kaum groß genug, um für wenige Gebäude Raum zu haben, und der Eindruck, den diese Wasser-Station auf mich machte, war wunderlich genug. Nicht weit davon kam unser Fahrzeug an einer langen Reihe von Pfosten vorüber, deren Spitzen bemalt waren, und welche die Stadt etwa anderthalb englische Meilen von den Inseln umgeben. Diese Pfosten standen nur wenige hundert Fuß von einander entfernt; sie sollten die Grenzen des Stadtgebiets andeuten; denn Venedig war eben erst zu einem Freihaven erklärt worden. Hiernach stand also jeder Gondel bevor, die innerhalb dieser Pfosten

mit unverzollten Waaren sich betreten ließ, angehalten und ihre Ladung confiscirt zu werden.

Nachdem wir etwas mehr als eine Stunde lang fortgerudert waren, fuhren wir in einen breiten Kanal ein, der an beiden Seiten von prächtigen Pallästen und schönen Häusern eingefaßt war. So wie wir das Ende dieses Kanals erreicht hatten, welcher nur kurz war, kamen wir in eine andere Durchfahrt hinein, welche vermuthlich eine der Hauptwasserstraßen sein mochte; denn in diesen breiten, großen Kanal mündeten viele kleinere jederseits in unbedeutenden Abständen voneinander. Durch diese kleinern Kanäle konnten wir weithin durch die düstern Spalten der Häuserreihen zahllose Brücken erkennen, die ununterbrochen von Fußgängern belebt waren; über den breiten großen Kanal führte nur eine einzige Brücke hinüber. Diese letztere war von Steinen erbaut und mit vielen kleinen Gebäuden besetzt. Die Länge derselben war natürlich weit bedeutender, als die der andern Brükken über den Seitenkanälen; sie bildete nur einen einzigen Bogen, der hoch und spitzig auslief, obschon nicht ganz im gothischen Geschmack. Als wir unter dieser Brücke hinfuhren, erschienen jenseits derselben größere Fahrzeuge, die schon geeignet waren, das adriatische Meer zu befahren, und die Weite des Kanals nahm allmählig zu. Dieses war die Rialto-Brücke, das erweiterte Wasserbecken einer Fortsetzung des Kanals und der Anfang der Giudecca, des eigentlichen Havens von Venedig.

Als wir dem großen Kanal uns näherten, lag eine Gondel ruderfertig vor uns; sie harrte der Ankunft eines Boots aus Mestre entgegen, und als wir in dessen Nähe kamen, war es Mr. C — —, von Carolina, der zwei Tage vor uns hier angekommen war. Er sprang zu uns an Bord, und hatte einstweilen für ein Logis gesorgt, in der Erwartung, daß wir bald nachkämen. Unter seiner Leitung hielten wir an einer steinern Treppe an und stiegen an's Land vor dem Gasthause zum Weißen Löwen.

Dreißigster Brief.

Ankunft in Venedig. — Spaziergang im Mondschein. — Die Straßen von Venedig. — Der große Platz von San Marco. — Die Piazetta. — Der Dogenpallast. — Der Campanile. — Die Seufzerbrücke. — Der Haven. — Das Fremdenbuch im Weißen Löwen.

Mir kam es beinahe vor, als wäre ich mitten in einen ganz neuen Bildungszustand hineingerathen. Beim Eintritt in's Wirthshaus befanden wir uns in einer weitläufigen Halle; der Boden derselben war gepflastert und nur zwei Stufen über der Wasserfläche; in der Ecke desselben lag eine Gondel. Wir stiegen eine Treppe hinauf, wurden in eine Reihe schöner Zimmer eingewiesen, und ich rannte sogleich nach einem Fenster. Kähne glitten in allen Richtungen vorüber; aber kein Geräusch

vernahm ich außer dem Plätschern der Ruder, kein Rädergerassel, kein Huftritt war weithin zu hören; und doch konnte ich in ziemlicher Entfernung sogar das Platschen eines in's Wasser fallenden Taues deutlich unterscheiden. Alles war mir fremd; denn obgleich ich ein Seemann und an Wasserscenen gewöhnt bin, so hatte ich doch noch nie eine schwimmende Stadt gesehen.

Es war einmal nicht anders; ohne vorher zu essen, ließ sich Nichts unternehmen; ich mußte also meine Ungeduld bis nach dem Mittagsmahl bezähmen. Darüber kam der Abend heran; aber dafür entschädigte uns ein herrlicher Mondschein; das sanfte Licht, das über die ganze Scene ausgegossen war, verlieh den Umgebungen einen zauberischen Schimmer.

C— — und ich verließen das Wirthshaus mit einander; denn er hatte mir gesagt, er habe mir Etwas zu zeigen, indem er wünsche, daß ich es sähe, ehe ich mich zur Ruhe begäbe. Anstatt nun in einen Kahn zu steigen, gingen wir aus der Hinterthüre des Wirthshauses hinaus und befanden uns in einer Straße. Ich hatte so viel von Venedigs Kanälen gehört, daß ich mir beinah einbildete, es hätte keine Straßen. Statt dessen fand ich, daß die ganze Stadt von Straßen durchschnitten war; die Brücken über den kleinen Kanälen dienten zur Verbindung dieser Straßen untereinander, die übrigens meistens nur acht bis zehn Fuß breit waren. Die Straße, durch welche wir gingen, hatte Kaufläden zu beiden Sei-

ten und schien eine Hauptstraße zu sein. Ihre Breite wechselte zwischen zehn bis zwanzig Fuß.

Nachdem wir eine Zeitlang dieselbe Richtung verfolgt hatten, in der mir so Vieles überraschend neu war, bogen wir ein wenig rechtsab, kamen unter einem Bogen hindurch und betraten darauf den großen Platz von San Marco. In keiner Stadt genoß ich bis jetzt eines so überraschenden und wohlthuenden Anblicks. Drei Seiten dieses ausgedehnten Raumes waren von Pallästen mit Arcaden umgeben, und an der vierten stand eine niedrige alterthümliche Kirche von einer so überaus buntscheckigen Bauart, als mir noch kaum Etwas vorgekommen war, da ihre orientalischen Bedachungen und äußern Zierrathen so eigenthümlich aussahen, daß ich mich in eine Scene der arabischen Mährchenwelt versetzt wähnte. Der Mond mit seinem milden täuschenden Schimmer trug viel zu dem überraschenden Eindruck des Ganzen bei, indem die einzelnen Umrisse in der halben Beleuchtung noch weit verworrener und phantastischer hervortraten. Sie werden es längst errathen haben, daß ich nichts Geringeres als die berühmte Kirche des heiligen Marcus vor mir hatte.

Mit diesem geräumigen Platz stand ein anderer kleinerer in Verbindung, welcher sich rechtwinklich von ersterm nach der Bucht hin ausdehnte. Nur zwei Seiten dieses Platzes, welcher den Namen „Piazzetta" führt, waren

von Gebäuden eingefaßt, die Seite nämlich zunächst der „Piazza“ oder des großen Platzes und die nach dem Meere waren beide frei. Längs der einen Seite der Piazetta setzte sich die Reihe der Palläste von der Piazza aus weiter fort, und an der andern erhob sich der berühmte Pallast der Dogen. Dieser letztere hatte wo möglich ein noch weit verworreneres und noch mehr orientalisches Ansehen, als die Kirche, und so wurde der Geist auf einmal mitten in die Begebenheiten des Morgenlandes und zugleich in die Zeiten von Venedigs erloschner Herrlichkeit und Macht entführt.

Von allen Seiten boten sich mir interessante Gegenstände dar. Die zwei ungeheuren Säulen waren die Trophäen Eines erfochtenen Sieges; die Reihen kleinerer Säulen nach der Kirche zu waren ebenfalls Trophäen von hundert andern Siegen; die große Treppe, welche wir durch einen Bogengang des Pallastes erblickten, war die „Riesentreppe“, und die Oeffnungen in dem Gemäuer über derselben waren die „Löwenrachen“. Dieser ungeheure Thurm ist der „Campanile“, der hier schon ein Jahrtausend stand auf in den Morast eingerammten Pfählen; und jene Mastbäume, in dem Pflaster vor der Kirchenfronte eingemauert, sind noch dieselben, an welchen die eroberten Flaggen von Cyprus, von Candia, von Morea flatterten; die herrliche Gruppe von Pferden aus Erz über der großen Pforte ist dieselbe, die hier einst stand, die von hier weggeführt und endlich wieder der

Stelle zurückgegeben worden ist, welche sie vormals viele Jahrhunderte hindurch einnahm.

Wir gingen längs der Seite des Dogenpallastes, die nach dem Meere sieht, durch einen Bogengang, der den ganzen Pallast von außenher umgibt, den berühmten „Broglio“, durch welchen einst nur dem hohen Adel zu gehen erlaubt war, und in welchem ehmals so manche Kabalen reiften, — und kamen an eine Brücke, die über einen Kanal führt, welcher die hintere Seite der Kirche und der Palläste begrenzt. Der bedeckte Gang, der über diesen Kanal führt und in der Höhe von ein Paar Stockwerken über der Erde die Gänge des Pallastes und die Gefängnisse auf der Gegenüberseite des Kanals mit einander verbindet, ist die berüchtigte „Seufzerbrücke“! An der Seite des Wasserthors befanden sich die unter der Meeresfläche ausgemauerten Gefängnisse, und ich brauchte bloß einen Blick nach den Dächern hinaufzuthun, um zu wissen, wo einst die „Bleikammern“ waren.

Weiterhin lag der Haven im sanften Schimmer des Mondlichts vor uns ausgebreitet, von zahlreichen Schiffen in geschnörkelter Bauart besetzt; der kühle Seewind fächelte unser Antlitz; aus verschwimmender Ferne dämmerte der „Lido“, und geisterhaft glitten die Todtenbahren ähnlichen Gondeln nach allen Richtungen an uns vorüber. Gewiß, noch nie hatte irgend ein anderer Ort durch solche mir bisher fremd gebliebenen Gegenstände so mächtigen Eindruck auf meine Einbildungskraft gemacht

und nie empfand ich so großes Vergnügen durch den überraschenden Anblick so vieler mich umgebenden neuen Gegenstände in so kurzer Folge auf einander. Eine vortreffliche Militärmusik ließ sich von der „Piazza“ her vernehmen; aber so wundervoll in der Regel deutsche Militärmusik durch die Abenddämmerung tönt, und so schön auch diese war, so trug sie doch mehr dazu bei, die magische Illusion zu zerstören und mich aus dem Reiche der Phantasie wieder in die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens zu versetzen.

Nachdem ich etwa eine Stunde mit der Betrachtung so vieler anziehenden Gegenstände zugebracht hatte, kehrte ich zum Leone bianco zurück und machte Alle durch meine Erzählungen begierig, alle diese Dinge ebenfalls zu schauen. Mein guter W— — war sogleich auf den Beinen; aber nach vergeblichem Suchen in dem Gewirr von engen Gassen kehrte er mit getäuschten Erwartungen wieder zurück.

Mir wurde bald darauf das Fremdenbuch gebracht, um vorschriftgemäß meinen Namen einzuschreiben. Da fand ich, daß einige Amerikaner, die vor mir hier gewesen waren, Spöttereien hineingeschrieben hatten, wie dieß schon mehr geschehen ist, auf ächt englische Weise! Man sollte glauben, daß wenn den Leuten auch der Sinn für Bildung abginge, doch die Selbstachtung ihnen verbieten müßte, sich zu solchen Witzeleien herabzulassen!

Einunddreißigster Brief.

Die „Himmelfahrt" von Titian. — Der „Märtyrertod des heiligen Petrus". — Die Kirche von San Marco. — Aufmerksamkeit der alten Meister auf die Gesichtszüge. — Canova's Monument. — Paläste. — Arsenal und Museum. — Gondel und Gondelführer. — Die Löwenrachen. — Lebhaftigkeit des Sanct-Marcus-Platzes. — Versuch zur Emporbringung Venedigs mittelst eines Freihavens. — Cement-Fußböden. — Ursache der häufigen Feuersbrünste in Amerika. — Mr. Owen's socialer Grundsatz. — Plan einer Gesellschaft zur Erbauung von Gebäuden für allerlei Handwerker.

Wir haben den Weißen Löwen aufgegeben und uns eine Wohnung am Sanct-Marcus-Platze gemiethet, wo wir uns nach unserer eigenen Weise eingerichtet haben und die Theurung wie den Lärm eines Wirthshauses vermieden. Ich habe für eine Gondel gesorgt, und während der ganzen vorigen Woche sind wir täglich unausgesetzt mit dem Betrachten von sehenswürdigen Gegenständen beschäftigt gewesen. Ich werde, wie bisher, fortfahren, bloß solcher Dinge, die für mich besonders anziehend gewesen sind, zu erwähnen, und worüber ich selbst vor meiner Ankunft in Venedig gern einiges Nähere würde erfahren haben, wenn sich mir die Gelegenheit dazu dargeboten hätte.

Zuerst muß ich bemerken, daß man die Meisterwerke von Titian, von Tintoretto und von Paul Veronese nur in Venedig kennen lernt. Zwar trifft man von Ersterm

an andern Orten auch manches vortreffliche Gemälde; hier aber sieht man diesen Künstler im herrlichsten Glanze seines Ruhms. Ich will Sie nicht durch Einzelbeschreibungen solcher Gegenstände ermüden; doch eine Thatsache, die ein Gemälde Titian's besonders angeht, ist zu treffend, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen dürfte. Sie wissen, daß die Franzosen jedes Kunstwerk, dessen sie irgend habhaft werden konnten, mit sich nahmen. Sie versuchten, sogar Frescogemälde sich zuzueignen, ein Frevel, der allein die Strafe des Umsturzes ihrer Macht werth war. Doch ein großes Gemälde entging in Venedig ihren Nachforschungen. Es befand sich in einer düstern Kapelle und war so ganz und gar von Rauch und Staub besudelt, daß Niemand darauf achtete. Selbst die Kirchendiener hielten es für ein durchaus werthloses Gemälde.

Einige wenige Jahre darnach plagte einen Künstler oder Kunstliebhaber die Neugierde, zu wissen, was dieses unbekannte und vergessene Altarblatt eigentlich vorstelle. Seine Neugierde ließ ihn nicht rasten; das Gemälde wurde abgenommen, und nachdem es gehörig gereinigt war, zeigte es sich, daß es eins der herrlichsten Gemälde war, die jemals Titian's Meisterschaft bekundeten. Manche halten es für sein größtes Werk. Wenn dieses auch nicht durchaus eingeräumt werden kann, so bleibt es demungeachtet ein herrliches Werk, das des großen Meisters jedenfalls würdig ist. Das Gemälde stellt „Mariä Himmel-

fahrt“ vor, und dieser Gegenstand ist von Titian auf eine von Morillo’s Darstellung ganz verschiedene Weise behandelt; denn die Jungfrau’n jenes Meisters sind sämmtlich in weißen Gewändern, während Titian die seinige in einem rothen Gewande darstellte. Das Gemälde wird jetzt in der Academie aufbewahrt, und Nachahmungen desselben sieht man auf fast allen zierlichen Geräthen und Schmuckarbeiten Venedigs.

Der „Märtyrertod des heiligen Petrus“ (nicht „Petrus, der Evangelist“) wird von Sir Joshua Reynolds für ein Wunderwerk in seiner Art gehalten; aber es steht in schlechtem Licht, und ich kann es nicht als ein sehenswürdiges Bild anerkennen. Alle Märtyrergeschichten entstellen meiner Ansicht nach die Leinwand. Wie die Statuen von geschundenen Menschen mögen sie ein Studium für Künstler von Fach abgeben, aber für Kunstliebhaber sind solche Darstellungen nicht geeignet. Je genauer sie ausgeführt sind, desto empörender wirken sie auf den Betrachtenden ein.

Wir haben wenigstens die Hälfte der Kirchen nach schönen Gemälden durchsucht; und es ist keine Kleinigkeit, in einer Gondel zu sitzen und nach einer schönen Vorhalle hinzusteuern, auszusteigen und sich sogleich in eins der schönsten Gebäude Europa’s versetzt zu finden. Dann wieder weht Einen die Seeluft an in den Kapellen, und öfter sprüht Schaum und Naß um sie her, als ob es Felsen wären am Meeresstrand; doch dieses gilt frei-

lich nur von denen, die, etwas von der Stadt entfernt, dem Havenstrande näher liegen. Die Sanct-Marcus-Kirche ist im Innern eben so verworren und auffallend bunt wie im Aeußern. Sie stellt ein seltsames Gemisch von Pracht und Geschmacklosigkeit dar, die an Barbarei grenzt. Die Mosaic-Künsteleien sind unter andern von der Art, wie man sie höchstens in einem Pallast der Inca's erwarten könnte. Der Boden dieser Kirche hat, wellenförmig angelegt wie eine gekräuselte Meeresflut, gleichsam eine erstarrte Küstenbrandung. C—— vermuthet, es sei absichtlich geschehen, es liege eine Seemanns-Poesie zu Grunde, um die Hauptbeschäftigung des Volks anzudeuten; mir scheint es vielmehr eine poetische Gerechtigkeit zu sein, eine Vergeltung der Nachlässigkeit im Einrammen der Pfähle, welche das Grundgemäuer tragen. Es macht dieses einen sonderbaren Eindruck; denn es kommt Einem vor, als befinde man sich in einem fahrenden Schiffe, wenn man über diese wellenförmige Oberfläche hinschreitet. Wenn die Sanct-Marcus-Kirche auch nicht wirklich die älteste Kirche ist, so ist sie doch gewiß eine der ältesten christlichen Kirchen, die noch stehen. Aeltere hat es freilich in Klein-Asien gegeben; aber sie bestehen nicht mehr, und wenn sie auch wirklich noch stehen, so sind sie doch keine christlichen Kirchen mehr.

Lady Mary Worthley Montagu sagte irgendwo, wenn es bei uns gebräuchlich wäre, unbekleidet zu gehen, so würde, weil die menschlichen Formen so sehr die mensch-

lichen Gesichter an Schönheit übertreffen, man auf die letztern fast gar nicht Acht geben Gewiß hat die Kleidung auf die Malerei eine ganz andere Wirkung hervorgebracht. Alle Maler, welche als eigenthümliche Schöpfer und Verbesserer in ihrer Kunst auftraten, fangen mit dem menschlichen Angesicht an, und dieses malen sie gewöhnlich lange Zeit hindurch immer schöner, ehe sie noch im Stande sind, schöne menschliche Körperumrisse zu zeichnen. Dieses können Sie schon in Amerika hinreichend gewahr werden, wo diese Kunst in der einen Beziehung noch ganz in der Kindheit ist. Viele zeichnen ganz gute Köpfe, während sie mit Körpern und Händen vergeblich sich abmühen. So sieht man in den Werken älterer Maler bisweilen himmlische Angesichter und Gliedmaßen, welche Spinnenbeinen gleichen; dieß wird Jedermann zugeben, der jemals ein Gemälde von Giotto gesehen hat. Etwas diesem Aehnliches zeigt auch ein Gemälde hier, das dem Lehrer Titians zugeschrieben wird; aber es ist demungeachtet ein preiswürdiges Gemälde. Johann von Bellino hat es gemalt, und mir gefiel es beinah mehr als alles sonst, Ein Frescogemälde ausgenommen.

Manche Schnitzarbeiten in Haut-Relief, die man hier in den Kirchen sieht, übertrafen Alles, was man in dieser Art anderswo findet. Ueberhaupt sieht man sich hier von einer Fülle von Zierrathen umgeben, welche diese Kirche höchstens nur den römischen nachstehen läßt.

Ein Monument von Canova, welches für Titian bestimmt war, das aber eine neue Auszeichnung dadurch erfuhr, daß man es dem großen Meister in der Bildhauerkunst selbst errichtete, ist ein ganz ungewöhnliches und in seiner Art einziges Werk. Außer der Hauptgruppe sieht man an demselben abgesonderte Figuren, welche von ersterer einige Fuß entfernt stehen; und der Eindruck, den dieses herrliche aus fleckenlosem Marmor ausgeführte Werk unter den düstern Bogenwölbungen einer Kirche hervorbringt, ist ganz eigenthümlich dramatisch und überraschend. Fast fürchtet man sich, die Idee des Künstlers zu billigen, und doch scheint es fast unmöglich, die Ausführung desselben nicht zu bewundern. Doch möchte ich fast glauben, daß Nahl's großartiger Gedanke jenes bescheidne schweizerische Grabmahl zu den schönsten Darstellungen der Art erhebt, welche in Europa anzutreffen sind.

Was soll ich Ihnen von den berühmten Pallästen Venedigs mittheilen? Ihr Aeußeres schien öfter nur zu sehr gekünstelt, und ich fand in ihnen weder die edle Einfachheit noch die großartigen Verhältnisse, die ich erwartete; aber viele unter diesen Pallästen sind wirklich prächtige Gebäude. Sie befinden sich alle an Kanälen, und an dem Hauptkanal stehen deren recht viele; aber sie erstrecken sich zugleich weit rückwärts bis in eine der Straßen, und man kann daher sowohl zu Wasser als zu Lande sich in dieselben begeben. Unten ist in diesen Pal-

lästen immer ein weitläufiges Vorgemach, in welches man beim Aussteigen aus der Gondel eintritt, und man sieht öfter mehre Gondeln in derselben, so wie man an andern Orten mehre Kutschen im Hofraum antrifft. Die Zimmer oberhalb desselben sind öfter eben so reich ausgestattet, als königliche Gemächer es sein können, und noch jetzt sieht man in manchen solchen schönen Sälen ganz vorzügliche Gemälde. Die Fußböden sind in allen diesen Zimmern von der ihnen bereits beschriebenen Zusammensetzung aus Mörtel, welchen das Geäder und die Färbung marmorner Fußböden täuschend nachahmt. Die Hauseigenthümer scheinen übrigens hier weit weniger Zimmer in ihren Häusern zu eignem Gebrauch zu benutzen, als dieses in Rom gewöhnlich geschieht.

Sie zweifeln gewiß nicht daran, daß ich neugierig genug war, das berühmte Arsenal in Augenschein zu nehmen. Es befindet sich an dem einen Ende der Stadt und hat daher den Vorzug des bessern Fahrwassers. Die Wasserbauten schließen einen beträchtlichen Raum ein, und größere Schiffe können folglich einlaufen. Auf dem Werft stand eine östreichische Corvette, aber auf dem Bauplatze selbst bemerkte ich keine sonderliche Thätigkeit. Doch ein paar Fregatten lagen hier vor Anker.

Mit dem Arsenal ist ein Museum verbunden, welches manche sehenswürdige Seltenheiten enthält. Unter andern Dingen sahen wir Rißzeichnungen und auch einige Zierrathen des Bucentauro, der jetzt seines Schmucks

entkleidet ist, seit das adriatische Meer zur Wittwe geworden war. Ich weiß nicht, welche von beiden mehr mitleidige Theilnahme verdient, la Veuve de la grande armée, oder die ihres Gatten beraubte adriatische Meeresfluth?

Von den Gondeln habe ich Ihnen noch fast gar nichts gesagt. Es sind Kähne mit einem zeltbedachtem Gemach in der Mitte derselben, in welchem mehre Menschen bequem Platz finden. Manche sind groß genug, um zahlreiche Gesellschaften aufzunehmen, doch die gewöhnlichen Gondeln haben bloß hinreichenden Raum, daß sechs Personen sich unter dem Zeltdach behaglich setzen können. Wenn man den vordern Vorhang niederläßt, so sitzt man dahinter ebenso unbeachtet, wie in einer Kutsche. Der Gondolier steht auf einem kleinen Hinterdeck, welches wie ein Dach gefirstet ist. Mit seinem Ruder macht er weder streichende noch schöpfende Bewegungen, er stößt vielmehr; das Ruder hat keinen Einschnitt, wie ein Streichruder, es ist gleichförmig abgerundet und wird in die Auskehlung eines ausgebogenen Knies am Rande der Gondel angestemmt, man kann willkürlich bald diesen, bald jenen Stützpunkt wählen. Allein es erfordert lange Uebung, das Ruder in der gewählten Stellung zu erhalten, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, da ich öfters selbst das Gondelruder zu handhaben versuchte, ohne jedoch in dieser Geschicklichkeit große Fortschritte zu machen. Von seinem erhöhten Standort vermag der

Gondelführer über das Zeltdach wegzusehen, und indem er rudert, lenkt er zu gleicher Zeit sein Fahrzeug. Wenn zwei Gondoliere, wie dieß oft der Fall ist, dieselbe Gondel führen, so steht der Andere vor dem Zelt und macht dieselbén Bewegungen, wie sein Hintermann, ungeachtet er auf dem Boden des Fahrzeugs steht. Der Vordertheil der Gondel ist klassisch geformt und mit einem gezähnelten, eisernen Schnabel versehen, zugleich eine nachdrückliche Vertheidigungswaffe.

Diese Kähne sind übrigens leicht und niedlich gebaut; in der Form haben sie einige Aehnlichkeit mit den Baumrinde-Kanoes. Sie sind gewöhnlich schwarz angestrichen, und da das Zeltdach ebenfalls mit schwarzem Tuch beschlagen oder auch mit schwarzem Leder überzogen wird, so haben diese Fahrzeuge ein feierliches, todtenbahrenähnliches Ansehen, welches ganz gut zu ihrem stillen Vorübergleiten und zu dem schweigsamen Charakters eines Venetianers paßt. Man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß man wirklich in einen völlig fremdartigen Gesellschaftszustand hineingerathen sei, wenn man in einer Gondel sitzt und an andern Gondeln mit einer Grabesstille vorübergleitet, durch welche bloß von Zeit zu Zeit das Plätschern eines Ruders gehört wird. Mein Gondolier hat eine sehr schöne Stimme, und der Laut, mit welchem er bei jedem Umwenden um eine Ecke die gewöhnliche Warnung gibt, ist schon Musik für sich allein.

Die Privatgondeln sind oftmals weit größer, und

wie man mir erzählt, werden sie bei besondern Gelegenheiten reich ausgeschmückt. Die gewöhnliche Livree eines Privat-Gondoliers ist eine beblümte Jacke und Mütze, und bisweilen sieht man jetzt dergleichen auf den Kanälen.

Wir haben auch die unterirdischen oder vielmehr „unterseeischen" Gefängnisse, die Hallen des Herzoglichen Pallastes und die Bleikammern gesehen. Löwenrachen gibt es mehre, die alle in dem Gemäuer an der Riesentreppe sich öffnen. Der Name rührt von dem Umstande her, daß ein in Stein ausgehauener Löwe in die Mauer so eingefügt ist, daß sein geöffneter Rachen die Oeffnung andeutet, in welche Papiere hineingeworfen werden sollen.

Der große Platz des heiligen Marcus ist in dieser Jahreszeit ein vorzüglich angenehmer Erholungsort für Spaziergängen; jeden Abend finde ich mich daselbst ein und habe dort den Genuß der Regiments-Musik und der allgemeinen Fröhlichkeit. Hier sieht man zugleich, wie viel näher man sich den östlichen Grenzen Europa's befindet. Denn hier sieht man Einwohner Kleinasiens, Griechenlands und der europäischen Türkei in nicht geringer Anzahl zusammen kommen. Ein Kaffeehaus zeichnet sich insbesondere dadurch aus, daß es häufig von Muselmännern besucht wird; denn ich gehe selten daran vorbei, ohne einige von diesen ernstblickenden, beturbanten Leuten vor demselben sitzen zu sehen. Diese Männer fügen sich so weit in die christlichen Gebräuche, daß

sie auf Stühlen sitzen; doch habe ich bemerkt, daß sie eine eigne Behaglichkeit darin zu finden scheinen, das eine Bein auf das andere Knie zu legen, oder sonst irgend eine sonderbare Stellung anzunehmen. In dieser Hinsicht scheinen sie mir eine physische Aehnlichkeit mit unsern Landleuten aus den entlegnern Binnenlanden zu haben oder mit manchen Parliamentsmitgliedern in London; von unsern Congreßmitgliedern sage ich gar nichts.

Der Versuch mittelst der Einrichtung eines Freihavens die Stadt Venedig einigermaßen zu heben und sie zu einem wichtigen Punkte des Handelsverkehrs zu machen, scheint mir nicht leicht zu einem glänzenden Erfolg führen zu können. Es würden dazu manche besondere politische Combinationen erforderlich sein, um einen Zustand der Dinge herbeizuführen, welcher von dem bestehenden gar sehr verschieden sein müßte, um für Orte wie Venedig oder Florenz in jetziger Zeit noch eine Art von Handelssuprematie hervorzubringen. Venedig besitzt nicht den geringsten Vortheil der Lage, welchen Triest nicht in gleichem Maße besäße, während letztere Stadt noch den äußerst wichtigen Vortheil voraus hat, daß es sich auf dem festen Land befindet. Jede Waarensendung, die zu Schiffe nach Venedig kommt, muß, wenn sie nicht in Venedig selbst verbraucht werden kann, wieder weiter verschifft werden, um zu denen zu gelangen, welche sie verbrauchen; oder umgekehrt, muß der Producent seine Waare nicht blos nach Venedig, sondern

alsdann abermals von Venedig nach dem fremden Haven verschiffen, damit sie den dortigen Consumenten erreiche. Dieses doppelte Verschiffen fällt weg in Triest, wo alle Hin- und Rückfrachten direkt besorgt werden können. Es kann allerdings ein kleiner Strich Landes in den nächsten Umgebungen von dem Venetianischen Markt abhängig gemacht werden; aber einen ausgedehnten Handelseinfluß kann Venedig nur dann erringen, wenn, bei einer Veränderung in der politischen Stellung der Nationen gegen einander, diese Stadt durch ihre insuläre Lage als ein sicherer Zufluchtsort bei vielfach gefährdeten Unternehmungen erscheinen könnte. Ein allgemeiner und dabei längere Zeit fortgesetzter Krieg könnte demnach Einiges für Venedig thun; aber ein Wohlstand, der auf gewaltsame Erschütterungen einzig gegründet ist, trägt in sich selbst den Keim seiner Zerstörung.

Die Schönheit der aus Mörtel gebildeten, den Marmor künstlich nachahmenden Fußböden, machte auf mich einen solchen Eindruck, da man sie hier fast in jedem Hause sieht, daß ich an die Mörtelarbeiter mich wandte, um von ihnen den ganzen Vorgang zu erfahren. Einliegend erhalten Sie eine schriftliche Anweisung, wie ich sie durch diese Leute erhielt. Dazu will ich hier nur noch bemerken, daß die Hauptsache, worauf es hierbei ankommt, darin besteht, den Mörtel gehörig fest zu stampfen und ihn in abgesonderten Lagen aufzutragen. Die Zeit, welche erfordert würde, um einen durchaus

guten und haltbaren Fußboden der Art fertig zu bringen, kann etwa zwei Jahre wegnehmen, wiewohl bisweilen ein einziges Jahr hinreichen möchte; und dieß könnte, wie ich wohl einsehe, gerade ein vorzügliches Hinderniß werden, dergleichen Cementfußböden bei uns einzuführen, da in unserm Lande nichts Eingang findet, was nicht in möglichst kurzer Zeit fertig werden kann. Indessen ihre vorzügliche Schönheit, ihre empfehlungswürdigen Eigenschaften bei heißer Witterung und die Sicherung vor Feuersgefahr bleiben immer überwiegende Gründe, wenigstens einen Versuch damit zu machen. Da man sie während des Winters mit Teppichen belegen kann, so ist ihre Kälte im Winter kein Einwurf von Erheblichkeit; vielmehr muß eine solcher Cementfußboden, wenn er gehörig mit Teppichen belegt wird, weit wärmer halten, als ein hölzerner Fußboden, weil ersterer nicht wie letzterer Luft durchstreichen läßt, sobald die Arbeit nur irgend gerathen ist.

Ich bin jetzt schon vier Jahre lang in Europa gewesen, und habe während dieser Zeit nur zwei Feuersbrünste selbst gesehen; und dennoch habe ich den größten Theil dieser Zeit in London, Paris, Rom, Florenz, Neapel u. s. w. zugebracht. Es ist wahr, daß ein Theil der seltneren Beunruhigungen durch solche Unfälle wohl meist darin liegt, daß in diesen Städten regelmäßige Löschungskompagnien bestehen, die immerfort auf Sicherung vor Feuersgefahr hinwirken und dabei ganz geräusch-

los zu Werke gehen. Doch wenn ich auch alles Mögliche einräume, was die Seltenheit der Feuersbrünste in Europa bewirken mag, und wenn ich dabei New-York ausnehme, das rücksichtlich der Feuersnoth noch übler daran ist, als selbst Konstantinopel; so möchte ich doch behaupten, daß es in einer gewöhnlichen amerikanischen Stadt eher zehnmal brennt, als Einmal in einer europäischen. Ersteres läßt sich auf verschiedene Weise erklären, wiewohl ich geneigt bin, zu glauben, daß mehre Ursachen hier zusammentreffen mögen. Die ärmeren Leute in Amerika sind in jeder Rücksicht besser daran als die Armen in Europa; sie brauchen nicht wie letztere an Feuer und Licht Mangel zu leiden, sondern sie haben Beides, was in Europa nicht angeht. Auch erfordert das Klima bisweilen weit mehr künstliche Erwärmung, und da bedient man sich bei uns nicht etwa der Oefen, wie im nördlichen Europa; und wenn ja Oefen bei uns vorkommen statt der gewöhnlichen Kamine, so sind es gefährliche eiserne Oefen, keine Oefen aus Backsteinen, wie sie im europäischen Norden gebaut werden, so daß das Feuer außerhalb der Zimmer angemacht wird. Im Ganzen aber scheint der Grund der häufigen Feuersbrünste in einer fehlerhaften Bauart unserer Häuser zu liegen. Fast durch ganz Europa sind den ärmern Leuten gedielte Fußböden ein unbekannter Luxusartikel. In ihren elenden Hütten treten sie entweder auf festgestampften Lehm, schlechten Mörtel, Pflastersteine oder Ziegeln. In Ita-

lien sieht man fast nur Fußböden aus Mörtel. Wie fest dieses Material bei gehöriger Bearbeitung werden könne, sieht man daraus, daß öfter sogar haltbare Dächer daraus bestehen.

Es ist ein Unglück, daß die Menschen nur zu oft ihre Versuche gleich anfangs zu sehr ins Große treiben, daß sie, einmal entschlossen die betretene Bahn zu verlassen, plötzlich in entgegengesetzte unausführbare Extreme verfallen und dabei natürlich tausend mittlere Wege übersehen, welche zu erreichbaren Zwecken führen könnten. Wer nur einigermaßen gesunden Menschenverstand besitzt, vorzüglichen Scharfblick will ich gar nicht sagen, der mußte vorhersehen, daß Mr. Owens Entwürfe nicht mehr als eine Chimäre waren, zumal da sie dem Grundsatz individueller Entwicklung durchaus widerstreben, welche allein die Menschen zu derjenigen Thätigkeit und Beharrlichkeit anzuregen vermag, wodurch ein Staat einen bestiumten höhern Bildungszustand erreichen, und wenn er ihn erreicht hat, denselben bewahren kann. Davon abgesehen, enthalten die in's Einzelne eingehenden Vorschläge dieses Mannes manche außerordentlichen Erfolg versprechende Winke und Andeutungen, welche, wenn sie mit der erforderlichen Umsicht verwirklicht werden könnten, die Lage der Armen bedeutend erleichtern und verbessern würden. Wie wohlthätig könnte zum Beispiel ein Plan wie der folgende werden! — Gesellschaften könnten zusammmentreten, um größere Gebäude

für allerlei Handwerker in Manufaktur- und Fabrikwaaren zu erbauen. Ein solches Gebäude könnte auf Bogengewölben errichtet und, wo nöthig, mit Mörtel-Fußböden versehen werden. In dem Gebäude selbst müßten alle erforderlichen Einrichtungen gemacht werden, um die Bewohner mit gutem Trinkwasser zu versehen; für Beleuchtung und Heizung, für Kochen und Waschen müßte in größerm Maßstabe darin gesorgt sein, und zwar, wie sich dieß von selbst versteht, mit möglichster Ersparniß. Der Preis der Wohnungen in einem solchen Gebäude könnte alsdann nach den Mitteln der Einzelnen höher oder niedriger angesetzt werden, und der bei so vielen verbundenen Wohnungen natürlich größer ausfallende Hofraum könnte als gemeinschaftlicher Spielplatz für die Kinder benutzt werden. Auf diese Weise könnten ganze Straßen angelegt, und die dabei erforderliche Reinlichkeit, Ordnung, Sicherheit u. s. w. könnte einer Art Gesellschaftspolizei übertragen werden. Hier aber müßte die Oberaufsicht der Gesellschaft aufhören, und Jedermann seiner eignen Thätigkeit überlassen bleiben. Amerika möchte kaum einer solchen Fürsorge für die Armen bedürfen; doch Europa könnte jedenfalls nur dabei gewinnen, wenn es die ausführbaren Vorschläge von Mr. Owen befolgte, die unausführbaren aber nicht weiter berücksichtigte. Unter andern wohlthätigen Folgen würde das Owen'sche System auch diese haben, daß es weit weniger Feuersbrünste geben würde.

Zweiunddreißigster Brief.

Ermüdende Stille in Venedig. — Kanäle und Haven, die Haupterholungsorte der Venetianer. — Napoleons Gartenanlage. — Mißverständniß in Ansehung des Rialto. — Die Seufzerbrücke. — Die Palläste. — Kanäle ohne Seitenpfade für Fußgänger. — Verbindungen zu Lande. — Der große Kanal. — Der Lido. — Die Inseln.

So äußerst anziehend Venedig für mich im ersten Anfang war, so kam es mir doch, wegen Mangel an geselliger Unterhaltung immer eintöniger und langweiliger vor. Eine Stadt, in welcher man nie das Trampeln von Pferdehufen oder das Gerassel von Wagenrädern vernimmt, wo Nichts die tiefe Stille der Bergspalten ähnlichen Kanäle unterbricht, als die Bewegung eines Ruders oder der Warnungsruf eines Gondoliers, — muß endlich durch die unaufhörliche Stille äußerst langweilig werden. Doch der große Kanal, der Sanct Marcusplatz und der Haven bieten lebhaftere Auftritte dar; aber auch hier macht das immerwährende Einerlei das Bedürfniß nach Abwechselung immer fühlbarer. So wenig ich mich entsinnen kann, von dem ersten Eindruck einer Stadt so mächtig ergriffen worden zu sein, als wie beim ersten Eintritt in Venedig, ebenso wenig erinnere ich mich jemals in einer Hauptstadt so bald Langeweile empfunden zu haben. Wir kannten hier freilich Niemanden und Niemand kannte uns; und daher kam

es wohl, daß ich in einen freudigen Ausruf ausbrach, als ich eines Tages auf der Piazetta unvermuthet dem „Gregnon" begegnete; die Freude war aber zu meinem Leidwesen nicht gegenseitig. Aber damals war er eben erst angekommen.

Wir mietheten für die letzte Woche unsers Aufenthaltes ein Boot und brachten unsere meiste Zeit auf dem Wasser zwischen den Pallästen und Kirchen zu. Ich wunderte mich nicht wenig, als ich fand, daß im adriatischen Meerbusen wirklich Ebbe und Fluth statt finde; denn manche Sandbänke, über welche wir ohne Anstand hinüber gerudert waren, lagen einige Stunden später ganz offen und bloß vor unsern Augen. In ganz Venedig gibt es nur etwa drei Orte, wo die Leute spazieren gehen können, ohne darauf beschränkt zu sein, in den Kanälen und im Haven frische Luft zu schöpfen. Napoleon ließ einen Garten hier anlegen, und wenn er auch am nördlichen Ende der Stadt liegt, so kann er doch mit der Zeit ein recht angenehmer Vergnügungsort werden. Diese Anlage ist größer, als man den Umständen nach erwarten sollte, und hier allein können die Venetianer den Anblick grüner Bäume und das Behagliche schattiger Gänge genießen.

Auffallen wird es Ihnen gewiß, zu hören, daß man unter dem Rialto bei Shakspeare keineswegs eine Brücke dieses Namens verstehen darf. Diese Brücke ist in drei Durchgänge mittelst zwei Reihen geringer

Läden abgetheilt, welche (eine sonderbare Nachbarschaft) von Fleischern und Juwelenhändlern besetzt sind. Die Höhe dieser Brücke hat breite Stufen nöthig gemacht, um auf denselben bequem hinauf und hinab zu gelangen. Manche Reisende erwähnen einer kleinen Plateform auf der Höhe der Brücke als des Standortes der Geldwechsler, oder des Ortes, wo Shylock seine Wuchergeschäfte trieb. Dieses Alles beruht meiner Meinung nach auf Mißverständnissen. „Rialto" ist der Name der Insel an dem einen Ende der Brücke, und auf dieser Insel kamen die Kaufleute ihrer Geschäfte wegen zusammen, und „begegnete mir *auf* dem Rialto" soll daher nicht heißen: *auf der Brücke*, sondern *auf dem Eiland*, und nach diesem Eilande wird diese Brücke die Rialto-Brücke genannt. Mr. Carter unter andern scheint ebenfalls die Sache falsch verstanden zu haben.

Jener Ausdruck:

„— — — stand in Venedig auf der Seufzerbrücke"

ist nichts als Poesie. Denn diese Brücke führt über den schmalen düstern Kanal, welcher den Dogenpallast von den Gefängnissen trennt, und ist in der That nichts als ein bedeckter Gang. Die Beschreibung aber von

„dem Prachtbau und Gefängniß *jeder Hand*"

ist zwar sprachunrichtig aber sonst buchstäblich treu. Sie ist sprachunrichtig, weil hier kein Pallast und Gefängniß *jeder* Hand befindlich ist, sondern ein Pallast an der einen Seite und ein Gefängniß an der andern Seite sich

befindet. Es sind Verse, und als solche sind sie deutlich genug; nur darf man weder Shakespeare noch Byron gar zu wörtlich auslegen, wenn man auf genaue Beschreibungen ausgeht. Der übrige Theil der Schilderung kann durchaus nicht als treue und genaue Beschreibung genommen werden, so schön sie auch in Versen sich ausnimmt. Es liegt moralische, aber keine physische Wahrheit darin. Wenn die Seufzerbrücke kein bedeckter Gang, sondern offen wäre, so wäre sie einer der übelgewähltesten Standpunkte in ganz Venedig, um die in der Schilderung des Dichters erwähnten Gegenstände zu betrachten. Ich führe dieß nicht an, um mich als einen Kritiker zu beweisen; denn das würde eine Hyperkritik sein; ich wollte Ihnen bloß zeigen, wie Sie der Wahrheit in diesen Beschreibungen eines Dichters auf die Spur kommen können.

„In Trümmern stürzen strandwärts die Palläste",

ist ebenfalls übertrieben. Eins oder zwei Gebäude sind nämlich, wie man mir gesagt hat, um das Baumaterial anderswo zu verwenden, abgebrochen worden, und der eine dieser Palläste ist nur zur Hälfte niedergerissen, weil die Regierung noch zeitig genug einschritt, um dieß Gebäude zu erhalten. Dieß versichert mich wenigstens mein Gondolier. Sonst sieht man wenig Spuren eines nahe bevorstehenden Verfalls von Venedig, außer in dem betrübenden Anblick des allgemeinen Stillstandes der Geschäfte im Haven wie in der Stadt.

Die Angabe, es befänden sich Seitenpfade für Fuß-

gänger längs den Kanälen, ist ebenfalls unrichtig. Dieß mag allerdings von einzelnen Gegenden der Stadt gelten; aber man kann diese Einrichtung durchaus nicht als die gewöhnliche Art der Straßenverbindungen anführen. Ich habe manche Stelle längs dem großen Kanal gesehen, wo man eine Strecke weit auf einem Seitenpfade an demselben gehen konnte; doch bestanden solche Seitenpfade bloß aus Planken, die man neben den Häusern angebracht und an dem Gemäuer befestigt hatte, aber keineswegs aus für die Dauer eingerichteten Fußwegen. Die Verbindung zu Lande findet nur in der Mitte der zahlreichen durch die Kanäle gebildeten Inseln statt; zu allen größern Gebäuden führt, wie ich Ihnen schon sagte, ein Eingang zu Wasser und einer zu Lande. An der Seite, wo die Kanäle sich befinden, landen die Kähne an den Stufen des Haupteingangs, und nach der Hinterseite der Häuser führen enge Gassen, durch welche man von einem Hause zum andern gehen kann. Die meisten dieser Gassen sind kaum vier bis fünf Fuß breit. Diese schmalen Ausgänge führen alsdann in die Straßen, die ebenfalls meistens enge sind. Fast die Hälfte der Häuser gehen nicht bis zu den Kanälen, zumal die Häuser der Kleinkrämer und Handwerker.

Wie sich die berühmten „Regatta's", die bekannten festlichen Wettfahrten der Gondeln ausgenommen haben mögen, werden Sie sich leicht vorstellen können, wenn Sie sich die Lage des „großen Kanals" deutlich zu machen

suchen. Dieser Kanal hat nämlich das Ansehn eines kleinen Flusses, der einige kaum merkliche Windungen macht, welche die Einförmigkeit desselben etwas mildern. Der ganze Kanal ist durchaus mit lauter Prachtgebäuden eingefaßt, welche man in Italien Palläste nennt. Jedes Fenster derselben ist mit einem Balkon versehen. Die Ausdrücke „Kanäle“ und „Lagunen“ sind in Beziehung auf die Bai und die Meeresarme von Venedig nicht bezeichnend genug. Denn es gibt hier keine künstlich angelegte Wasserstraßen, welche wir bei uns mit den Namen von Kanälen zu bezeichnen gewohnt sind; das Land ist hier das Künstliche, nicht das Wasser. Der große Kanal macht eine ziemlich S=förmige Krümmung und erweitert sich merklich in der Nähe des Havens, welcher eine breite Mündung zwischen den Inseln der Stadt und dem Lido darstellt.

Dieser „Lido“ ist eine Sandbank, welche die Lagunen vor dem Adriatischen Meere beschützt. Sie bildet eine lange, niedrige, schmale Insel, die nicht ganz ohne alle Vegetation ist. Es befinden sich einige wenige Häuser daselbst, und an einigen Stellen nähern sie sich einander so, daß sie einigermaßen Dörfer vorstellen. Die meisten Eilande, unter denen mehre sind, welche nicht eigentlich zur Stadt gezählt werden können, sind mehr oder weniger bebaut; das eine enthält ein Kloster mit seinen Nebengebäuden, ein anderes eine Kirche und ein drittes ein Fischerdorf. Der Anblick dieser Gegenstände

ist so angenehm, als neu und unterhaltend. Man rudert durch diese Menge von Inseln, indem man aller Orten neue Ansichten und Fernsichten ihrer einzelnen Schönheiten aufspürt, wie man durch eine stattliche Flotte auf- und abrudert, um die einzelnen Schiffe zu betrachten.

Doch wir müssen jetzt Venedig verlassen; das heiße Wetter mahnt zur Abreise, und ich bin eben ernstlich mit den Anstalten beschäftigt, um uns von hier wegzubegeben.

Dreiunddreißigster Brief.

Neue Art zu reisen. — Reise von Venedig nach Vicenza. — Theater nach einem neuen Plan von Palladio. — Verona. — Das Amphitheater und Juliens Grabmal. — Bemerkungen über die Italiener und über das gesellige Leben in Italien. — Banditten und Mörder. — Die niedern Stände in Italien. — Der hohe und niedere Adel. — Italien seiner Natur nach ein einzelnes Land. — Italiens verschiedne Staaten. — Hindernisse ihrer Vereinigung in Einen Staatskörper. — Napoleon. — Vorherverkündigung einer Föderativ-Republik. — Die Tyroler Grenze. — Neue und kostspieligste Art zu reisen. — Das Wirthshaus in Trient. — Malerisches Thal. — Der Thurm in Botzen. — Brixen. — Der Paß des Brenners. — Innspruck. — Die Kathedrale und die Burg der Grafen von Tyrol.

Man schlug mir eine neue Art zu reisen vor, und ich entschloß mich zu einem Versuch, bloß in der Absicht, sie mit andern Arten des Reisens zu vergleichen. In den meisten Ländern des europäischen Festlandes unterhalten

die Regierungen, die Diligencen und öffentlichen Reisewägen, welche von Postpferden, die von Station zu Station wechseln, gezogen werden. In den östreichischen Staaten kann Jedermann zu beliebigen Stunden mit der Post fahren, wenn er eine bestimmte Anzahl von Plätzen bezahlen will. Da meine zahlreiche Reisegesellschaft dieses gestattet, so bin ich auf diese Weise von Venedig bis nach Innspruck gereist. Diese Art zu reisen hatte den Vortheil, daß ich in enedig das Geld für die ganze Reise bezahlte und nicht nöthig hatte, unterweges mit den Postillionen zu zanken, weil Alles, was zur Reise gehört, von der Regierung besorgt wird. Dagegen hatte diese Art zu reisen den Nachtheil, daß ich beträchtlich mehr ausgegeben habe, als geschehen wäre, wenn ich die Reise auf die gewohnte Weise mit Postpferden gemacht hätte, welches ich erst später erfuhr, nachdem ich Italien bereits verlassen hatte. In der Lombardei erfuhr ich nicht die geringste Unannehmlichkeit; die Postmeister und P stillione benahmen sich vortrefflich. Aber durch Tyrol hörte das Streiten über die Stunden der Abfahrt und Ankunft und über die Anzahl von Pferden nicht auf. Jetzt, da wir endlich über die Alpen gekommen sind, werde ich den Versuch nicht noch einmal wiederholen.

Wir verließen Venedig ganz früh in einem öffentlichen Fahrzeuge; denn wir befanden uns unter der Obhut der Postbehörden. In Mestre fanden wir unsre Kutsche. In dieser nahmen wir Platz, und kurz darauf

kamen vier Pferde und zwei Postillione an. Die letztern hatten ein sonderbares Ansehn; sie trugen gelbe Röcke und aufgekrempte Hüte. Sie waren aber vollkommen höfliche Leute, und kurz darauf befanden wir uns in Padua.

Hier wurden die Pferde gewechselt, und wir verließen die alte Landstraße, in dem wir den Weg nach Vicenza einschlugen, wo wir zu Mittag speis'ten. Die Gegend war nicht mehr so einförmig und flach, wie sonst die Lombardei sich ausnimmt; wir näherten uns jetzt mehr und mehr den Hügeln, welche gleichsam die Vorposten der Alpen bilden. Aber noch immer lief unser Weg, der in jeder Hinsicht vortrefflich war, durch eine ununterbrochene Ebene.

Vicenza ist die Geburtsstadt von Palladio; man zeigte uns ein Haus, das er für sich selbst gebaut hatte, ein kleines aber geschmackvolles Gebäude, und ein Theater, das er nach einem eignen, ganz neuen Plan ausgeführt hatte. Dieses Theater enthielt, statt der gewöhnlichen, gemalten Decorationen eine wirklich perspectivisch eingerichtete Bühne mit Häusern und Straßen im Kleinen, die sich genau so präsentirten, wie in einer wirklichen Stadt. Diese sinnreiche Anordnung beruhte im Ganzen auf Hyperkritik. Ein Schauspiel ist, wie genau man es auch damit nehmen wolle, immer nur ein Spiel, eine conventionelle und poetische Darstellung menschlichen Treibens, oder überhaupt des Lebens, wie ein Roman,

eine Statüe, ein Gemälde ebenfalls; wenn nun auch gewisse natürliche Erfordernisse als Regeln der künstlerischen Darstellung nicht außer Acht gelassen werden dürfen, so läßt sich doch diese Naturtreue nicht übertreiben, ohne daß man in's Abgeschmackte hinüberstreift. Nur ein stümperhafter, kein ächtkünstlerischer Sinn kann darauf verfallen, in eine Statüe Augen einzusetzen, ein Gemälde nach den strengen Regeln der Perspective zu entwerfen, und die trockne Wirklichkeit an der Stelle des Ideellen in einem Roman walten zu lassen, und in einem Theater wirkliche Straßen hinzustellen? Unser gewöhnlicher scenischer Apparat ist vollkommen hinreichend, die Illusion hervorzubringen, deren wir bedürfen; denn am Ende läuft Alles doch auf dieselbe Verletzung der Einheit hinaus. Denn selbst eine theatralische Straße, die nothwendigerweise in einem einzelnen Hause enthalten sein muß, sie mag noch so genau perspectivisch gebaut sein, ist und bleibt nur eine conventionelle, poetische Darstellung des Wirklichen. Folglich verfehlte diese ganze sinnreiche Anordnung völlig ihren Zweck.

Nachdem wir Vicenza verlassen hatten, wurde die Gegend immer anmuthiger. Wir kamen durch einige kleine Städte; es war noch ziemlich frühe, als wir eine Stadt vor uns sahen, welche zum Theil am Abhang eines Hügels lag, und deren alterthümliche Mauer und reizende Umgebungen ihr einen malerischen Anblick verliehen. Die Umgegend erglänzte in mannigfachem Grün, und zugleich

hatte die Stadt selbst ein belebteres und freundlicheres Ansehen, als irgend eine andere, die wir seit unserer Abreise aus Bologna zu Gesicht bekommen hatten. Es war Verona, das Ziel unserer Reise für diesen Tag. Seit dem Morgen hatten wir nahe an hundert englische Meilen zurückgelegt, ohne daß wir uns besonders angestrengt hätten, und waren nun schon durch das ganze Gebiet der alten italienischen Besitzungen Venedigs gereis't.

Obschon diese Stadt noch auf der großen Lombardischen Ebene sich befindet, so ist hier der Punct, wo sie eigentlich anfängt, und wo die Etsch aus den Alpenschluchten hervorströmt und erst ostwärts sich wendet, ehe sie in's Adriatische Meer sich ergießt. Wir fanden hier ein anständiges und vorzügliches Wirthshaus, und behagliche Nettigkeit mit höflichem Benehmen empfahl dasselbe noch mehr. Nachdem wir unser Nachtessen bestellt, beeilten wir uns, wenigstens die einzigen Paar Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, wozu wir einigermaßen noch Zeit übrig hatten, — das Amphitheater und Juliens Grabmahl; denn ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß wir uns jetzt in der Vaterstadt der Montague und Capuletti befanden.

Das Amphitheater befindet sich auf einem freien Platz in einer Ecke der Stadt, wo man solches im vortheilhaftesten Lichte sehen kann. Nicht verstümmelt, wie das Coliseum, ist es vielmehr vollkommen gut erhalten, oder wenigstens doch in einem solchen Zustande, daß man eine

genaue Vorstellung vom Ganzen erhält. Das Innere desselben ist in fast ebenso vollkommenem Zustände, wie das des Amphitheaters von Pompeji; und da dieses Gebäude weit ansehnlicher ist als jenes, so kann man es den größten Werken dieser Art zuzählen, die bis in unsere Zeiten fortbestehen. Ein Theil desselben wird zu theatralischen Vorstellungen benutzt, indem man eine Bühne daselbst aufgerichtet und einen Theil der Sitze mit einer Wand umgeben hat; hierdurch ist das Verhältniß der Größe einer römischen Arena zu der eines unsrer neuern Gebäude hinreichend angedeutet. Hier wünsche ich nicht so verstanden zu werden, daß diese vorübergehende Theatereinrichtung von außerordentlichen Dimensionen sei; aber es ist groß genug, eine gewöhnliche Anzahl von Zuschauern zu fassen. Es fiel mir einigermaßen auf, daß dieses Theater mehr zu bloßen Schauspielen, als zu regelmäßigen dramatischen Darstellungen bestimmt war. Es war völlig ohne Dach; man sagte mir aber, die warme Witterung erlaube selbst bis spät in die Nacht hinein Vorstellungen auf demselben. Dasselbe sehen wir ja auch in New-York während der Sommermonate.

Vielleicht sind die Dimensionen des Amphitheaters von Verona kaum halb so groß, als die des Coliseums; ich meine, in kubischem Maß, und dennoch ist es ein erstaunenerweckendes Gebäude. Es ist ein vergleichungsweise niedriges Gebäude, — oder vielmehr schien es mir nur so, nachdem ich fünf Monate lang dem Coliseum so

nahe gewohnt hatte; wenn ich aber die Höhe desselben erstieg, so bemerkte ich doch, daß es gefährlich sein müsse, von oben herabzustürzen. Man sagt, daß die Amphitheater von Rom, Verona und Nismes mit einander Alles enthalten, was nöthig ist, um sich von dieser Art Gebäude die genaueste Vorstellung bis zu den geringsten Einzelnheiten zu entwerfen. Als ein Ganzes ist das von Verona gewiß das vollständigste, das ich jemals gesehn habe. Es ist kein Grund vorhanden, warum dieses ungeheure Gebäude nicht noch unverletzt stehen bleiben sollte, bis vielleicht irgend ein furchtbares Naturereigniß es nach langer Zeit zertrümmert.

Der Sarkophag hat nicht viel zu bedeuten. Er befindet sich in einem Garten und besteht bloß aus einer einfachen marmornen Lade, welcher aber der Deckel fehlt. Bekanntlich hat Shakspeare den Stoff zu seinem Trauerspiel „Romeo und Julie" aus einer Erzählung von den Unglücksfällen eines jugendlichen Liebespaars in dieser Stadt entlehnt, und es ist nicht unmöglich, daß dieß wirklich das Grabmahl der jungen Dame ist. Die Namen sind im Shakspearischen Stück ein wenig anglisirt, doch nicht wesentlich verändert worden. Unser Führer zeigte uns ein Haus, welches, wie er behauptete, einer der einander befehdenden Familien gehörte, — ich glaube, den Montague's. Aber es reisen jetzt so viele Engländer, daß die Versuchung, die Sehenswürdigkeiten zu vervielfältigen, ziemlich stark ist. Man sieht dergleichen Gegen-

stände mit nachgiebiger Leichtgläubigkeit an; das ist das Gescheidteste, was man thun kann, wenn keine wichtige historische oder antiquarische Streitfrage die genauere Ausmittelung der Wahrheit zur Pflicht macht. Was liegt am Ende daran, ob wirklich eine junge Dame Namens Giulietta hier einst aus Liebe starb und in diesem Grabmahl beigesetzt worden ist? Der Name Montague kam vom Festlande und findet sich noch in Frankreich; der General Lafayette zählt unter seinen Verwandten einen Marquis de Montagu, den ich bei ihm angetroffen habe, und der in La Grange sein Nachbar ist. Ich möchte sogar behaupten, daß es wenigstens zwanzig Capuletti gegeben hat. Diese Leute besaßen ohne Zweifel Häuser und hatten ebenfalls ihre Grabmähler; und es schadet uns Reisenden auch eben so wenig, wenn wir glauben, alle diese Dinge in Verona zu sehen, als wenn wir irgend etwas Anderes glauben. Für den Laquai de Place und den Eigenthümer des Gartens ist es desto einträglicher.

Wir frühstückten in Verona; es that uns wohl, in einer geschäftigen und unterhaltenden Umgebung zu sein; es gefiel uns der anständige und gebildete Ton, der in dieser Stadt zu herrschen schien, und darauf setzten wir unsere Reise fort. Die Mauern dieser Stadt umschließen, wie bei Genua, zugleich einen beträchtlichen Hügel, der ganz in Landhäusern und Gärten versteckt liegt, aber die Vertheidigungswerke sind im Ganzen unbedeutend.

Bald nachdem wir die Mauern Verona's hinter uns

hatten, wandten wir uns dem Etschthal zu, und erreichten hier einen Punkt, der recht zu einem letzten Rückblick nach Italien geeignet schien. A — lächelte mich an; sie sagte, dieß sei das einzige Land, das ich rückwärtsblickend verlasse. Gewiß, es liegt im Menschen der Trieb, lieber vorwärts zu blicken, und ich bekenne, daß ich wirklich zurückblickte. Denn noch nie habe ich ein Land mit solchem wehmüthigen Gefühl verlassen, wie dieses Italien. Seine herrliche Natur, sein mildes Klima, seine glorreichen Erinnerungen, selbst seine Bewohner hatten nach und nach während meines zweijährigen Aufenthalts meine ganze Zuneigung gewonnen, und ich schied mit demselben widerstrebenden Gefühl aus diesen liebgewonnenen Umgebungen, mit welchem man aus dem Vaterhause scheidet.

Ich habe Ihnen in diesen Briefen nur wenig von den Italienern selbst erzählt und noch gar nichts von dem, was ihr geselliges Leben Ausgezeichnetes hat. Ich habe die Italiener nothdürftig und von ihrem geselligen Umgang nicht viel, aber doch Einiges kennen gelernt. Dieser Verwahrung liegt ein Selbstmißtrauen zu Grunde; denn ich fühle es, wer über beide Gegenstände nicht bloß oberflächlich urtheilen will, muß weit häufigere und bessere Gelegenheiten gehabt haben, als ich, um die Bewohner dieses Landes und ihre geselligen Verhältnisse genauer kennen zu lernen. Doch will ich von diesem herrlichen Lande nicht scheiden, ohne Ihnen in wenigen Worten wenigstens meine Meinung mitzutheilen, wie sie ist.

Ich kam nach Italien mit nur zu vielen Vorurtheilen erfüllt, die ich an andern Orten gegen den italienischen Volkscharakter mir hatte aufdringen lassen. Das ganze Land ist in der That ein erobertes, besiegtes, — und selten wird den Menschen ein Unrecht zugefügt, ohne daß man dieses durch Verlästerung zu beschönigen sucht. Zuerst also sind die Wunderdinge, die man sich von den Banditten und Raubmördern erzählt, ungeheuer übertrieben. Banditten hat es einst in Italien gegeben und Räuber gibt es dort noch jetzt. Das Land ist ganz dazu geeignet, letztern erwünschte Schlupfwinkel darzubieten. Wo selten betretene Berggegenden ununterbrochen vor Augen liegen, wo Reisende schaarenweise die Landstraßen durchschwärmen, wo äußerste Armuth und nachlässige Polizei den Uebertreter reizt und sicher macht, da läßt sich schwerlich etwas Anderes erwarten; und doch kann Jedermann, der nur ganz gewöhnliche Vorsicht anwendet, das Land von einem Ende zum andern ohne Gefahr durchreisen. Mordthaten fallen in Italien kaum häufiger vor, als in Frankreich und England. Wenn wir die Quasi-Duelle oder ungesetzlichen Zweikämpfe in unsern südwestlichen Gegenden aufzählen wollten, so möchte ich fast behaupten, daß in jenen Theilen der Vereinstaaten im Verhältniß zur Bevölkerung drei Menschen ihr Leben durch Gewaltthätigkeit einbüßen gegen Einen in Italien.

Die niederen Stände in Italien, diejenigen etwa ausgenommen, welche von den Fremden leben, sind mir

immer als einfache, gutmüthige und redliche Leute erschienen; dagegen ist es aber auch eine Folge ihrer angebornen Lebhaftigkeit und Geschäftigkeit, daß ihre Schelme ganz durchtriebene Schelme werden. Doch frage ich Jeden, ob nicht die Masse der Nation eben so redlich in Italien ist, als in irgend einem andern Lande unter gleichen drückenden Lebensverhältnissen. Ein Amerikaner zumal sollte, ehe er über den italienischen Charakter abspricht, wohl bedenken, daß in unserm Lande kaum irgend eine Versuchung zu schlechten Streichen oder argen Verbrechen stattfindet. Es ist factisch richtig, daß in unserm Lande gemeine Missethaten im Vergleich mit den meisten europäischen Ländern äußerst selten sind, und zwar eben aus Mangel an Beweggründen und Versuchungen; — dagegen kommen nicht gemeine Schlechtigkeiten bei uns gar nicht selten vor. Die Vergehungen, welcher ein Amerikaner fähig ist, müssen nothwendig in der Verhältnissen unsers geselligen Zustandes ihre Veranlassung finden; eben so gehen die Uebelthaten, welche ein Italiener begeht, aus den Verhältnissen des geselligen Zustandes seines Landes unmittelbar hervor. Wollte man die Verschiedenheit des geselligen Zustandes gehörig erwägen, so fragt es sich, ob alsdann die vortheilhaftere Meinung auf unserer Seite bleiben würde. Fern von dem Einfluß der größern Städte und fern von dem die Habsucht mit ihren schlimmen Folgen anreizenden Verkehr mit Fremden habe ich die Italiener der untern

Stände mit eben so guten Eigenschaften begabt gefunden, als bei den benachbarten Nationen, und habe im Gegentheile sie noch von weit bessern Seiten kennen gelernt. Sie sind anständiger als die Engländer, offenherziger als die Franzosen und artiger als die Deutschen, oder um mich bestimmter auszudrücken, weniger stumpfsinnig und grob als jene. Gewiß ist es, daß sie scharfsinnig sind; und ihren physischen Eigenschaften nach sind sie, wenn auch klein von Wuchs, eine schönere Menschenrace, als ich mir sie früher vorgestellt hatte.

Nun bestehen freilich merkliche Verschiedenheiten, gleichsam Schattirungen des Volkscharakters, wenn man die Bewohner der einzelnen Staaten mit einander vergleicht, uud pflegt alsdann gewöhnlich den Einwohnern Oberitaliens einen allgemeinen Vorzug einzuräumen. Ich habe keinen solchen merklichen Unterschied wahrnehmen können, wodurch der Süden im nachtheiligern Lichte erscheinen dürfte; doch im physischen Sinne will ich zugeben, daß die Piemonteser der schönste Menschenschlag in ganz Italien sind.

Fremde würden den italienischen Volkscharakter weit richtiger beurtheilen, wenn sie weit mehr Rücksicht auf die landesüblichen Gebräuche nähmen. Eine Nation, so zerstückelt wie diese, für immer besiegt wie diese, und wie diese der Gnade jedes mächtigen Eroberers preisgegeben, verliert die Achtung im Auslande, welche der Stärke des Widerstandes gezollt wird. Der Fremde

betrachtet dieß Volk als unwürdig, unterscheidende Züge zu besitzen, und er dringt ihm seine Gewohnheiten auf eine rohe und oftmals herabwürdigende Weise auf. Diesem muß der Italiener freilich zum Theil sich fügen, weil ihn die Noth dazu zwingt; aber gegenseitiges Uebelwollen und Mißtrauen ist die unausbleibliche Folge eines solchen achtungslosen Benehmens. Der gemeindenkende Engländer redet von den „verd–ten Italienern," und der gemeindenkende Amerikaner thut dasselbe, als verstehe sich dieß von selbst; er ahmt sein großes Vorbild nach in der Herabwürdigung von Allem, was nicht englisch ist, und weder der Eine noch der Andere kennt das Volk, das er so wegwerfend behandelt, anders, als von seinen Gastwirthen und Kutschern her.

In der Empfänglichkeit für das Schöne, in der Liebe zur Kunst, in der Fähigkeit zu ächter Geschmacksbildung pflegen die gemeinen Italiener so weit die Angelsächsische Nachkommenschaft zu überragen, als jemals ein gebildetes ein fast barbarisches Volk. Wir spotten über ihren religiösen Aberglauben, übersehen aber ganz und gar die Uebertreibungen, die Lieblosigkeit und die Abscheulichkeit unserer Fanatiker. Gott, der Allwissende, wird gewiß der abergläubigen Einfalt weit mehr nachsehen, als der selbstgefälligen Verlästerung Anderer. Ich habe keine Bauern kennen gelernt, die mehr Aufgewecktheit des Geistes und weniger Rohheit und Gemeinheit blicken lassen, als die Toskanischen.

Der gesellige Ton in Italien, oder mit andern Worten, das gesellige Leben der Adeligen ist, so weit ich darüber urtheilen kann, von dem allgemeinen Gesellschaftston in Europa, höchstens in der etwas abweichenden Stellung zu den übrigen Ständen verschieden. Sie haben eine allgemeine literarische Bildung, ohne eigentliche Gelehrte zu sein, und vorzüglich einnehmend wird ihre Unterhaltung wegen ihrer ununterbrochenen Vertrautheit mit den Wundern der schönen Kunst, die ihren Cirkeln ganz eigenthümlich ist. Der gebildete Italiener ist in der Regel weit liebenswürdiger im Umgang als der gebildete Engländer und weniger gekünstelt als der gebildete Franzose. In der That ist es mir öfter vorgekommen, als ob der gebildete Italiener dem Ideal eines Mannes von ächter Bildung unter allen Gebildeten Europa's am nächsten stehe. Es liegt eine Offenheit des Selbstbewußtseins in ihren Aeußerungen, die mich zur Bewunderung hinriß, eine Einfachheit des Sinnes, nicht bloß Manier, die jenseit der Alpen ganz ungewöhnlich ist. Ungeachtet gar Manches über die Verschmitztheit und Abgefeintheit der Italiener gesagt und geschrieben worden ist, so wäre es doch ungerecht, von Einzelnen auf den allgemeinen Volkscharakter zu schließen. Doch nach Allem, was ich bisher gesagt habe, gebe ich zu, daß meine Bemerkungen sich nur auf unvollkommene Beobachtungen gründen, und ich wünsche daher nicht, daß Sie einen größern Werth darauf legen, als sie solches als bloße

Meinungen verdienen; doch hoffe ich, daß eben diese Meinungen in der Unbefangenheit, womit ich solche niederschreibe, mehr Beachtung werth sind, als manches oberflächliche Aburtheilen, was gewöhnlich dem lesenden Publikum aufgedrungen wird und zwar in den meistens übereilten Aeußerungen flüchtiger Beobachter, die weder die nöthigen Erfahrungen noch die erforderliche Urtheilsfähigkeit für sich haben.

Die Natur scheint Italien zu einem für sich bestehenden Ganzen bestimmt zu haben, es sollte ein einziges Land, kein zerstückeltes sein. Seine Bevölkerung redet dieselbe Sprache, seine Grenzen umgibt das Meer und von dem übrigen Europa ist es durch ein Bollwerk hoher Gebirge abgeschieden; seine beträchtliche Ausdehnung, seine alte Geschichte, seine abgeschlossene Lage, sein durchaus verschiedenes Interesse, Alles scheint auf das große Ziel einer innigen Verschmelzung seiner getrennten Landestheile abzuzwecken. Der — — von — — versicherte mich, dieß sei auch wirklich der Plan Napoleons gewesen, welcher nur den günstigen Augenblick abgewartet habe, um die ganze Halbinsel in einen einzigen Staat umzubilden. Wenn er länger im Besitz seiner Macht geblieben wäre, wenn er später mehre Söhne bekommen hätte, so ist es ganz wahrscheinlich, daß er seine Reiche nach seinem Tode unter ihnen vertheilt haben würde; doch so lange er selbst lebte, hätte nicht leicht Jemand Etwas

von Napoleon Buonoparte mit dessen Zustimmung zurück erhalten können.

Anstatt ein engverbundenes, für sich bestehendes, durch eine dem Volkscharakter entsprechende Verfassung selbstständiges Reich zu sein, ist das Land in zehn abgesonderte Staaten zerstückelt. Wenn ich das kleine Ländchen Monaco ausnehme, so sind diese folgende: Piemont oder Sardinien, die Lombardei, Modena, Parma, Massa, Lucca, Toscana, die päpstlichen Länder, San Marino und das Königreich beider Sicilien. Gleichwohl liegt selbst in dieser Zerstückelung schon ein Streben nach Vereinigung; denn das frühere Herzogthum Genua, die Venetianischen Staaten und eine große Anzahl kleinerer Länder sind bereits von ihren mächtigern Nachbarn verschlungen worden, wie solches ebenfalls in Deutschland geschehen ist. Massa wird jetzt bald mit Modena und Lucca mit Toscana vereinigt werden *), so daß die Zahl der unabhängigen Staaten dadurch bis auf Acht vermindert werden wird; oder wenn man San Marino, einen Staat, der wenig zu bedeuten hat, gar nicht in Rechnung bringt, so werden alsdann nur noch Sieben bestehen. Die ganze Bevölkerung Italiens wird etwa auf achtzehn bis neunzehn Millionen geschätzt.

Wir Amerikaner können aus der nähern Bekanntschaft mit Italien manchen Vortheil ziehen. Eins der

*) Diese Vereinigung ist bereits geschehen.

größten und vielleicht das einzige Hinderniß der Vereinigung sämmtlicher italienischer Staaten in ein einziges Reich liegt im erblich fortgepflanzten Haß und Mißtrauen der Einwohner der einzelnen Länder gegen einander. Das sind die Folgen, wenn die Bande der Blutsverwandtschaft allmählig gelöst werden; und dieses würde bei uns derselbe Fall sein, wenn das gemeinschaftliche Band, das unsre verschiednen Staaten als Bundesgenossen verknüpft, einst zerreißen könnte. Durch Aufhetzen des einen Landes gegen das andere würde es unsern gemeinschaftlichen Feinden ein Leichtes sein, uns Alle auszuplündern.

Wenn die Italiener auch anerkennen, daß Napoleon ihnen manche Vortheile verschaffte, indem er die Thatkraft und den Aufschwung Frankreichs nach Italien zu verpflanzen strebte, so sind sie doch gar nicht geneigt, seine Regierung zu loben. Sie halten ihn mit Recht für nichts mehr, als für einen selbstsüchtigen Eroberer, und ich zweifle gar nicht daran, daß sie sein Joch mit Freuden abgeschüttelt haben. Die Conscription scheint den Italienern die drückendste aller seiner Einrichtungen gewesen zu sein; dieß mag allerdings der Fall sein; und wenn man auch zugeben will, daß seine Absichten die besten gewesen sein können, so waren doch die Mittel, welche ihm dazu dienen mußten, ganz unerträglich. Er verbesserte die Landstraßen, verstärkte die Polizei, stellte viele Mißbräuche ab, und gab dem öffentlichen Geist eine neue Richtung; das Alles ist nicht zu läugnen; doch was die alte Klage über die

drückenden Verhältnisse des Volks betrifft, da gab er ihnen statt des Königs Klotz den König Storch und damit war Alles abgethan.

Die Gesetze und Gewohnheiten der einzelnen italienischen Staaten haben so viele kleine und öfters kleinliche Abweichungen von einander, daß die Wünsche verschiedner Patrioten hauptsächlich auf eine föderative Republik hindeuten, wie etwa der schweizerische Staat. Früher oder später wird Italien unvermeidlich ein einzelner Staat werden. Dieses ist eine Folge, die aus den bestehenden Verhältnissen unabwendbar hervorgehen muß, obschon die Mittel, wodurch dieses bewirkt werden könnte, bis jetzt noch Wenigen einleuchten möchten. Italien, als eine für sich bestehende Nation, würde über das mittelländische und adriatische Meer herrschen; eben deßhalb möchte die Eifersucht Frankreichs und Englands der Vereinigung der italienischen Staaten in ein einziges Reich weit mehr Hindernisse in den Weg legen als die östreichische Uebermacht. Wenn daher auch eine Föderativ-Republik zu Stande käme, so würde England und Frankreich die einzelnen conföderirten Staaten mit einander zu entzweien trachten, und hieraus geht hervor, daß eine Föderativ-Republik nicht das geeignete Mittel zur dauernden Consolidation Italiens sein dürfte. Wenn also keine außerordentliche politische Ereignisse den Ausgang fördern, so würde, um dem trennenden Princip der jetzigen Regierungen entgegen zu wirken, eine zweck-

mäßigere Volksbildung durch Erziehung das sicherste Mittel sein, wiewohl es nur langsam zum Ziele führen kann. In keinem Falle würde das Volk auf Fremde sich verlassen können, um solchen die Anordnung seiner innern Angelegenheiten anzuvertrauen; wenn ich ein Italiener wäre und entschlossen, alle Mittel zur Consolidation meines Vaterlandes zu versuchen, so würde ich doch nie jenseit der Alpen nach Hülfe mich umsehn. Im Ganzen darf die Hoffnung auf das Besserwerden durch eigne Kraft nicht aufgegeben werden, und der weiseste Weg scheint vielmehr die öffentliche Thätigkeit auf zeit- und ortgemäße Reformen, als auf gewaltsame Umwälzungen hinzulenken, wenn gleich Viele in Italien die Meinung hegen, daß eine ernstliche Verbesserung der bestehenden Verhältnisse nur aus einer gewaltsamen Umkehrung hervorgehen könne.

Unser Weg führte uns bald in ein großes Bergthal, indem die Alpen allmählig sich enger aneinander schlossen, jemehr wir uns in ihre gigantischen Massen hinein begaben. Die Etsch, ein schneller, wilder Bergstrom, rauschte links von uns vorüber, und die Gegend verlor allmählig die anmuthige Ausdehnung und die sanften Umrisse italienischer Landschaften, indem sie in die rauheren Eigenheiten eines schroffen Berglandes mehr und mehr überging. Ungefähr um zwei Uhr kamen wir durch ein Dorf, Avio genannt, wo unsere Pferde gewechselt wurden. Hier bekamen wir nur einen Postillion, die

Vorspannpferde wurden kurz angeschirrt und durch eine lange Peitsche regiert; die Postillione hatten eine von der frühern verschiedne Uniform, — ein sicheres Zeichen, daß wir uns schon in Deutschland befanden, — und wirklich hatten wir die Grenze von Tyrol bereits eine Stunde Weges weiter südlich überschritten. Roveredo war eine ansehnliche Stadt, und hier konnten wir Einiges von dem Unabhängigkeitssinn der Tyroler kennen lernen, welche sehr wenig auf die gedruckten Wegverordnungen zu achten schienen. Ich war mit einer „carte de route“ versehen worden, mit der Weisung, meine etwaigen Beschwerden über Mangel an Beförderung, Aufenthalt unterweges oder andere Vergehungen gegen die Postvorschriften darin einzutragen; und dieses that ich in einem Posthause in Gegenwart des Postmeisters, welcher nicht bloß die Zeit unsrer Ankunft und Abfahrt falsch eingetragen hatte, sondern auch grob und säumig gewesen war. Diese Beschwerde suchte er dadurch zn entkräften, daß er seine eingetragenen Worte umändern wollte. Zu diesem Zweck verlangte er den Wegschein von mir, und als ich ihm solchen gab, weigerte er sich, mir ihn zurück zu geben. Darauf faßte ich ihn am Kragen und wand ihm das Papier wieder aus der Hand. Einen Augenblick schien es, als wollte er über mich herfallen; doch fürchtete er vielleicht den Kürzeren zu ziehen und ließ mich gehen. Indessen fuhr er fort, mir laut zu drohen, und als ich das bestrittene Papier wieder nach dem Wagen trug,

ließ ihn der schlechte Mensch von einem Dutzend seiner Helfershelfer umringen, um uns aufzuhalten. Er weigerte sich mir Pferde zu geben, und ich bemerkte dieß sogleich mit Angabe der Zeit in dem Wegschein vor seinen Augen. Dieß schien ihn endlich auf andere Gedanken zu bringen; im Ganzen war er vielleicht froh, uns endlich los zu sein.

Es schien mir beinah, als ob meine Art zu reisen, den Postmeistern besonders unangenehm sei; denn wenn ich gleich mehr bezahlen mußte, so bekamen sie deßhalb nicht mehr und die Regierung zog den Ueberschuß. Dieß wußte ich freilich nicht vorher; sonst würde ich mein Geld gespart haben; da ich aber nun einmal in dieser unangenehmen Lage mich befand, so glaubte ich mir von meinem Rechte nichts nehmen lassen zu dürfen. Ich glaube, es steckt noch Einiges von meiner Matrosennatur in mir, und ich würde den Kerl weidlich durchgedroschen haben, wenn er den Flegel gegen mich herausgekehrt hätte, — und daß die Sache zu seinem Nachtheil hätte enden können, mochte der Schelm wohl gleich anfangs aus meinem festen Zugreifen geahndet haben.

Es war schon dunkel, ehe wir in ein kleines Städtchen kamen, das zwischen hohen Bergen lag, von denen der eine wie eine düstere Mauer, ganz wie in der Schweiz, über dieselbe emporragte. Die Etsch floß durch diese Stadt; es war die Stadt Trient, berühmt durch jene allgemein bekannte Kirchenversammlung.

Das Wirthshaus hatte ein halb schweizerisches, halb deutsches Ansehn. Als ich den Wirth, wie ich dieß nunmehr gewohnt war, nach dem Preis der Zimmer fragte, lachte der Mann mit seinem Bonifacius-Angesicht mich aus, und sagte: „Sie sind jetzt in Deutschland, Sie brauchen sich darum gar nicht zu bekümmern.“ Ich nahm ihn bei'm Wort, und er bewies sich als redlicher Mann. Mitten im Hause war eine Art von Sala, die mit den verschiednen Gemächern in Verbindung stand. Etwa ein Dutzend Wappenschilde, oder was es sonst sein sollte, zierte die Wände desselben, und als ich, um sie genauer zu betrachten, näher hinzutrat, so fand ich Inschriften, welche das Andenken mehrer gekrönter Häupter verewigen sollten, welche das Haus meines Wirths mit ihrem Besuch beehrt hatten. Ich fand darunter die Namen des Kaisers, des vorigen und des jetzigen Großherzogs von Toscana, des Königs von Baiern und a. m. Der König von Baiern ist übrigens ein Freund von Reisen; fast alle Paar Jahre macht er einen Ausflug nach Italien. Auch dem Marquis von Hertfort war ein Wappenschild eingeräumt worden, — vielleicht, weil er tüchtig verzehrt hatte. Diese Sitte habe ich auch in andern Gegenden Europa's einigemal beobachtet.

Am folgenden Tage führte uns die Landstraße, ein bequemer und vorzüglich unterhaltener Fahrweg, das Etschthal aufwärts durch eine Schlucht, die man für eine schweizerische hätte halten können, nur in etwas weniger schroffen Umrissen. Auf den vorderen Bergkuppen standen

einzelne verfallene Thürme, und hier und da erhob sich eine ziemlich gut erhaltene Burg. Eine in der Nähe von Botzen hatte eine außerordentlich malerische Lage; nur konnte ich nicht recht einsehen, wie die Bewohner derselben hinein kommen konnten. Die Landestracht hatte etwas Auffallendes für uns; sie gefiel mir besser, als manche Schweizertracht. Die Männer trugen Hahnenfedern, schief zur Seite, in etwas kecker Weise auf ihre kegelförmigen Hüte aufgesteckt; Manche trugen Flinten, und in dem Benehmen Aller war etwas Freimüthiges, was die Sitten von Bergbewohnern bezeichnet.

Bei Botzen verließen wir die Etsch und folgten einem Nebenfluß derselben; dieser hatte fast dieselbe Breite, als der Strom, der den Namen beibehält. Die Gegend wurde immer romantischer und wilder. Die Bauart der Burgen wurde einfacher, sie waren aber deßhalb nicht weniger malerisch. Der Weg war fortwährend gut und die Pferde vortrefflich; letztere hatten viel Aehnlichkeit mit amerikanischen. Es war schon dunkel geworden, als wir endlich Brixen erreichten. Aber wir fanden deutsche Sauberkeit, deutsche Artigkeit, deutsche Ehrlichkeit und deutsche Familiengemälde. Es hat Jedermann seine Voraltern, die Jedermann aus der einen oder andern Ursache theuer sein können; aber ich sehe nicht ein, weßhalb wir fratzenhaft gepinselte Zerrbilder derselben nach ihrem Tode in unsern Zimmern aufhängen sollten.

Brixen liegt in einem Bergkessel und ist eine Stadt von deutsch-schweizerischem Ansehn. Bald nachdem wir

sie verlassen hatten, fuhren wir den berühmten Paß über den Brenner hinan, welcher weiter nichts Merkwürdiges darbot, als einen langen gewundenen Weg durch Waldungen und ganz gewöhnliche Berglandschaften. Es war noch nicht so lange her, daß wir in der Schweiz gewesen waren, um über diese Fahrt in Entzücken zu gerathen; doch gefiel uns die Gegend. Das Wetter änderte sich, ein Sturm nahte, und ehe wir das Posthaus erreichten, lag der Schnee auf der Landstraße einige Zoll hoch. Zwei Tage vorher hatten wir in Verona Kirschen und Erdbeeren gegessen.

Mit der Zeit ändert sich der Mensch. Als ich in England an's Land stieg, schlug ich einem Bettler ein Sixpence-Stück ab, weil er mich darum ansprach; meine amerikanischen Ansichten fanden sich empört von der Vorstellung, daß ein Mensch betteln könne. Heute scherzte A— — über meine veränderte Stimmung. Nach der in Venedig getroffenen Uebereinkunft war ich nicht verbunden, den Postillionen Etwas zu geben; doch fügte ich gewöhnlich ein Frankenstück ihrer von der Behörde bestimmten Löhnung hinzu. An dieser Stelle unterließ der Postillion ganz bescheiden, sich von mir Etwas auszubitten, wozu er nicht eigentlich befugt war. Ich hatte das Geld schon in der Hand; da ich aber sah, daß der Bursche sich fern hielt, steckte ich es wieder ein, indem ich, ohne weiter darüber nachzudenken, sagte: „Mag er gehen; wenn er das Geld nicht haben will, so braucht er es nicht!“ So hängen wir aber von Gewohnheiten und

Eindrücken ab, und erlauben uns demungeachtet, über Menschen nach einzelnen Proben zu urtheilen, die nach den Umständen ganz verschieden sich gestalten. Vor vier Jahren hätte ich dem Postillion ein Trinkgeld, worauf er keinen Anspruch hatte, abgeschlagen, wenn er mich darum angesprochen hätte, und jetzt wollte ich ihm keins geben, weil er es nicht that! Ich werde noch einiger Zeit bedürfen, bis ich die vernünftige und gerechte Mitte in allen Dingen zu treffen weiß.

Wir kamen bis zur nächsten Station über einen Berg, durch eine wildromantische, wenn auch nicht durchaus schauerliche Gegend, ehe wir um den Gipfel uns wandten. Diesen entdeckten wir, indem wir dem Lauf zweier Bäche aufwärs folgten, die längs der Landstraße hinabrannen; der eine war ein Zufluß der Etsch, und seine Wasser flossen also nach dem Adriatischen Meer, während der andere sich in den Inn ergießt, der in die Donau fällt. Der Weg bergab war desto schöner; wir kamen einen Bergweg hinab, der ganz den herrlichen Ansichten entsprach, die uns beim Hinauffahren so angenehm überrascht hatten.

Bei einer Wendung des Weges stellte sich uns plötzlich ein schöner, bezaubernder Anblick dar. Es war eine ausgedehnte fruchtbare Ebene, durch welche ein ansehnlicher Strom in anmuthigen Krümmungen hinfloß. Der Berg, auf welchem wir uns befanden, senkte sich allmählich bis an seine Ufer an der einen Seite hinab, und eine prächtige Felsenwand erhob sich zwei- bis dreitausend

Fuß an seinem andern Ufer. Grade vor uns sah'n wir eine Stadt liegen, die durch die gewöhnlichen Eigenheiten einer Bergstadt sich auszeichnete, obgleich eine Kathedrale und ein Schloß sich in derselben erhob. Es war Innspruck, die Hauptstadt von Tyrol, das Ziel unserer jetzigen Reise. Wir langten noch früh am Tage in derselben an, und hatten noch hinreichende Zeit, uns an dem Anblick der ziehenden Nebel und an den glänzenden Schneemassen zu ergötzen, welche die nächsten Gipfel noch immer umschauerten.

Auch einige Fernsichten von Gletschern kamen vor, und der Anblick einiger Abteien in dichterischer Umgebung. Innspruck erinnerte mich öfter an Bern. Der Pallast oder das Schloß ist ansehnlich, wenn auch nicht groß, und die Kathedrale hat ein zierliches und ehrwürdiges Ansehn. In der letztern sahen wir eine Reihe von Rittern in ihren alterthümlichen Rüstungen, oder vielmehr eine Reihe von Rüstungen, so aufgestellt, daß sie einer Schaar von Rittern glichen. Ich glaube, es waren die Rüstungen der ehemaligen Beherrscher Tyrols.

Ein Paar englische Meilen von der Stadt liegt eine kleine Veste, die jetzt dem Kaiser gehört und ehmals die Burg der Grafen von Tyrol gewesen sein soll. Wir waren neugierig, sie zu sehen. Wahrlich, ein Fürst eines mäßigen Staates behalf sich vor Zeiten mit einer gar einfachen Wohnung. Man zeigte uns die Burghalle, eine Gemäldesammlung; es waren hochtönende Namen, aber man kann sich kaum eine anspruchlosere Wohnung eines

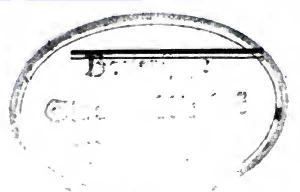
Edelmannes denken. Es kann gar nicht die Rede davon sein, diese Burgen mit den neumodischen Landhäusern, sei es auch nur in Amerika, vergleichen zu wollen; denn Alles, was einigermaßen zur Verannehmlichung des Lebens dient, ist hier auf das Einfachste und Nothdürftigste beschränkt. Diese Burg war zwar etwas besser, als ein gewöhnlicher Yankee-Pallast; denn in diesen findet sich oft der äußerste Mangel an Behaglichkeit neben den ärgsten Ansprüchen auf nutzlose Pracht; indessen kam er mir nicht viel wohnlicher vor, als ob man eine Scheuer nothdürftig zu einer Wohnung eingerichtet hätte.

Die Gemäldegallerie war schauderhaft — ungefähr eben so schlecht, als die, welche man bisweilen in amerikanischen Schenken antrifft, oder wie wir sie am Abend vorher in Brixen bewundert hatten. Uebrigens war das Ganze nicht übel, und auch eine Sammlung von Rüstungen war dabei.

Wir machen hier Halt. Wien zu unserer Linken, die Schweiz zu unserer Rechten und vor uns der Alpenpaß, über den wir zuletzt gekommen sind. Werfe ich einen Blick auf die Karte, so sehe ich die „raschhinwogende Isar", München und noch eine weite Strecke deutscher Länder in jener Richtung vor uns. Wir haben uns entschlossen, vorerst nach Sachsen zu gehn, und in Dresden uns zu besinnen, ob wir noch eine längere Zeit Halt machen oder weiter reisen wollen.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite



gerathen dürfen, da diese Ausgabe nicht nur in der äußern Ausstattung der unsrigen nachsteht, sondern auch in den bereits ausgegebenen Bändchen sowohl einzelne Stellen, als auch ganze Seiten, ja sogar ganze Kapitel des Originals ausgelassen sind.

Bibliothek
klassischer
Schriftsteller Nordamerika's.
1 — 43 Bändchen.

James Paulding's
amerikanische Romane.

4 Theile. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 24 kr. rhein. fl. 2. C. M.

Dieselben enthalten: Wohlauf nach Westen. — Des Holländers Heerd.

In dieser neuen Sammlung, welche nur das Gediegenste der nordamerikanischen Literatur aufnimmt, zeichnet obiges Werk durch die Frische romantischer Schilderungen und durch den rein sittlichen Charakter sich vorzüglich aus.

Der Name Paulding gehört in Amerika zu den gefeierten, und mit Recht nennt man ihn den Lieblingsschriftsteller der Bewohner der neuen Welt. Seine Schöpfungen sind original und national zugleich. Mit Vorliebe schildert er das Leben der Hinterwäldler, die Gefahren und Schrecken der Wildnisse, der Wälder und Ströme, die Einsamkeit der neuen Ansiedler, ihre Kämpfe mit Rothhäuten, Tiegern und Wölfen; die großartige Natur seines Vaterlandes, das Anmuthvolle und Erhabene der Sceuerien der neuen Welt u. s. w. Seine Charaktere sind stets anziehend und so mannichfaltig als das Leben sie beut. Die Darstellung ist rasch bewegt, dramatisch, und fesselt stets die Aufmerksamkeit des Lesers. Beachtenswerth ist die moralische Tendenz, welche jedem seiner Romane zum Grunde liegt und um deren willen man seine Werke der Jugend mit Nutzen in die Hand gibt. Der sittliche Adel der Grundsätze unsers Verfassers hat viel zu dem großen Beifall beigetragen, welchen er selbst bei dem ernst-strengen Anglo-Amerikaner fand.

Wir geben die Romane Paulding's in einer geschmackvollen und treuen Bearbeitung nach der ganz neuen, zu Neu-York erscheinenden Original-Gesammtausgabe. Die übrigen Bände werden rasch folgen.





